

mo hayder

HAUT  
psychotriller



**Mo Hayder**

# **Haut**

**Psychothriller**

Deutsch von Rainer Schmidt

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem  
Titel »Skin«



***TUX - ebook 2010***

# HAUT

## *1*

Die menschliche Haut ist ein Organ, das größte des Körpers, und besteht aus der Dermis, der Epidermis und einer subkutanen Fettschicht. Wenn man sie in einem Stück abziehen und ausbreiten wollte, würde sie eine Fläche von knapp zwei Quadratmetern bedecken. Und sie ist schwer: Bei all dem Protein und dem damit verbundenen Fett hat sie ein enormes Gewicht. Die Haut eines gesunden erwachsenen Mannes wiegt zwischen zehn und fünfzehn Kilo, je nach seiner Größe. Genauso viel wie ein kleines Kind.

Die Haut einer Frau dagegen wiegt etwas weniger. Auch ihre Fläche ist kleiner.

Die meisten Männer mittleren Alters, selbst

diejenigen, die allein in einer entlegenen Gegend von Somerset leben, würden niemals darüber nachdenken, wie eine Frau ohne ihre Haut aussähe. Sie würden auch keinen Grund haben, sich zu fragen, wie ihre Haut aussähe, wenn man sie ausgespannt auf eine Werkbank nagelte.

Aber natürlich sind die meisten Männer nicht wie dieser Mann.

Dieser Mann ist völlig anders.

## 2

Tief in den regennassen Mendip Hills in Somerset liegen acht überflutete Kalksteinbrüche. Sie wurden schon vor langer Zeit stillgelegt; ihre Eigentümer haben sie durchnummeriert, von eins bis acht, und sie liegen in einem hufeisenförmigen Halbkreis

beieinander. Nummer acht, am südöstlichen Ende, grenzt beinahe unmittelbar an das, was in der Umgebung als Elf's Grotto bezeichnet wird: die Elfengrotte, ein System aus tropfenden Höhlen und Gängen, die tief in die Erde hinunterreichen. Den regionalen Mythen zufolge führen geheime Ausgänge aus diesem Höhlensystem in die alten römischen Bleibergwerke, und in alten Zeiten haben die Elfen in Elf's Grotto die Tunnel als Fluchtwege benutzt. Manche sagen, wegen all der Sprengungen im zwanzigsten Jahrhundert münden diese Tunnel jetzt direkt in die gefluteten Steinbrüche.

Sergeant »Flea« Marley, die Leiterin der Unterwasser-Suchereinheit der Avon and Somerset Police ließ sich kurz nach vier an einem klaren Mainachmittag in den Steinbruch Nummer acht gleiten. Sie dachte nicht an geheime Eingänge. Sie suchte nicht nach Löchern in der Wand. Sie dachte an eine Frau, die seit drei Tagen vermisst war. Die Frau hieß

Lucy Mahoney, und die Profis an Land glaubten, ihre Leiche könnte hier unten sein, irgendwo unter dieser weiten Wasserfläche, eingerollt in den Tang auf einem dieser Simse.

Flea tauchte zehn Meter hinunter und bewegte den Unterkiefer hin und her, um den Druck in ihren Ohren auszugleichen. In dieser Tiefe war das Wasser von einem gespenstischen, fast graugrünen Blau, und nur ein zarter Hauch von milchigem Kalksteinstaub schwebte da, wo ihre Flossen ihn aufgewirbelt hatten. Perfekt. Normalerweise herrschte in dem Wasser, in dem sie tauchte, null Sichtweite - als würde sie durch eine Suppe schwimmen, sodass sie ganz auf ihren Tastsinn angewiesen war -, aber hier unten konnte sie mindestens drei Meter weit sehen. Sie entfernte sich von der Einstiegsstelle und hangelte sich an der Kalksteinwand entlang, bis der Zug der Sicherungsleine konstant war. Sie erkannte jedes Detail, jede sich wiegende Wasserpflanze, jeden Steinblock auf dem

Grund. Jede Stelle, an der eine Leiche hätte landen können.

»Sarge?« Police Corporal Wellard, ihr Leinenführer, sprach in sein Funkmikrofon, und seine Stimme ertönte in ihrem Ohr, als stünde er neben ihr. »Sehen Sie was?«

»Ja«, murmelte sie. »Ich sehe die Zukunft.«

»Hä?«

»Ich kann in die Zukunft sehen, Wellard. Ich sehe, wie ich in einer Stunde völlig durchgefroren hier auftauche. Und ich sehe die Enttäuschung in allen Gesichtern, weil ich mit leeren Händen komme.«

»Wieso?«

»Keine Ahnung. Ich glaube nur nicht, dass sie hier unten ist. Fühlt sich nicht so an. Seit wann wird sie vermisst?«

»Seit zweieinhalb Tagen.«

»Und ihr Wagen. Wo war der geparkt?«



»'ne halbe Meile weit von hier. Auf der B 3135.«

»Hielt man sie für depressiv?«

»Ihr Exmann wurde im Zusammenhang mit der Vermisstenmeldung befragt. Er sagt ganz entschieden, sie war es nicht.«

»Und sonst keine Verbindung mit dem Steinbruch? Nichts, was ihr gehört? Sie war nicht schon öfter hier oder so was?«

»Nein.«

Flea paddelte mit den Flossen ein Stück weiter, und die Nabelschnur - die Luft- und Sprechfunkleitung, die sie mit der Oberfläche verband - wehte sanft hinter ihr her. Steinbruch Nummer acht war ein berühmter Ort für Selbstmörder. Vielleicht hatte der polizeiliche Fahndungsberater, Stuart Pearce, die Ansicht der Familie über Lucy Mahoney nicht geteilt. Vielleicht hatte er deshalb diese spezielle Nadel in die Landkarte gestochen

und sie zu dieser Suchaktion eingeteilt. Entweder das - oder er klammerte sich an einen Strohhalm. Sie war Stuart Pearce schon begegnet. Vermutlich war Letzteres der Fall.

»Konnte sie schwimmen, Wellard? Ich hab vergessen, danach zu fragen.«

»Ja. Sie war eine gute Schwimmerin.«

»Dann muss sie sich mit einem Gewicht belastet haben, wenn sie Selbstmord begangen hat. Mit einem Rucksack oder so was. Das bedeutet, sie muss sich nah am Rand befinden. Lassen Sie uns die Suche im Pendelmuster durchführen, bis auf zehn Meter hinaus.«

»Äh, Sarge, da gibt's ein Problem. Bei zehn Metern kommen Sie tiefer als fünfzig Meter.«

Wellard besaß einen Plan des Steinbruchs. Flea hatte ihn oben studiert. Als die Steinbruchfirma fingerförmige Löcher gebohrt hatte, um den Sprengstoff hineinzuschieben, hatten sie zehn Meter lange Bohrer benutzt,

und folglich war das Gestein - bevor sie die Pumpen abschalten und das Wasser in den Steinbruch strömen ließen - in zehn Meter dicken Scheiben abgesprengt worden. An einem Ende betrug die Wassertiefe zwanzig bis dreißig Meter, am anderen war es tiefer; da ging es mehr als fünfzig Meter hinunter. Die Vorschrift der Gesundheits- und Sicherheitsabteilung war eindeutig: Kein Polizeitaucher hatte die Genehmigung, tiefer als fünfzig Meter zu tauchen. Niemals.

»Sarge? Haben Sie gehört? Am Ende des Suchbogens wären Sie fünfzig Meter tief. Vielleicht tiefer.«

Sie räusperte sich. »Haben Sie das ganze Bananenbrot aufgegessen?«

»Hä?«

An diesem Morgen vor Dienstantritt hatte sie Bananenbrot für das ganze Team gebacken. So etwas tat sie normalerweise nicht. Sie war die

zweitjüngste nach Wellard und der Boss, aber sie bemutterte niemanden. Und sie hatte es nicht getan, weil sie gern backte. Sie hatten in letzter Zeit schlimme Zeiten durchgemacht: Einer von ihnen hatte aus psychischen Gründen Sonderurlaub, und nach dem, was er zu Anfang der Woche hatte durchmachen müssen, würde er wahrscheinlich nicht zurückkehren. Dazu kamen ihre miesen Launen; in den letzten zwei Jahren war es ein Albtraum gewesen, mit ihr zu arbeiten. Ab und zu musste sie ihnen etwas zurückgeben.

»Haben wir, ja. Aber Sarge, da sind ein paar Senken, die weit über fünfzig Meter tief sind.«

»Auf wessen Seite stehen Sie, Wellard? Auf unserer oder auf der des Sicherheitsbeauftragten?«

Schweigen. Besser gesagt, Wellards lautloses Murren. Wenn es darum ging, sich wie ein altes Weib aufzuführen, steckte er mühelos das ganze Team in die Tasche. »Okay. Aber wenn

Sie es wirklich machen wollen, werde ich den Lautsprecher leiser stellen. Der ganze Steinbruch kann Sie hören, und wir haben heute eine Zuschauergalerie.«

»Wieso?«

»Da ist eine Verkehrsstreife vorbeigekommen, um zu gucken, und die stehen jetzt da oben auf den Zementstaubdünen. Ich glaube, sie trinken Kaffee.«

»Ich nehme an, dieser bescheuerte Fahndungsberater ist nicht dabei, oder?«

»Noch nicht.«

»Wie schön.« Jetzt wurde sie sarkastisch. »Es wird nur manchmal als höflich empfunden, wenn der Fahndungsberater seinen Arsch ebenfalls aus dem Bett bewegt, wenn er ein Team rausjagt wie in diesem Fall.«

Sie wurde langsamer. Im dunkler werdenden Wasser vor ihr spannte sich ein Netz über

ihren Weg. Dahinter lag der Abschnitt, wo der Grund auf über fünfzig Meter abfiel. Das Wasser dort wirkte dunkler und blauer. Kälter. Der Bereich war so unsicher, dass die Firma dort ein Netz gespannt hatte, um die Hobbytaucher, die hier manchmal ihre Übungen absolvierten, zurückzuhalten. Sie griff in das Netz, schaltete die Tauchlampe ein und richtete den Lichtstrahl auf den Boden des Steinbruchs, der dort steil abfiel.

Sie war Pearce erst einmal begegnet, aber das hatte genügt. Sie würde sich von ihm nicht einschüchtern lassen. Selbst wenn es bedeutete, gegen alle Berufsregeln zu verstoßen - sie würde den Teufel tun und die Suche hier abbrechen. Rechts neben sich entdeckte sie ein in Beton eingelassenes Schild. Die Worte waren grün von Algen: Gefahr: Tiefe über 50 Meter. Stichprobenkontrollen der Tauchcomputer in diesem Bereich. Tauchen Sie nicht jenseits Ihrer Fähigkeiten.

Eine gute Stelle, um den Tauchcomputer aufzuhängen, dachte sie. Nimm das Gerät vom Handgelenk, häng es an einen der Nägel, und auf dem Rückweg kannst du es wieder abholen. Niemand würde nachher bei einer Kontrolle merken, dass du tiefer als fünfzig Meter getaucht bist. Die Computereinheit oben registrierte kein Tauchprotokoll. Solche Tricks hatte ihr Dad angewandt, als er noch lebte. Er war ein Extremsporttaucher gewesen, und er hatte alles getan, um die Grenzen immer weiter zu verschieben und so tief zu tauchen, wie er wollte.

Mit ihrem Tauchermesser schnitt sie ein Loch in das Netz. Dann nahm sie vorsichtig den Tauchcomputer ab und hängte ihn an das Schild. Mit eingeschalteter Lampe glitt sie durch die Öffnung und folgte dem Lichtstrahl hinunter in die Dunkelheit.

Der Steuerstrich ihres Kompasses lag hart auf Nordwest, als sie anfang

abwärtszuschwimmen, tiefer und immer tiefer; sie folgte der Felsformation und blieb ungefähr zwei Meter darüber. Wellard rollte die Führungsleine hinter ihr ab. Der Plan hatte gestimmt: Es war tief hier. Sie glitt langsam nach unten, ließ sich vom Lichtstrahl leiten und rechnete im Kopf. Ohne Computer würde sie Grundzeit und Dekompressionspausen selbst kalkulieren müssen.

Im Dunkeln rechts von ihr bewegte sich etwas. Sie riss die Lampe herum und spähte in den Lichtstrahl; sie pendelte aus und schwebte horizontal im Wasser. In Steinbruch Nummer acht lebten keine Fische. Er war vor Jahren geflutet worden, und das Unternehmen hatte niemals welche eingesetzt. Bäche waren auch nicht in der Nähe, also würde es nicht mal Krebse geben. Außerdem - was sich da bewegt hatte, war kein Fisch. Es war zu groß gewesen.

Ihr Herz schlug tief in der Brust. Sie atmete gleichmäßig - zu tief, und sie würde



aufsteigen, zu flach, und sie würde Auftrieb verlieren. Hier unten sollte und konnte sich nichts bewegen, denn es gab auch keine Strömung. Alles sollte still sein. Langsam schwamm sie auf die Stelle zu, wo sie die Bewegung bemerkt hatte.

»Sarge?« Wellard hatte oben sofort gemerkt, dass sie den Kurs gewechselt hatte. »Alles okay?«

»Ja, ja. Geben Sie mir noch ein Bar.«

Wenn sie tiefer ging, war es Wellards Aufgabe an der Steuereinheit, den Druck der Luft zu erhöhen, die durch die Nabelschnur zu ihr herunterkam. Sie drehte sich um und leuchtete mit der Lampe hinter sich, um zu sehen, wie weit sie sich von dem Netz entfernt hatte. Wahrscheinlich war sie ungefähr siebenundvierzig Meter tief und ging langsam tiefer. Noch drei Meter, und sie hätte die vorgeschriebene Tauchgrenze erreicht. »Ja - auf sechzehn.«

»Sechzehn Bar? Das bringt Sie auf...«

»Ich weiß, wohin es mich bringt. Lassen Sie das meine Sorge sein.«

Sie schwamm weiter und streckte jetzt die Hände vor sich aus, weil sie nicht sicher war, was sie erwartete. Achtundvierzig Meter. Neunundvierzig. Jetzt war sie da, wo sie die Bewegung gesehen hatte.

»Sarge? Wissen Sie, wie tief Sie sind?«

»Halten Sie«, flüsterte sie. »Halten Sie mich stabil.«

Sie richtete die Lampe nach oben und schaute in die Höhe. Es war eine ungemütliche Haltung, denn die Maske wollte sich heben, sodass Wasser eindringen konnte. Sie drückte sie mit den Fingerspitzen ans Gesicht und spähte in den silbrig sprudelnden Strom der Luftblasen, die in einer langen Kolonne zielstrebig über ihr hochstiegen - zur Oberfläche, die jetzt so weit entfernt war, dass

man sie nicht mehr erkennen konnte. Da befand sich etwas in dieser funkelnden Säule. Flea war sicher. Etwas Dunkles schwamm da oben. Ein Schauer lief ihr über den Rücken. Waren das nackte Fußsohlen?

»Sarge, das reicht. Sie sind über fünfzig. Können Sie mich hören?«

»Hey, Wellard«, flüsterte sie. Die Luftblasen waren verschwunden, hatten sich aufgelöst in frostige Zacken aus Licht. Plötzlich sah alles wieder so aus, wie es sein sollte. Das Wasser war leer. »Ist hier noch jemand drin?«

»Noch jemand?«

»Ja«, fauchte sie; es sollte nicht klingen, als hätte sie Angst. Hoffentlich waren die Lautsprecher leise gestellt. Nicht jeder am Ufer brauchte ihre Stimme zu hören. »Schwimmt außer mir noch jemand hier herum? Das müssten Sie doch mitbekommen haben.«

Pause. Ein kurzes Zögern. Dann seine Stimme, ein wachsamer Unterton. »Boss? Sie wissen, dass Sie weit drüber sind, oder? Vielleicht wird's Zeit, den zweiten Mann runterzuschicken.«

N2-Narkose, meinte er. In dieser Tiefe war es leicht, von der desorientierenden, giftigen Wirkung überwältigt zu werden, die Stickstoff unter hohen Druckverhältnissen haben konnte. Sie dachte und reagierte, als hätte sie einen Nachmittag im Pub verbracht. Eine Halluzination wie diese vorhin war das klassische Merkmal einer N2-Narkose. Sie starrte den Luftblasen nach. Da war etwas Dunkles gewesen, so groß wie eine große Schildkröte. Aber ohne Panzer. Es war glatt und haarlos gewesen, agil und kräftig. Mit den Füßen eines Menschen.

»Ich habe keine Narkose, Wellard, ich schwör's Ihnen. Sagen Sie mir nur, dass hier unten nicht noch jemand herumschwimmt. Das

ist alles.«

»Da ist sonst niemand, okay? Und der Rettungstaucher bereitet sich jetzt vor.«

»Nein.« Ihre Nabelschnur war hinter ihr an einem Grat oder einem Stein hängen geblieben. Gereizt hob sie die Schultern, wedelte mit der rechten Hand und spürte, wie das Kabel sich wieder löste und freikam. »Nicht nötig, dass jemand herunterkommt. Ich bin hier fast fertig.«

Wellard hatte natürlich recht. Wenn es sich um eine Narkose handelte, dann sollte sie herauskommen. Aber sie brauchte noch eine Minute, um sich zu vergewissern, dass sie alles abgesucht hatte. Also neigte sie sich nach unten, und es fühlte sich gut an, wie der Druck auf der Maske nachließ. Sie leuchtete nach vorn. Dort, ungefähr zehn Meter weiter, war die Wand des Steinbruchs zu Ende; sie hatte den Grund erreicht. Weiter ging es nicht, und es gab keinen Zweifel: Lucy Mahoney war

nicht hier. Gut. Sie hatte recht gehabt. Es würde Spass machen aufzusteigen und Pearce mitzuteilen, dass er sich geirrt habe.

Die Gummidichtung ihrer Maske sog sich an ihrem Gesicht fest - und blockierte.

Sie griff nach der Maske. Versuchte, Atem zu holen. Aber da kam nichts; die Dichtung saugte sich noch fester, und sie verspürte einen vertrauten Druck unter dem Brustbein. Sie kannte das Gefühl vom Training her. Die Luft kam nicht durch. Sie fummelte über ihrem rechten Ohr an der Maske. Das war sicher kein Problem; das Team da oben pumpte die Luft zu ihr herunter, und der Vorrat konnte nicht zu Ende sein. Aber manchmal verhakte sich die Nabelschnur mit dem Druckhebel an der Maske und sperrte die Zufuhr ab. Das war leicht zu beheben. Wenn man Ruhe behielt. Ruhe.

Ihr Herz klopfte, als sie den Hebel fand. Sie drückte ihn herunter und versuchte noch

einmal zu atmen. Ihre Rippen spannten sich. Nichts kam. Sofort stellte sie den Hebel hoch.

Nichts.

Herunter. Nichts.

»Sarge?« Wellard klang panisch. »Was ist los? Was läuft da unten?«

Aber sie hatte keine Luft zum Antworten. Die Arme schmerzten. In ihrem Kopf dröhnte es, und es fühlte sich an, als wäre er auf die zweifache Größe angeschwollen. Als stünde jemand auf ihrer Brust. Sie riss den Kopf in den Nacken. Ihr Mund stand weit offen. Sie tastete nach dem Schalterblock an ihrer Weste, um auf die Notfallflasche umzuschalten.

»Sarge? Ich habe sämtliche Ventile offen, aber irgendwoher dringt Luft ein. Haben Sie Druck?«

Sie wusste, was da oben jetzt vorging. Der Standby-Taucher würde sich hektisch in den

Anzug zwängen; vor lauter Panik würden seine Finger sich in den Gurten der Maske verheddern, und er würde alles vergessen, was er gelernt hatte. Seine Knie würden zittern. Er würde nicht rechtzeitig kommen. Sie hatte nur noch Sekunden, keine Minuten mehr.

Mit einer gefühllosen Hand schlug sie an ihre Weste. Fand den Schalterblock nicht. Ihr Kopf schwoll immer weiter, immer härter an. Es kribbelte in ihren Gliedern.

»Ich muss Sie rausziehen, Sarge. Das muss ich einfach.«

Sie hörte nicht mehr zu. Die Zeit lief immer langsamer, und Wellard, der verzweifelt die Führungsleine einholte und sie herauszog, war in einer anderen Welt. Auf einem anderen Planeten. Sie wusste, dass ihr erschlaffter Körper sich ruckartig rückwärts durch das Wasser bewegte. Sie spürte, dass die Lampe aus ihren Fingern glitt, sie fühlte, wie sie träge an ihr Bein stieß, bevor sie versank. Sie



versuchte nicht, sie festzuhalten.

In der Dunkelheit zehn Meter vor ihr war etwas aufgetaucht, das aussah wie eine weiße Qualle. Nicht das, was sie kurz vorher halluziniert hatte, sondern etwas anderes, das sich blähte, sich in gespenstischen Spiralbewegungen hob und senkte wie eine Wolke aus Haaren. Es schien da zu schweben, von unsichtbaren Strömungen hin und her geschoben, als wäre es irgendwohin unterwegs gewesen - vielleicht zum Grund - und hätte jetzt innegehalten, um sie zu beobachten. Als interessierte es sich für das, was hier passierte. Für ihren Kampf.

Die Oberseite dieses Dings hob sich, streckte sich, verlängerte sich zu langen, rankenähnlichen Haaren, und jetzt wusste sie, was sie sah.

Mum.

Mum, die seit zwei Jahren tot war. Das lange

blonde Haar, das sie immer im Nacken zu einem Knoten gebunden hatte, hob sich und wallte in der Dunkelheit, wehte um ihr Gesicht.

»Wach auf, Flea. Gib Acht auf dich.«

Flea antwortete nicht. Sie konnte es nicht. In der realen Welt hatte ihr Körper sich auf die Seite gelegt und zuckte wie ein Fisch mit geplatzter Schwimmblase.

»Gib Acht auf dich.«

Mum drehte sich. Mit den Bewegungen ihrer kleinen weißen Hände steuerte sie ihren Körper so, dass sie Flea ins Gesicht sehen konnte. Ihr Haar umwehte sie, und ihre schlanken weißen Beine schwebten hinter ihr wie ein Schleier. Ihr liebes, fahles Gesicht war jetzt ganz nah, und sie legte Flea die Hände auf die Schultern. »Hör zu.« Ihr Ton war scharf. »Wach auf! Sofort. Gib Acht auf dich.«

Sie schüttelte Flea, und als diese nicht

reagierte, umfasste sie ihre Hand, führte sie zu dem Schalterblock und legte den Schalter um, der die Sauerstoffversorgung auf die Tauchflasche umstellte.

Luft flutete in die Maske. Ihre Lunge blähte sich mit einem Schlag und riss ihr den Kopf in den Nacken. Licht blendete ihre Augen. Sie atmete noch einmal ein, schleuderte die Arme zur Seite und hustete. Die Luft war trocken in ihrer verdorrten Lunge. Beim nächsten panischen Atemzug spürte sie, wie ihr Herz wieder schlug, wie das Blut in ihren Schläfen hämmerte. Noch einmal einatmen. Sie ruderte blindlings mit den Armen, und die Anzeigen ihrer Ausrüstung und der Lungenautomat bewegten sich wie Tentakel um sie herum, als sie sich im Wasser aufrichtete. Wellard hatte sie in seiner Panik auf dem Grund entlanggeschleift. Schlick war aufgewirbelt und wallte um sie herum wie Rauch. Schlaff hing sie im milchigen Wasser und ließ sich an der holprigen Wand entlangziehen.

Mum?

Aber das Wasser rauschte an ihr vorbei, und sie hörte nur Wellards panische Stimme aus dem Kopfhörer. »Sind Sie da, Sarge? Um Gottes willen, antworten Sie doch!«

»Alles okay.« Sie hustete. »Sie können jetzt aufhören, mich zu ziehen.«

Jäh lockerte sich die Leine, und Flea bewegte sich nicht weiter. Sie schwebte mit dem Gesicht nach unten im Wasser, ihre Hand lag immer noch auf dem Notschalter. Sie starrte auf die Stelle, wo sie ihre Mutter gesehen hatte. Das Wasser war leer. Noch eine Halluzination.

Sie begann zu zittern. Es war knapp gewesen. Sie hatte gegen die Sicherheitsvorschriften verstoßen und eine Notaktion ausgelöst, und das ganze Team hatte gehört, wie sie in einen Tiefenrausch geriet. Sie hatte sich dabei sogar in die Hose gemacht; sie spürte, wie es nass in

ihrer Neoprenkleidung herunterlief.

Aber das war egal. Eigentlich war es egal. Sie lebte noch. Sie lebte. Und so würde es bleiben.

### 3

Die Major Crime Investigation Unit - MCIU, das Dezernat für Schwerverbrechen der Polizei von Bristol - hatte es mit einem der berühmtesten Fälle seiner Geschichte zu tun. Bis vor wenigen Tagen war Misty Kitson eine B-Prominente gewesen, landesweit nur dafür bekannt, dass sie eine weitere Fußballergattin war, die sich genug Kokain in die Nase gezogen hatte, um sie von innen heraus zu zerstören und die Scheidewand zu zerfressen. Monatelang hatte die Presse sich darum gerissen, Bilder von ihrer Nase zu bekommen. Jetzt riss sie sich darum herauszufinden, was passiert war, als sie aus einer Rehaklinik am

anderen Ende von Somerset hinausspaziert und nie wieder gesehen worden war.

Die Polizei hatte das Land rings um die Klinik nach ihr abgesucht und in einem Radius von zwei Meilen jedes Haus auf den Kopf gestellt, jeden Wald durchkämmt, in jeden Viehstall geschaut. Es war beispiellos - die größte Geländefahndung, die die Polizei jemals unternommen hatte, und das Ergebnis gleich null. Keine Leiche. Kein Hinweis. Misty Kitson hatte sich in Luft aufgelöst.

Die Öffentlichkeit war fasziniert von diesem Rätsel und der Einheit, die hier ermittelte. Sie betrachtete das Dezernat für Schwerverbrechen als Eliteteam: eine Gruppe von engagierten und erfahrenen Männern, die ihre ganze Energie auf den Fall verwandten. Sie stellte sich vor, wie diese Männer in ihren Köpfen, ja in ihrem ganzen Leben nur noch Platz für diesen Fall hatten, wie sie sich ausschließlich ihm widmeten. Im Großen und

Ganzen stimmte das auch: Die Polizisten, die den Fall bearbeiteten, waren wild entschlossen, Misty zu finden.

Das heißt, alle bis auf einen.

Nur ein Mann hatte Mühe, sich auf Misty zu konzentrieren. Ein Mann stellte fest, dass sein Kopf, was immer er eigentlich tun und wie viel Zeit er auch darauf verwenden sollte, Misty Kitson zu suchen, sich immer nur in eine Richtung bewegte, nämlich rückwärts. Zurück zu einem anderen Fall, an dem er in der Woche zuvor gearbeitet hatte. Zu einem Fall, den er zu den Akten hätte legen und hinter sich hätte lassen sollen.

Dieser Mann war Detective Inspector Jack Caffery.

DI Caffery war neu bei der MCIU, aber er hatte fast zwanzig Jahre Erfahrung, hauptsächlich bei der Mordkommission der Metropolitan Police London, und nie ein

Problem damit, einen Fall loszulassen.

Aber er hatte auch noch nie einen Fall bearbeiten müssen, der ihm Angst einjagte.

Nicht wie es Operation Norwegen getan hatte.

Um halb neun am Morgen nach Fleas Unfall in Steinbruch Nummer acht saß Caffery am anderen Ende der Stadt in seinem verdunkelten Büro im Gebäude des MCIU in Kingswood. Er hatte die Jalousien heruntergelassen und die Tür geschlossen und sah sich eine DVD an.

Sie zeigte zwei Männer in einem unbeleuchteten Zimmer in einem verwahrlosten, leer stehenden Mietshaus. Der eine Mann war neunundzwanzig, trug eine lederne S&M-Haube mit Reißverschlüssen und war nackt bis zur Taille. Er bereitete ein paar Werkzeuge vor und hielt sie ins Bild. Der andere war neunzehn ebenfalls nackt bis zur Taille, aber nicht freiwillig. Er war bewusstlos und unter Drogen und lag angeschnallt auf



einer Werkbank. Er rührte sich nicht, bis der Vermummte eine Bügelsäge an seinen Hals legte. Dann bewegte er sich doch, und zwar heftig.

Dieses Video war überall bei der Polizei berüchtigt. Die Presse wusste, dass es existierte, und hätte alles darum gegeben, um wenigstens Teile davon zu sehen. Es zeigte den Tod und die Beinaheenthauptung eines Jungen namens Jonah Dundas. Caffery war nur wenige Minuten zu spät in diesen Raum eingedrungen, um ihn noch zu retten. Die meisten Kollegen, die bei der Operation Norwegen dabei gewesen waren, bestanden darauf, dass der Ton abgestellt wurde, wenn sie sich das Video ansehen mussten. Nicht Caffery. Für ihn gehörte es einfach nur zur Suche nach Antworten.

Er ließ es bis zu der Stelle laufen, wo er hereingestürmt und der Vermummte geflüchtet war. Dann ging er zurück zum Anfang, zu dem

Teil, der ihn interessierte: zu den ersten fünf Minuten, die Dundas allein und festgeschnallt in dem Raum verbracht hatte, bevor der Vermummte mit der Enthauptung begann. Caffery drückte sich die Kopfhörer an die Ohren, rutschte auf seinem Stuhl nach vorn und beugte sich zum Monitor.

Der Name »Operation Norwegen« war beliebig gewählt. Der Fall hatte nichts mit Norwegen zu tun, aber alles mit Afrika. Der Mann mit der Sadomaso-Haube - der »Onkel«, wie sie ihn nannten - hatte ein Projekt in der afrikanischen Community von Bristol betrieben. Habgier, Sadismus und Zufall hatten dazu geführt, dass er sich einen uralten Glauben der Community zunutze machen konnte, der vage als »Muti« oder afrikanische schwarze Magie bezeichnet wurde: den Glauben, dass manche Teile des menschlichen Körpers zur Behandlung von medizinischen oder spirituellen Problemen benutzt werden könnten. In den letzten zehn Jahren hatte es in

ganz Europa nur acht ähnliche Fälle gegeben, und für die britische Polizei war es Neuland gewesen. Aber sie hatten immerhin erfahren, dass ein menschlicher Kopf, der Kopf eines jungen Mannes - besonders wenn er dem Opfer bei lebendigem Leib abgetrennt worden war -, in manchen Kreisen Unsummen von Geld einbrachte. Das war Dundas' Pech gewesen.

Die Operation Norwegen war geplatzt, bevor der Kopf verkauft werden konnte, und die Polizei hatte zwei Personen verhaftet: den Vermummten - einen Einheimischen - und einen illegal eingewanderten Afrikaner, der ihn in diesen Gebräuchen unterwies und ihm geholfen hatte, Kunden für seine Ware zu gewinnen. Der Afrikaner befand sich immer noch in Haft und versuchte, die Polizei davon zu überzeugen, dass sein Name Johnny Brown sei und er einen britischen Pass besitze. Bei der Durchsuchung hatten sie festgestellt, dass er einen Schlüsselanhänger mit der

tansanischen Nationalflagge bei sich trug und sein T-Shirt in Tansania hergestellt war, und jetzt kämmte die MCIU Akten aus Daressalam nach Hinweisen auf ihn durch.

»Was ist denn das?« Superintendent Rolf Powers, der Chef der MCIU, öffnete um zehn nach neun die Tür. »Kein Licht? Ist ja wie im Zimmer meines halbwüchsigen Sohnes.« Er schaltete die Leuchtstoffröhren ein. »Wo waren Sie? Ich habe soeben eine ganze Pressekonferenz über den Fall Kitson ohne Sie abhalten müssen.«

Caffery stoppte die DVD und drehte den Monitor so, dass der Superintendent ihn sehen konnte. »Schauen Sie sich das an.«

Powers tat es und runzelte die Stirn. »Das ist die Operation Norwegen. Damit sind wir fertig. Die Unterlagen dürften Ende des Monats bei der Staatsanwaltschaft sein.«

»Sehen Sie mal.« Caffery tippte auf den

Bildschirm. »Es ist wichtig.«

Powers, ein großer, breitschultriger und gut gekleideter Mann, schloss die Tür und kam herein. Sicher war er früher sportlich gewesen, aber seine Lebensweise hatte ihren Tribut gefordert. Er legte die Mappe, die er in der Hand hielt, auf den Schreibtisch und zog sich einen Stuhl heran.

Auf dem Standbild, das Dundas auf dem Tisch zeigte, sah man noch eine Gestalt, die neben seinem Kopf stand und der Kamera den Rücken zuwandte. Sie war vorgebeugt und konzentrierte sich auf irgendeine Tätigkeit. Als sie Dundas' Kopf nach den Festnahmen in die Rechtsmedizin gebracht hatten, war festgestellt worden, dass ihm Haarbüschel fehlten, - und zwar an der Stelle, auf die sich die Gestalt auf dem Videobild konzentrierte.

Powers schüttelte den Kopf. »Das ist der Tansanier. Johnny Brown, oder wie immer er auch heißt. Den wir eingesperrt haben.«

»Das ist er nicht. Er lügt.«

»Jack, der kleine Scheißer hat es schon tausendmal zugegeben. Ganz klar: Er habe Dundas die Haare abgeschnitten, um sich daraus ein Voodoo-Armband zu machen. Wenn er es nicht ist, wer, zum Teufel soll es dann sein? Die Unterstützungseinheit hat alles durchkämmt. Die Bude war leer. Da war niemand. Und da war kein Ausgang.«

Caffery starrte die Gestalt auf dem Monitor an. Von allen, die sich das Video angeschaut hatten, war niemandem das Offensichtliche aufgefallen: Diese Gestalt sah nicht völlig menschlich aus. »Nein«, sagte er, »das ist er nicht. Die Jungs im Zellentrakt haben ihn für mich gemessen: Er ist eins sechzig groß. Klein, aber nicht so klein. Die Kamera stand exakt einen Meter fünfzig hoch und zwei Meter vom Tisch entfernt. Ich habe mir die Pläne der Spurensicherung angesehen. Johnny Brown müsste bis hierher reichen.« Er deutete

auf eine Stelle auf dem Monitor. »Er ist mehr als einen Kopf größer. Und schauen Sie sich die Schultern an. Mit denen stimmt auch was nicht, und zwar ernsthaft.«

»Sie haben ihn verkleidet - das hat er zugegeben - und ihn dann losgeschickt, damit er Leuten so viel Angst einjagte, dass sie ihren Voodoo-Quatsch kauften. Ziemlich primitives Zeug, was die da glauben - aber selbstverständlich würde ich mich so nie darüber äußern.«

Caffery starrte ihn mit versteinerner Miene an. »Wie kann man jemanden >verkleiden<, damit er so aussieht? Schauen Sie doch hin.«

»Prothesen. Beleuchtung.«

»Da waren keine Prothesen, als wir die Bude durchsucht haben. Und Brown hatte Dundas' Haare nicht bei sich, als er festgenommen wurde, oder?«

»Er sagt, er habe sie weggeworfen. Sie können

mich für begriffsstutzig halten, für einen Hinterwäldler oder wie immer ihr uns bei der Londoner Met sonst nennt, aber wenn einer so ein Geständnis ablegt, finden wir hier draußen in der Provinz es einfacher, ihm schlichtweg zu glauben. Nein.« Seine Stimme bekam plötzlich einen geschäftsmäßigen Ton. »Nein, Jack. Lassen Sie uns so tun, als hätte dieses Gespräch nie stattgefunden. Operation Norwegen ist erledigt, okay?« Er stand auf und schob die Mappe, die er mitgebracht hatte, zu Caffery hinüber. »Damit sollen wir unsere Zeit jetzt verbringen, sagt der Chef. Und das ist der Fall, für den ich ab jetzt meine Betablocker nehme. Machen Sie auf.«

Caffery gehorchte. Die Mappe enthielt sechs Zwanzigmal-fünfundziebzig-Hochglanzfotos. Fotos von Kleidungsstücken, die neben einem Maßband ausgebreitet waren. Frauensachen. Ein Kleid. Ein Paar hochhackige Sandalen. Eine violette Samtjacke. Ein silbernes Handy. »Misty Kitson?«



»Natürlich. Das sind Reproduktionen der Sachen, die sie anhatte. Wir haben sie an alle Abteilungen verschickt. Jede Person in jedem Büro dieser Polizei wird heute Abend einen Satz dieser Bilder am Arbeitsplatz hängen haben. Selbst wer keine Zeitungen liest und niemals fernsieht, wird von ihr wissen.« Powers ging zu der Landkarte an der Wand, schob die Hände in die Taschen und studierte sie. »Ich kapiere's nicht. Wirklich nicht. Ein Zwei-Meilen-Radius, die größte Aktion, die ich bei der Polizei je erlebt habe, jeder Zollbreit abgesucht - und wir haben nichts gefunden. Nicht die Bohne. Herrgott, Sie hören mir überhaupt nicht zu, was?«

Caffery saß vorgebeugt da und starrte auf das Obduktionsfoto an der Wand, auf Dundas' Haare, von denen ganze Büschel fehlten.

Powers nahm ein Foto von Mistys Kleidern und pinnte es demonstrativ über das Bild des toten Dundas. »Jack, da draußen warten drei

Detective Sergeants und vier Constables darauf, dass Sie ihnen sagen, was sie tun sollen. Denn sie wollen sie finden.«

Caffery öffnete seine Schublade und nahm die Fotos von einer anderen, zwei Nächte zuvor vorgenommenen, Obduktion heraus. Er hatte sie gestern Abend über die Centrex-Guardian-Datenbank bekommen, und sie enthielten alles, was er brauchte. Er stand auf und hängte eins über das Foto von Mistys Kleidung.

»Ben Jakes. Zwanzig Jahre alt. Student an der Bristol University. Kriegt sein Examen nicht gebacken, seine Freundin verlässt ihn, und das Ende ist ein Taschenmesser und ein Kasten Alkopops. Unten in der Gegend von Elf's Grotto. Ist hübsch da. Man kann die Lichter von Bristol sehen. Sehr beliebt bei Selbstmördern.«

»Was hat das mit all dem zu tun?«

»Sein Telefon war verschwunden. Ist immer

noch nicht aufgetaucht. Er war ausgeplündert worden. Sein Mitbewohner sagt, er hatte Geld dabei, mindestens einen Zwanziger, plus Kreditkarten, nie benutzt. Sogar Sandwiches im Rucksack. Die waren auch weg. Ach, und er war nackt.«

»Er hat sich ausgezogen, um sich umzubringen? Was war los? Vollmond?«

»Nein. Der Dieb hat auch die Kleider mitgenommen. Zu Anfang ging der ermittelnde Kollege von einem Mordfall aus. War der District Police eine Nummer zu groß und kam deshalb sogar bei uns auf die Watchlist, bis der Obduktionsbefund ergab, dass es sich um einen Suizid handelte. Die Kleider wurden ihm vierundzwanzig Stunden nach seinem Tod abgenommen, sagt der Obduzent. Als weiteres Indiz zu dem Befund kommen die Depressionen. Niemand bezweifelt, dass es Selbstmord war; sogar seine Eltern sagen, sie hätten halb damit

gerechnet. Aber ich möchte, dass Sie sich das hier ansehen.«

Powers nahm die Brille ab und spähte blinzelnd auf das Foto.

»Sehen Sie? Sein Haar?«

»Abgeschnitten.«

»Abrasiert. Erinnert Sie das an irgendwas?«

Powers runzelte die Stirn. Er nahm das Foto von der Wand und drehte es um. Die Rückseite trug den Stempel der audiovisuellen Einheit in Portishead. »Wo, sagen Sie, ist das passiert?«

»In Steinbruch Nummer acht. Unten bei Elf's Grotto.«

»Und das Haar ist ein wichtiger Faktor? Weil mit Dundas das Gleiche passiert ist?«

»Es war derselbe Täter. Die Merkmale sind fast identisch.«

»Und?«

Caffery lächelte grimmig. »Weil der Rechtsmediziner ein Rechtsmediziner ist, äußert er sich wie immer vage, was den Todeszeitpunkt betrifft. Aber er sagt immerhin, dass derjenige, der seine Kleider geklaut hat, es mindestens sechs Stunden nach Eintritt des Todes getan hat. Die Leichenflecken beweisen es. Und der Mitbewohner sagt, Jakes hat das Zimmer gegen sechs Uhr morgens verlassen. Wie er zum Steinbruch gekommen ist, wissen wir nicht, aber es dauert mindestens eine Stunde, wenn nicht mehr, vorausgesetzt, dass er unterwegs nicht irgendwo haltmacht. Damit wäre es sieben Uhr, und folglich kann der Dieb auf keinen Fall vor dreizehn Uhr vorbeigekommen sein. Unterdessen war Brown um vierzehn Uhr in diesem Loch hier.« Er stieß mit dem Finger an den Bildschirm. »Ich hab den Scheißkerl mit eigenen Augen gesehen. Können Sie sich wirklich vorstellen,

dass er zum Steinbruch rausgondelt, Jakes die Haare abrasiert und innerhalb von einer Stunde wieder am anderen Ende von Bristol ist?«

»Ich nehme an, der Arzt hat seine Vermutungen über den zeitlichen Ablauf sozusagen inoffiziell geäußert. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er so was in seinen Bericht schreibt. Sie legen sich beim Todeszeitpunkt niemals fest.«

»Da haben Sie recht. Aber ich brauche seine Vermutungen gar nicht. Vodaphone hat Jakes' Telefonunterlagen rausgerückt. Daraus geht hervor, dass um zwanzig Uhr am Abend dieses Tages mit seinem Handy telefoniert wurde. Und da war Brown schon seit fünf Stunden in Haft.«

Powers schob den Finger zwischen die Lamellen der Jalousie und schaute hinaus. Ein oder zwei Reporter standen draußen auf Dauerposten, seit der Fall Kitson an die MCIU gegangen war. Er starrte sie eine Zeit lang an.

Dann ließ er die Jalousie wieder fallen und bedachte seinen DI mit einem langen Blick. »Mein Gott«, sagte er. »Was wollen Sie von mir?«

»Eine Woche. Eine Woche hierfür. Geben Sie mir zwei Mann und eine Woche Urlaub vom Fall Kitson. Ich will wissen, wie Brown es geschafft hat, Jakes die Haare abzuschneiden, wenn er zur selben Zeit zwanzig Meilen weit weg war. Ich will wissen, wofür er dieses Haararmband haben wollte. Und...«

»Und?«

»Und ich will wissen, was für Prothesen man benutzen muss, um einen Menschen so aussehen zu lassen.«

## 4

Caffery verließ das MCIU-Gebäude um halb

elf. Er nahm den Hinterausgang und lief außen herum, weg von den Kitson-Reportern und geradewegs zu dem überdachten Parkplatz. Hier war es geschützt, aber er ging trotzdem schnell, mit gesenktem Kopf und hochgeschlagenem Kragen. Er stieg nicht in seinen Dienstwagen, einen zivilen Mondeo, sondern blieb davor stehen, ließ den Blick über den Parkplatz wandern und vergewisserte sich, dass die Schatten hinter den anderen Autos still und flach dalagen. Nach einer Weile bückte er sich und spähte unter den Wagen. Dann richtete er sich wieder auf, öffnete die Autotür, stieg ein und verriegelte die Türen von innen. Wie immer sie es geschafft, was immer sie für Tricks angewandt hatten, die Akteure der Operation Norwegen hatten den Leuten weismachen können, sie sähen etwas, das sie sich nicht erklären konnten. Etwas, das sie nervös machte. Einige der ersten Zeugen wussten keinen Namen dafür; konnten nur beschreiben, was sie schemenhaft gesehen



hatten: etwas Menschenähnliches, aber zu klein und verkümmert für einen richtigen Menschen. Dann gab es Zeugen, die einen Namen dafür hatten: einen Namen, der aus den dunkelsten Gegenden des schwarzen Kontinents stammte. Ein Zuluwort, das Caffery Superintendent Powers gegenüber nicht laut aussprach, weil sich dabei seine Nackenhaare sträubten. Tokoloshe.

Vier schlichte Silben, aber sie hatten eine machtvolle Bedeutung für diejenigen, die daran glaubten. Sie beschrieben etwas Entstelltes, Zerbrochenes. Sie beschrieben den gesamten afrikanischen Aberglauben in einem einzelnen Wesen - von der Größe eines großen Pavians, mit dem Körper eines Affen und dem Gesicht eines Menschen. Der Hausgeist einer Hexe, eine Kreatur aus dem Herzen des Velds. Sie lauerte im Schatten. Beobachtete, ohne mit der Wimper zu zucken.

Caffery konnte die schattenhafte Gestalt auf

dem Video nicht mit Johnny Brown in Einklang bringen, aber die Alternative war natürlich ziemlich irrwitzig: eine Theorie, die er niemals aussprechen würde. Trotzdem - wenn er an das dachte, was er da jagte, fiel ihm immer nur dieses gespenstische Zuluwort ein: Tokoloshe.

Er beugte sich vor, klappte das Handschuhfach auf und warf einen Blick auf den Inhalt. Alle Polizisten im Außendienst führten die gleiche Standardausrüstung mit sich: Pfefferspray, Handschellen und den ASP, einen Schlagstock aus Metall, der Knochen zertrümmern konnte. Während der Operation-Norwegen-Verhaftungen zu Anfang der Woche hatte er selbst einen Schlag mit dem ASP abbekommen. Es hatte höllisch wehgetan, aber als Verteidigungswaffe war der ASP eine Lachnummer, wenn die Halbwelttypen da draußen mit Mach-11-MPs und Magnum-Pistolen herumliefen. Obenauf lag jetzt ein brauner Aktenumschlag in seinem

Handschuhfach und darunter, in Öltuch eingewickelt, eine Pistole.

Fünf Jahre zuvor, noch in London, hatte ein etwas seltsamer Kollege, der an der Operation Trident beteiligt gewesen war, ihn mit einem Typen zusammengebracht, der sein Leben lang in Tulse Hill gewohnt hatte, aber unerklärlicherweise sprach, als wäre er in South Central L. A. geboren, und weil er seine coole Sonnenbrille nie abnahm, wusste man nie, was er dachte. Als Caffery bei ihm aufgekreuzt war, hatte er ihn in seine Küche geführt und ihm zwei Pistolen gezeigt, die er in einem Schuhkarton unter dem Plastiksack in seinem Pedalmülleimer aufbewahrte: eine Glock 17 und eine .45er AMT Hardballer aus Edelstahl, die so sehr glänzte, dass sich einem der Gedanke aufdrängte, sie als Schmuck zu tragen. Der Händler war fassungslos, als Caffery sich nicht auf die Hardballer stürzte, denn er persönlich war der Meinung, sie sei allererste Sahne und werde nicht lange

rumliegen, weil der Nächstbeste, der hier durch die Tür käme, sie sich schnappen werde, wenn Caffery so dämlich sei, sie nicht zu nehmen. Am Ende hatte Caffery die schicke Waffe tatsächlich genommen - nicht weil sie ihm gefiel, sondern weil die Glock sich von der Standardpolizeiwaffe nicht unterschied, und auch wenn er nicht vorhatte, sich damit erwischen zu lassen, musste man mit allem rechnen. Eine Polizeiwaffe würde auf die falschen Leute hindeuten. Da war es besser, wenn sie ihn mit einer Waffe von der Straße schnappten, auch wenn sie ein peinlicher Klunker war.

Normalerweise verwahrte er die Hardballe unter dem Müllsack im Kücheneimer, denn wenn ihm an dem Dealer in Tulse Hill etwas imponiert hatte, dann war es die Auswahl dieses Verstecks. Er würde den Teufel tun und das verdammte Ding je benutzen, aber darum ging es auch gar nicht. Es ging darum, dass er - wie in dieser Woche - gelegentlich das

Gefühl der Sicherheit brauchte, die es ihm gab. Einfach zu wissen, dass es da war.

Er klappte das Handschuhfach zu und schaute aus dem Fenster auf die Mauern, betrachtete noch einmal die Schatten und konzentrierte sich auf die in Hüfthöhe. Er hatte Powers nicht die ganze Geschichte erzählt, ihm nicht gesagt, dass er sich seit der Operation Norwegen ständig beobachtet fühlte. Wenn es nicht verrückt klänge, würde er sagen, der Tokoloshe verfolge ihn. Der Tokoloshe? In den Straßen von Bristol?

Es hatte in diesem Wagen angefangen. Vor mehr als einer Woche hatte er einmal spätnachts in einer verlassenem Gasse im Zentrum von Bristol geparkt, und da war jemand oder etwas auf den Wagen gesprungen und auf der Motorhaube gelandet. Es war so schnell wieder weg gewesen, dass er nicht hatte erkennen können, was es war, aber was er gesehen hatte, war klein gewesen, dicht am

Boden, als es davonwieselte. So hatte es angefangen. Inzwischen war ihm, als sähe er das verdammte Ding überall. Im Schatten unter den Autos. Sogar im Spiegel, wenn er sich morgens rasierte.

Er schaute wieder auf die Uhr. Zehn Uhr fünfunddreißig. Nur ein Opfer hatte die Operation Norwegen überlebt. Am Tag der Festnahme hatte er eine wirre Aussage zu Protokoll gegeben, aber jetzt lag er im Southmead Hospital und kämpfte um sein Leben. Die Ärzte ließen niemanden in seine Nähe, vor allem nicht die Polizei, die ihn mit ihren Fragen überforderte.

Und was jetzt, du Arsch?, dachte Caffery.

Einen Augenblick später ließ er den Motor an. Er wusste, wohin er fahren würde. Er wollte sehen, wo Ben Jakes Leiche in der Nacht gewesen war, als jemand ihm ein paar Haarbüschel abrasiert hatte.

## 5

Jeden Monat entdeckte die Unterwasser-Suchereinheit ein paar verwesene Leichen. Eine verwesene Leiche ist giftig. Eine Biogefährdung. Die Flüssigkeiten, die sie produziert, wenn der Unterleib platzt, können etliche durch Blut übertragene Krankheitskeime enthalten, und wenn die Leiche von Ratten angefressen wurde, bestehen noch weitere Gefahren, etwa die einer Infektion mit Leptospirose, der Weilschen Krankheit. Wenn die Leiche bewegt wird, kommt es vor, dass sie »seufzt«, als wäre sie wieder lebendig: Luft entweicht aus der Lunge, und sie kann Tuberkulosekeime enthalten. Die meisten britischen Polizeibehörden schreiben vor, dass der Umgang mit stark verwesenen Leichen von Teams mit Atemschutzgeräten übernommen

werden musste. Kurz gesagt, von den Tauchern. Auch wenn die Leiche auf trockenem Boden liegt.

Nach einer solchen Leichenbergung hielten Fleas Leute sich in ihrem Hauptquartier streng an die vorschriftsmäßige Reinigungsprozedur, und meist gelang es ihnen, dafür zu sorgen, dass es in ihren Räumen ganz annehmbar roch. Aber als sie an diesem Morgen um zehn in ihrem Büro saß und die Berichtsformulare ausfüllte, fiel ihr auf, dass etwas nicht stimmte. Sie schnupperte. Nicht schön. Sie steckte die Formulare in den Umschlag, stand auf und ging in den Korridor. Schnupperte noch einmal.

Nach dem Unfall mit der Atemluftleitung am Tag zuvor hatten die Sanitäter sie gleich untersucht, aber sie wollte sich nicht von ihnen mitnehmen lassen. Es ging ihr gut. Sie war gesund und kräftig. Um dies zu beweisen, hatte sie sich auf den Ponton fallen lassen und



zwanzig Liegestütze gemacht. Nichts und niemand hatte sie dazu bewegen können, sich für den Rest des Tages in die Klinik zu begeben, und das war auch gut so, denn keine zwei Stunden später war das Team schon wieder hinausgerufen worden, um den zwei Zentner schweren Leichnam eines sechsfünfzigjährigen Mannes abzuholen, der auf seiner Toilette in einem Mietshäuserblock in Redlands gestorben war. Da hatte er acht Tage gesessen, mit der Pyjamahose an den Fußknöcheln. Toiletten waren am schlimmsten, weil man sich dort meist nicht bewegen konnte. Drei Stunden hatten sie gebraucht, um ihn herauszuholen. Als sie wieder in die Basis zurückkehrten, hatten sie ihre Chemieschutzanzüge dekontaminiert, das heißt sie auf dem Boden ausgebreitet und mit langstieligen Bürsten abgeschrubbt, gespült und desinfiziert; sie hatten die Fünf-Phasen-Filter in den Atemmasken gewechselt und schließlich alles

mit einer antibakteriellen Lösung eingesprüht.  
Streng nach Vorschrift.

Aber der Geruch des Mannes war noch da.

Flea ging in die Spindräume, wo das gesamte Team sich umzog. Sie war nicht entzückt darüber, dass sie alle von der Narkose am Tag zuvor wussten. Bis jetzt hatte noch niemand sie deshalb aufgezo-gen, aber das konnte noch kommen. »Was riecht hier so, Leute?«

»Ihr Bananenbrot?«

»Sehr komisch. Wir haben alles dekontaminiert. Es dürfte hier nicht so riechen.«

Wellard zuckte die Achseln. Die anderen schüttelten die Köpfe.

»Okay. Dann los.« Sie machte eine scheuchende Handbewegung. »Alle. Macht's noch mal. Mit Janitol.« Niemand rührte sich. Alle starrten sie nur an. »Was ist los?«

»Wir haben's schon gemacht. Noch mal. Als Sie im Büro waren. Zweimal sogar.«

»Zweimal? Woher kommt dann dieser verdammte Geruch?«

»Von Ihrem Bananenbrot?«

Sie ging in die Dekontaminationskammer, wo die Anzüge zum Trocknen hingen - gespenstisch, wie eine Reihe von Leuten, die nebeneinanderstanden - und schnupperte. Sie ging zurück in den Korridor und schnupperte wieder. Der Geruch war unverkennbar. Sie lief zu der Mülltonne, mit der sie die verseuchten Anzüge vom Einsatzort weggeschafft hatten, steckte den Kopf hinein und holte tief Luft. Wellard erschien neben ihr; er begleitete sie und sah zu, wie sie in den Tonnen nach den Plastiksäcken stöberte, in denen sie die gebrauchten Stiefelsocken und Handschuhe verstaute hatten.

»Das ist es nicht.« Er verschränkte die Arme.

»Ich hab's schon kontrolliert. Die Reinigung hat sie abgeholt.«

Sie richtete sich auf. »Ich kapituliere. Woher kommt es?«

»Keine Ahnung.«

Seufzend nahm sie eine grüne Schürze vom Haken und band sie sich um. »Und ich hatte vorgehabt, joggen zu gehen.«

»Sie sollten nicht joggen gehen. Nicht nach der Sache gestern.«

»Na, ich gehe ja auch nicht, oder? Ich habe gesagt, ich hatte es vor.« Sie zog die Nitrilhandschuhe an, pumpte Luft in die Sprühdose. »Stattdessen werde ich diese Anzüge reinigen. Noch einmal. Ich mache Ihre Arbeit.«

»Uuuh. Zickig?«

»Nicht zickig, Wellard. Hormonal gesteuert. Ich bin eine Frau. Ich habe Eierstöcke. Mein

Benehmen ist hormonal gesteuert.« Sie ging zum Lagerraum und holte ein paar Sachen heraus. Einen Druckluftzylinder, einen Schlauch. »Kommen Sie her.«

Er sah den Luftschlauch an. »Du lieber Himmel, Boss. Ich hab's nicht so gemeint.«

»Geben Sie mir Ihre Hand.«

»Machen Sie es wenigstens kurz.«

»Stecken Sie den« - sie klatschte ihm den Schlauch auf die flache Hand - »auf das Ventil. So ist es richtig. Braver Junge. Und während ich jetzt noch einmal alles dekontaminiere, gehen Sie durch das Gebäude und riechen an den Abflüssen. Wenn irgendwas stinkt, spülen Sie es mit Wasser durch. Wenn etwas verstopft ist, nehmen Sie das da.«

»Druckluft? Für die Abflüsse? Sarge, wir haben hier irgendwo einen Hausmeister, da bin ich ganz sicher. Das ist ein netter Mann. Der

hat sicher Spiralen für so was. Die sind besser als Druckluft.«

»Wellard?«

»Ja?«

»Machen Sie es einfach, ja?«

Die Arctic-Monkeys-CD lag im Player. Flea schaltete ihn ein, drehte die Lautstärke hoch und stürzte sich in die Arbeit. Sie schrubhte und sprühte, spülte Wasser in den Abfluss. Die Nabelschnur, die gestern gerissen war, steckte in einem gelben Nylonbeutel, der an der Wand lehnte und darauf wartete, dass das Labor der Sicherheitsabteilung ihn abholte. Das konnte Monate dauern. Das Labor würde die Leitung einer Reihe von Tests unterziehen, um herauszufinden, was da schiefgegangen war und wie sie es geschafft hatte, einfach so ein Loch in beide Kabel zu scheuern. Für einen Augenblick blieb sie davor stehen.

Es war unerklärlich. Sie hatte immer gedacht,

diese Schläuche seien so ziemlich bombensicher, und fühlte sich unbehaglich und ziemlich dämlich, weil sie ihre Ausrüstung nicht kontrolliert hatte. Es war so knapp gewesen. Langsam kam es ihr so vor, als hätte sie eine Pechsträhne. Da war die Sache von gestern und die vom Dienstag, wo sie mit den Leuten von der MCIU in eine höllische Festnahmeaktion, die Operation Norwegen betreffend, geraten war, die das Teammitglied, das sich jetzt im Sonderurlaub befand, beinahe nicht überstanden hätte. Gar nicht zu reden von dem Tag davor, als sie wieder einmal gezwungen gewesen war, Thom zu decken, der eines Nachts sturzbetrunkener zurückgekommen war - am Steuer ihres Wagens und verfolgt von einem Streifenwagen. Weil sie immer wieder auf ihren Bruder hereingefallen war, hatte sie ihn gerettet;

sie hatte dem pedantischen Streifenpolizisten geschworen, sie habe den Wagen gefahren, und sogar einen Alkoholtest gemacht. Thom

war zum hundertsten Mal um Haaresbreite davongekommen. Sie fragte sich, ob er jemals würde auf eigenen Füßen stehen können. Und wie lange würde sie es noch schaffen, ihn durchzuziehen?

Sie kramte die weißen Gummistiefel hervor, die das Team bei Leichenbergungen trug, und krepelte sie von innen nach außen, um nachzusehen, ob vielleicht Körperflüssigkeiten in das saugfähige Innere gesickert waren. Als sie beim letzten Paar angekommen war, erschien Wellard in der Tür. Sie wischte sich über die Stirn und ließ die Stiefel resigniert fallen.

»Ich gebe auf. Ich habe alles versucht. Als Nächstes muss ich alle Ihre Ausrüstungstaschen durchsuchen und mir eklige Männerunterwäsche ansehen. Socken und solches Zeug. Was haben Sie zu berichten, Mr. Rohrfrei?«

»Die Abflüsse sind tadellos sauber. Hat aber



auch keinen Sinn, sich jetzt weiter den Kopf darüber zu zerbrechen.«

»Hä?«

»Das Telefon hat wie blöd geklingelt. Sie hatten die Musik zu laut.«

»Wer hat angerufen?«

»Ihr freundlicher Fahndungsberater Pearce. Hat wieder eine Leiche. Noch mehr Überstunden.«

»Ach ja?«

»Ja. Sie glauben, sie haben Lucy Mahoney gefunden.«

## 6

Steinbruch Nummer acht lag verlassen da. Caffery stand neben seinem Wagen und betrachtete die Wattewolken und den blauen

Himmel im Spiegel des stillen, kalten Wassers. Am oberen Ende des Steinbruchs, an dem flachen Rand, den das Wasser noch nicht erreicht hatte, lagen zwei alte Kabinenkreuzer auf der Seite, miteinander verbunden durch eine rostige Ankerkette. Am anderen Ende lagerten riesige graue Quaderblöcke, die man zurückgelassen hatte, in braunen Wasserpfützen. Sommerflieder wuchs auf den Hängen des Abraums zu allen Seiten.

Caffery schloss den Wagen ab, rückte sein Jackett zurecht, ging zum Rand des Steinbruchs und schaute ins Wasser, das klar und dämmrig blau war. Embryonische Pflanzen hingen wie ein gelblicher Dunst am Gestein unter Wasser, und in etwa fünf Metern Tiefe erkannte er verschwommene, groteske Umrisse; vielleicht war es ein Felsblock oder eine versunkene Pumpe, vielleicht auch die zerklüftete Wand des Steinbruchs.

Die Afrikaner glaubten, der Tokoloshe sei ein

Flussbewohner. Sie glaubten, er halte sich dort am Ufer auf, baue Nester in den Binsen und könne stundenlang unter Wasser bleiben. Was immer die Zeugen in Bristol gesehen hatten, in einem stimmten sie alle überein: Es war aus dem Wasser gekommen, aus dem Fluss, aus einem See, einmal sogar aus dem Floating Harbour in Bristol. Sie beteuerten, es sei einfach »aufgetaucht«, als hätte es sich eine Weile unter Wasser aufgehalten, habe dort träge auf dem Grund gelegen und sich im Schlick gewälzt wie ein zufriedenes Krokodil. Und es habe kein Atemgerät getragen; da waren die Zeugen sich einig: Das teuflische Gesicht war nackt gewesen. Wie um alles in der Welt hatte die Bande es zuwege gebracht, diesen Eindruck langen Tauchens zu erwecken?

Caffery richtete sich auf und ließ einen Blick hinüber zu den Zementstaubhalden wandern. Die Sonne war hinter einer Wolke verschwunden, und eine Zeit lang schien es,

als hinge etwas Schweres über dem Wasser - als wäre die Luft selbst dunkler geworden. Ben Jakes hatte sich dort auf einer der Halden umgebracht. Im Gebüsch baumelte noch ein Stück vom polizeilichen Absperrband, und daneben lag ein welker Blumenstrauß in Zellophan, den seine Studienkollegen dort abgelegt hatten. In den letzten vier Jahren hatte es hier zehn weitere Suizidfälle gegeben. So war das mit Selbstmorden: Sie breiteten sich aus wie ein Virus. Jemand springt von einer Brücke, und kurze Zeit später ist es die »Selbstmörderbrücke«, und Leute, die bis dahin nie von ihr gehört hatten, fahren die ganze Nacht hindurch mit dem Auto, nur um auch dort herunterspringen zu können. So war es auch mit diesem Steinbruch, nur dass sich hier niemand hinunterstürzte. Sie saßen am Rand mit ihren Tabletten und ihren Rasierklingen, und wahrscheinlich schauten sie zu den Sternen empor.

Jakes' Telefon war immer noch nicht

aufgetaucht, aber dasselbe Team, das auch am Fall Kitson arbeitete, hatte das Signalaraster analysiert und ermittelt, dass die beiden Anrufe nach seinem Tod irgendwo hier in der Nähe getätigt worden waren. Die gewählte Nummer war eine, die Jakes noch nie benutzt hatte. Caffery hatte sie vom Büro aus angerufen und festgestellt, dass der Anschluss nicht mehr existierte. Es war ein Wegwerfhandy gewesen, ein »Pay As You Go«-Telefon, und Caffery ging davon aus, dass es schon irgendwo in einem Müllschlucker gelandet war.

Er hob einen Stock auf, ging um den Rand des Steinbruchs herum und schlug dabei immer wieder auf das Gestrüpp; man hatte das ganze Gelände abgesucht, nachdem Jakes' Leiche gefunden worden war, aber Caffery wollte sichergehen, dass man nichts übersehen hatte - kein Versteck, keinen Hinweis darauf, dass sich noch jemand hier aufgehalten und vielleicht aus dem Gebüsch Jakes' Sterben

beobachtet hatte. Er suchte noch einmal jeden Zentimeter ab, stocherte im Unterholz herum, und nach einer Stunde fand er einen Motorroller, der auf der Seite im Gebüsch lag.

Jemand hatte sich bemüht, ihn zu verstecken; Caffery musste sich bücken und Zweige zerbrechen, um an ihn heranzukommen. Er zog ihn ans Licht, stellte ihn aufrecht hin und schüttelte ihn kurz. Er wies eine Steuerplakette auf, und im Tank schwappte Benzin. Jakes hatte keinen Roller besessen, das wusste Caffery genau. Er nahm einen Stift aus der Tasche und drückte den Bremssattel zurück. An den Bremsscheiben befand sich kein Rost: Das Ding war in den letzten vierundzwanzig Stunden gefahren worden. Er legte es wieder auf den Boden, klopfte sich den Schmutz von den Händen und wollte gerade wieder zu seinem Wagen zurückgehen, als er noch etwas entdeckte.

Etwa drei Schritte weiter rechts von ihm hatte

sich etwas Blauweißes an den Wurzeln eines Sommerfliederbuschs verheddert. Es war ein Stück Absperrband. Er ging hin und zog daran, und dann sah er ein Stück blaues Butyl, das am Boden lag. Es war ein Stückchen Schlauch, vielleicht fünfundzwanzig Zentimeter lang. Er hob es auf und betrachtete es. Im Abstand von sieben Zentimetern waren Buchstaben hineingestanzt: USU - Underwater Search Unit. Er kannte die Unterwasser-Sucheinheit und ihren Sergeant Flea Marley. Sie war Leiterin des Unterstützungsteams gewesen, als er die Razzia bei der Operation Norwegen durchgeführt hatte. Als Caffery hierher ins West Country gezogen war, hatte er einen Entschluss gefasst: Er hatte in London das eine oder andere Leben zerstört, und er würde es nicht noch einmal tun. Es würde in seinem Leben keine Frauen mehr geben. Nicht ohne dass er vorher ernsthaft darüber nachdachte. Aber er hatte sich nicht vorgenommen nicht mehr hinzuschauen, wenn jemand hübsch war.

Er zog sein Telefon heraus und rief in Kingswood an. DC Turnbull, einer der Männer, die Powers ihm zugeteilt hatte, meldete sich. »Ich wollte Sie gerade anrufen«, sagte der Constable eifrig. »Hab zwei Neuigkeiten für Sie. Zunächst mal: der Tansanier in der U-Haft, der uns dauernd erzählt, er heißt Johnny Brown. Wir haben einen Namen. Clement Chipeta. Interpol hatte ihn in Daressalam im Visier, bis er vor ungefähr einem Jahr von ihrem Radarschirm verschwand. Muss da ziemlichen Ärger gehabt haben, nicht bloß mit der Polizei, sondern auch mit der Bande, für die er arbeitete.«

»In welcher Branche?«

»Illegale Dealerei. Sie haben Zutaten für die traditionelle Medizin verkauft, die hauptsächlich von gefährdeten Arten stammten, aber teilweise auch von Menschen. Deshalb hatten die Muppets von der Operation Norwegen wahrscheinlich auch Verwendung



für ihn, als er hier aufkreuzte.«

»Haben Sie die Kollegen im Zellentrakt informiert?«

»Natürlich.«

»Okay.« Er wandte sich vom Steinbruch ab und steckte einen Finger ins Ohr, damit er bei der miserablen Verbindung besser hören konnte. »Passen Sie auf, Turnbull, Sie müssen dreierlei für mich tun. Machen Sie eine Computeranfrage zu folgendem Kennzeichen, ja?«

Er nannte ihm die Nummer des Motorrollers und hörte, wie Turnbull sie in den Computer eintippte.

»Und wenn Sie das erledigt haben, gehen Sie online, und finden Sie was für mich raus. Schon mal was von Freediving gehört?«

»Freitauchen? Sorry, Boss, ich bin aus Birmingham. Wir machen nichts mit Meer und

Wasser und Flüssen. Wir lieben unseren Beton.«

»Googeln Sie, wenn wir hier fertig sind. Ich will wissen, wie lange jemand den Atem anhalten, wie lange man unter Wasser bleiben kann.«

»Freediving...« Er konnte fast hören, wie Turnbull die Stirn runzelte. Der Computer piepste. »Ihre Anfrage. Der Roller ist als gestohlen gemeldet.«

»Wann?«

»Letztes Wochenende. Aus einer Einfahrt drüben in Bradley Stoke. Mehr hab ich nicht.«

»Okay. Sie können ihnen sagen, dass ich ihn gefunden habe. Und dann sprechen Sie mit jemandem von der Unterstützungseinheit. Stellen Sie fest, was das Unterwasser-Suchteam in Steinbruch Nummer acht gemacht hat, in der Gegend von Elf's Grotto.«

Schweigen.

»Sind Sie noch da, Turnbull? Rufen Sie da jemanden an.«

»Das brauch ich nicht, Boss. Ich kann Ihnen sagen, was das Suchteam da gemacht hat. Sie haben eine Vermisste gesucht. Gestern.«

»Und, haben sie sie gefunden?«

»Nicht im Steinbruch. Aber inzwischen woanders. Das war das Zweite, weshalb ich Sie anrufen wollte. Sie sind nicht weit von ihnen weg. Acht Minuten, wenn Sie sich an die Verkehrsordnung halten. Vier, wenn nicht.«

## 7

Lucy Mahoney wurde seit drei Tagen vermisst. Nach dem Zustand ihrer Leiche zu

urteilen, war sie davon die meiste Zeit tot gewesen. Wanderer hatten sie gefunden, draußen im Hügelland der Mendips, an der Böschung der Strawberry Line, einer stillgelegten Eisenbahnstrecke, die in viktorianischer Zeit für den Transport der Erdbeeren von den Feldern bei Cheddar benutzt worden war. Die Landschaft dort war hübsch; auf den Leinsaatfeldern blühte schon der Mohn, und darüber hing der Pollendunst. Aber an der Leiche war nichts Hübsches: Schon aus hundert Metern Entfernung sah man die Wolke von Fliegen, die darüber schwebte, und den dunklen Haufen aus Kleidern und Haut.

Sie lag auf dem Rücken, gekleidet in einen auffallenden gestreiften Pullover, einen Rock und geblünte, von Laub bedeckte Doc Martens, und sie war bereits so weit verwest, dass ein paar Knochen durch die verfärbte Haut ragten. Flea leitete das Team beim Bergen der Toten. Sie wedelten die Fliegen

weg, zogen vorsichtig an der Leiche, um sie aus den klebrigen Flüssigkeiten am Boden zu lösen, rollten sie in ein Leintuch und hoben sie in einen weißen Leichensack - mit dem Gesicht nach oben, weil sie es im Leichenschauhaus nicht ausstehen konnten, wenn die Toten bäuchlings eingeliefert wurden. Lucy Mahoney war eine kräftige Frau gewesen, und selbst im Zustand der Verwesung war es anstrengend, sie hochzuheben. Die Leute in den Schutzanzügen schwitzten; Flea sah, wie das Wasser in Strömen über Wellards Gesicht lief.

Flea hatte Belobigungen für ihre Arbeit erhalten. Zweimal schon. Dabei war sie erst neunundzwanzig. Sie hatte große Angst, sie könne sie nur bekommen haben, weil sie eine Frau war, und sie sei auch nur deshalb Sergeant und Leiterin ihrer Einheit geworden. Und wegen dieser Angst neigte sie zum Überkompensieren ihrer zierlichen Gestalt. Sie quälte sich bis zur völligen Erschöpfung durch

irrsinnige Trainingsprogramme, lief zehn Meilen am Tag oder stemmte bis tief in die Nacht hinein Gewichte - schwere Gewichte, wenig Wiederholungen -, und das Tag für Tag. Unter Wasser waren alle gleich. An Land musste sie zweimal so hart arbeiten, um mitzuhalten.

Sie versiegelten den Leichnam in einem gelben Biogefahrensack - Größe XL, weil Leichen manchmal auf den doppelten Umfang anschwellen - und schlepten ihn eine Viertelmeile weit bis zum Treffpunkt; unterwegs hielten sie immer wieder an, um sich auszuruhen und die Seiten zu wechseln. Ab und zu hielt sie Ausschau nach Teleobjektiven außerhalb der Absperrung: Vielleicht warteten Reporter auf die Gelegenheit, sie und die Jungs zu fotografieren, von Kopf bis Fuß mit Körperflüssigkeiten beschmiert.

Der Parkplatz stand voller Autos. Der

Krankenwagen des Coroners war da - zwei Männer in grauen Anzügen mit schwarzen Krawatten standen daneben und rauchten -, und die Leiterin der kriminaltechnischen Abteilung, eine Frau in Jeans und einem roten Kanada-Sweatshirt, saß in der offenen Tür ihres Wagens und trank eine Tasse Tee. Flea half mit, die Trage in den Wagen der Rechtsmedizin zu schieben, warf ihr Atemgerät in eine kleine Rädertonne und ließ sich neben dem Mercedes Sprinter ihrer Einheit von Wellard mit Bleichlösung abspritzen, und erst dann fiel ihr noch jemand auf.

Er stand mit einer Dose Red Bull in der Hand gleich außerhalb der Absperrung. Mittelgroß, schlank. Dunkles, kurz geschnittenes Haar. Vielleicht neun oder zehn Jahre älter als sie. Detective Inspector Jack Caffery von der MCIU. Als sie am Dienstagmorgen das letzte Mal zusammengekommen waren, hatten sie gemeinsam jemanden festgenommen. An

diesem Tag war etwas zwischen ihnen passiert. Das wusste sie, und sie fragte sich, ob sie jemals darüber sprechen würden. Sie beobachtete ihn aufmerksam, als er sich unter dem äußeren Absperrband hindurchduckte und die Aluminiumtrittplatten der Spurensicherung benutzte, um zu ihr zu gelangen. Er humpelte nicht, wie sie es erwartet hatte.

»Okay, Wellard, das reicht.« Sie schlug die Kapuze zurück, öffnete den Sturmreißverschluss ihres Anzugs und schob ihn herunter. Sie zog die Hände so aus den Handschuhen, dass diese in den Ärmeln hängen blieben, und schüttelte den Anzug von den Füßen. Ohne die Turnschuhe aufzuschnüren, rammte sie die Fersen hinein und stapfte quer über den Parkplatz. Ein paar Schritte vor Caffery blieb sie stehen.

»Hey«, sagte er und betrachtete sie von oben bis unten. Sie wusste, was er dachte. Die feuchte Punkfrisur, die Hose, die an ihren



Beinen klebte. Das verschwitzte graue T-Shirt.  
»Wie geht's?«

»Gut. Und Ihnen?«

»Auch. Schön, Sie ohne Schlagstock in der Hand zu sehen.«

»Schön, Sie auf zwei Beinen zu sehen statt auf dem Boden.«

»War übel, nicht?«

»Nicht Ihre größte Stunde, nehme ich an. Oder meine. Ich weiß immer noch nicht, welche Axt mir auf den Kopf fallen wird. Ich kriege dauernd Mitteilungen von der Gesundheitsabteilung: Ich hätte ein Recht auf Krisenbewältigungsberatung, wissen Sie. Wegen des Traumas. Ich bin aber noch nicht hingegangen.«

»Ich auch nicht.«

»Ich wollte Sie anrufen. Mich entschuldigen.«

»Wofür entschuldigen?«

»Dafür.« Sie zeigte auf sein Bein. »Wegen Ihres Knöchels. Was ich da getan habe. Ich wollte Sie nicht verletzen.«

Er schaute auf seine Füße hinunter und schüttelte kurz das Hosenbein. Um zu verhindern, dass er das Arschloch totschiess, das sie bei der Operation-Norwegen-Razzia verhaftet hatten, hatte sie mit ihrem stählernen ASP-Schlagstock auf Cafferys Fußknöchel geschlagen. Anders war er nicht zur Besinnung zu bringen gewesen.

»Sie hinken nicht. Ich dachte, Sie würden's vielleicht.«

»Nein. Ich hinke nicht.«

»Ich hab's keinem erzählt. Was Sie getan haben.«

»Hab ich schon gemerkt. Niemand ist zu mir gekommen.«

»Zur Hälfte bedaure ich, dass ich Sie gestoppt

habe. Vielleicht hätte ich doch gern gesehen, wie Sie ihm den Schädel einschlagen.«

»Nett.«

Sie zuckte die Achseln. »Ehrlich.«

»Danke. Dass Sie es niemandem gesagt haben.« Er sah sie lange an. Und dann, als sie gerade antworten wollte, warf er einen Blick auf ihre Brüste. Nur für einen Sekundenbruchteil, aber es genügte.

»Das hab ich gesehen.«

»Ich konnte nicht anders. Sorry.«

»Sie sind ein Vorgesetzter. Sie dürfen mich nicht so ansehen. Das ist erniedrigend.«

Er schwieg kurz und hob eine Braue. »Hmm. Ist das die Ankündigung eines Arbeitsgerichtsverfahrens? Wegen sexueller Belästigung?«

Sie hörte auf zu lächeln. Plötzlich war ihr leicht und beschwingt zumute, als wäre sie

soeben aus einem langen Schlaf erwacht. »Sind Sie deshalb hergekommen? Um herauszufinden, ob Sie sich eine Beschwerde von mir einhandeln können? Ist das ein bei der MCIU übliches Initiationsritual unter Männern?«

»Ein Initiationsritual?« Lächelnd verzog er seinen Mund. »Nein. Tut mir leid.« Er deutete auf den Van der Rechtsmedizin. Die Tür stand offen. Drinnen leuchtete hell orange und verschwommen der Leichensack mit Lucy auf der Trage. »Ich bin ihretwegen hier. Haben Sie sie schon übergeben?«

»Der Papierkram wird gerade erledigt.«

»Haben Sie noch Atemmasken in Reserve?«

»Natürlich. Ich habe immer zwei oder drei, damit die Spurensicherer nicht kotzen.«

»Ich würde sie gern sehen, bevor sie in die Rechtsmedizin gebracht wird.«

»Ich dachte, den Fall bearbeitet die District Police?«

»Tut sie auch. Ich bin eigentlich gar nicht hier. Bin nur neugierig.«

Sie zog eine Braue hoch. »Hmm. Eine Leiche. Weiblich, voll bekleidet, einschließlich Unterhose. Rock nicht hochgezogen oder sonst wie manipuliert. Ein Tablettenröhrchen neben ihr, ein Abschiedsbrief. Ich hab ein Teppichmesser aus dem Modder gezogen; damit hat sie sich die Pulsadern aufgeschnitten. Für mich sieht das zu neunundneunzig Komma neun Prozent nach Selbstmord aus. Der Doktor wird seine Brötchen heute nicht besonders schwer verdienen müssen.« Sie sah ihn argwöhnisch an. »Also wieso die MCIU? Es kann Sie doch gar nicht interessieren?«

Caffery warf einen Blick hinüber zu der Kriminaltechnikerin. Sie hatte den Kopf gesenkt und tat, als hörte sie nicht zu. Er

wandte ihr den Rücken zu. »Okay«, sagte er mit gedämpfter Stimme, »letzte Woche gab es nur ein paar Meilen weit von hier einen Suizid. Ein junger Kerl. Ben Jakes.«

»War keiner von meinen Fällen.«

»Nein. Entschuldigen Sie, wenn ich unhöflich bin, aber vielleicht war er auch ein bisschen zu frisch für Sie. Er wurde schon nach ein paar Stunden gefunden.«

»Hier in dieser Gegend gibt es viele Selbstmorde.«

»Möglich, aber der da war anders. Jemand hat sich nach dem Exitus an der Leiche zu schaffen gemacht.«

»Was hat er getan?«

»Haare abgeschnitten, genauer gesagt, abrasiert. Am Hinterkopf. Der Psychologe meint, es hat was Rituelles.« Caffery kippte sich den Rest Red Bull in den Mund, knüllte

die Dose halb zusammen und steckte sie ein. Eine Bullengewohnheit: So nah am Schauplatz eines möglichen Verbrechens tat man manches automatisch. »>Rituell<, hat er gesagt. Klingelt da was?«

»Sie meinen Operation Norwegen?«

»Genau. Und es macht mich nachdenklich. Haben Sie sich schon mal gefragt, ob uns an dem Tag jemand entkommen ist? Als wir in diese leer stehenden Räume eingedrungen sind? Sind Sie sicher, dass wir alle erwischt haben? Dass da niemand die Chance hatte zu fliehen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich kann's mir nicht vorstellen. Ich meine, da war ein Fenstergitter. Sitex, diese Stahldinger, mit denen man Gebäude sichert. Das war aufgebogen, aber nicht so weit, dass jemand sich da hätte durchzwängen können.«

»Auch nicht ein Kind? Hätte ein Kind da

rauskommen können?«

»Ein Kind? Was hätte ein Kind in diesem Höllenloch zu suchen gehabt?«

»Erinnern Sie sich an dieses Wort?« Er sah sich um, beugte sich dann vor und flüsterte: »Tokoloshe.«

»Jaaa...«, sagte sie zurückhaltend. »Natürlich. Ich erinnere mich auch, dass sie jemanden verkleidet haben, damit er den Leuten eine Scheißangst einjagen konnte. Aber ich dachte, den hätten Sie.«

»Nein. Der Kerl, den wir verhaftet haben, war zu groß. Zu groß für den Tokoloshe.«

Flea begann zu lachen, aber als sie die Augen mit der Hand beschattete, um ihn besser zu sehen, begriff sie, dass er keine Witze machte. Sie hatte gehört, dass ein paar Leute in London, die dort in einem muti-Fall ermittelten, Geschmack an Afrika gefunden hatten und ihren Familienurlaub jetzt in



Botswana und Ghana verbrachten, statt nach Margate zu fahren. Ihren Kollegen erzählten sie, sie bereiteten sich dort darauf vor, in Zukunft für Sicherheitsfirmen wie Kroll als Unterhändler bei Geiselnahmen zu arbeiten, aber in Wirklichkeit hatten sie sich in den schwarzen Kontinent verliebt. Vielleicht ging es Caffery genauso, und er hatte angefangen, an diesen Hokusfokus zu glauben. Sie hätte gern eine Bemerkung darüber gemacht, aber es gab ein ungeschriebenes Gesetz bei der Polizei: Du sollst einen Vorgesetzten niemals wie einen Idioten dastehen lassen. Also kniff sie die Augen zusammen und hielt den Mund.

»Und noch etwas wollte ich Sie fragen«, fuhr er fort. »Eins haben sämtliche Zeugen übereinstimmend ausgesagt: Es kam aus dem Wasser, als wäre es dort untergetaucht gewesen. Ich möchte wissen, wie dieses Etwas es Ihrer Meinung nach geschafft haben könnte, diesen Eindruck zu erwecken.«

Sie ließ die Arme sinken. Jetzt kapierte sie. Die Jungs hatten durchsickern lassen, dass sie einen Tiefenrausch gehabt hatte, und Caffery dazu angestiftet, sie zu verscheißern. War da noch jemand im Wasser in Steinbruch Nummer acht? Irgendein afrikanisches Monster, das da herumschwamm? Ja, natürlich. Sie verschränkte die Arme und starrte ihn gleichmütig an. »Sie müssen mich für unglaublich bescheuert halten.«

»Was?«

»Sie glauben offenbar, ich bin eine Vollidiotin. Sie glauben, ich tue nichts anderes als...« Sie ließ den Satz unvollendet, denn sie hatte Wellard entdeckt. Er war damit beschäftigt, die Gummistiefel mit dem Schlauch abzuspritzen, und hatte den Blick abgewandt. Aber wenn das hier ein Witz wäre, würde er sie aufmerksam beobachten. Grinsen. Und als sie wieder zu Caffery schaute, sah sie seinem Gesicht an, dass er sich nicht über sie lustig

machte. Es war auch nicht sein Stil. »Oh«, sagte sie lahm. »Sie meinen das ernst, ja?«

»Ja.«

»Niemand hat Sie geschickt, damit Sie mich aufziehen?«

»Womit denn?«

»Schon gut.« Nein. Sie war an dem Tag fünfzig Meter tief getaucht. Zu tief für jemanden ohne Ausrüstung. Wellard hatte gesagt, die Oberfläche sei spiegelglatt. Es war eine Halluzination gewesen. Das kam bei einer N2-Narkose immer vor. Man sah allen möglichen Blödsinn, den die Phantasie so produzieren konnte. Und wenn Caffery sich plötzlich in einen wahren Gläubigen verwandelt hatte, dann hing das nicht mit dem zusammen, was sie gesehen hatte. Es hatte nichts mit ihr zu tun. Es war nicht ihr Problem, sondern seins. »Na gut. Das ist Ihre Sache. Und meine Sache ist es, dafür zu sorgen, dass

diese Leiche so schnell wie möglich in die Rechtsmedizin kommt.«

Er nickte. »Können Sie mir vorher noch die Atemmaske geben?«

»Sie werden nichts finden.«

»Tun Sie mir trotzdem den Gefallen?«

Sie zuckte die Achseln, ging zum Wagen der Taucher und holte zwei saubere Atemmasken heraus. Dann wandten sie sich dem Van mit dem schwarz getönten Fenster zu. »Private Ambulance« stand in gelben Lettern auf der Seite. Sie beugte sich hinein und zog den Reißverschluss an dem Leichensack auf. Ein paar Fliegen krabbelten heraus, dick und vollgefressen. Die Fliegen hasste sie am meisten, sie hasste ihre Gewohnheit, Eier in Mund, Augen, Ohren, Genitalien und Nasenlöcher, ja sogar in den After der Leichen zu legen. Die Schmeißfliege schreckte vor nichts zurück. Bei Lucy war es nicht anders.

Maden hatten sich überall durch die entblößte Haut gefressen und im Gesicht an manchen Stellen die Zähne freigelegt. Caffery spähte zu ihr hinein.

»Gibt nicht viel zu sehen.« Fleas Stimme drang gedämpft durch die Maske. »Oder?«

Er wedelte mit der Hand: Sie sollte den Sack wieder schließen. Sie kehrten zurück zum Wagen der Taucher, wo der Geruch nicht hinkam, und nahmen die Atemmasken ab.

»Und? Wie lautet Ihre professionelle Meinung?«

»Meine professionelle Meinung?« Sie lachte. »Sie werden heute Nachmittag einen Ausflug ins Leichenschauhaus machen.«

»Und was ist Ihre persönliche Meinung? Die haben Sie doch bestimmt.«

»Ich persönlich? Ich habe nicht genau hingeschaut, als wir sie geborgen haben, aber

ich glaube nicht, dass da etwas Ungewöhnliches war. Nicht an ihrem Kopf. Um sicherzugehen müsste man all den Glibber abspülen. Es ist wirklich nicht unsere Aufgabe, uns hier draußen an Ort und Stelle ihre Haare anzusehen, wissen Sie. Also begeben Sie sich ins Leichenschauhaus, Mr. Caffery.« Sie nahm ihm die Atemschutzmaske ab und warf sie in den Sprinter. »Ich nehme an, es ist das Royal United in Bath. Die diensthabende Ärztin hat heute da drüben zu tun.«

Sir?«

## 8

»Sir?«

Flea hätte an diesem Tag vielleicht noch etwas anderes zu Caffery gesagt, vielleicht ein bisschen mehr, und die Dinge hätten sich

möglicherweise ganz anders entwickelt, wenn in diesem Augenblick nicht Stuart Pearce, der rundliche Fahndungsberater, der die Suche im Steinbruch angeordnet hatte, aufgetaucht wäre.

»Sir? Sir? Kann ich Sie sprechen?«

Die beiden drehten sich um und sahen, wie er über den Parkplatz auf sie zukam; er lächelte Caffery an und hob einen Finger in die Höhe, als wollte er etwas feststellen. Atemlos vor Anstrengung blieb er vor ihnen stehen. Er hatte ein weiches Gesicht und einen von Sonnenbrand roten Specknack; sein Haar war quer über den kahlen Schädel gekämmt. Er sprach mit Caffery, als wäre Flea nicht anwesend. »Sie sind der Ermittlungsleiter, stimmt's, Sir?«

»Nein, der ist schon weg. Auf das Revier in Wells. Da werden Sie ihn gegen zehn erwischen.« Caffery wollte gehen, aber Pearce ließ sich nicht abschütteln.

»Ist das Lucy Mahoney da drin?« Er deutete auf den Van, der gerade vom Parkplatz rollte.

»Wer will das wissen?«

Er wühlte in seiner Tasche, bis er eine Visitenkarte gefunden hatte. »Ich war der Fahndungsberater bei diesem Vermisstenfall. Heute habe ich frei, aber als ich hörte, dass man jemanden gefunden hat, bin ich gleich hergekommen.«

Das passte, dachte Flea. Er war genau der Typ: ein frisch fortgebildeter Polizist in seinem neuen Job, voller Enthusiasmus und so erpicht darauf, beteiligt zu sein, dass er vermutlich unbezahlt auf seinen freien Tag verzichtete. Alles nur, weil er diesen Glanz liebte. Wahrscheinlich einer von denen, die zufällig ihren Dienstaussweis aus der Briefftasche auf die Bar fallen ließen, wenn sie versuchten, eine Frau aufzureißen, weil sie glaubten, Frauen würden für einen Polizisten eher die Beine breit machen.



»Jetzt, nachdem Sie die Gegend hier gesehen haben, verstehen Sie bestimmt, weshalb ich sie nie in meine Suchparameter einbezogen hätte, oder? Mit dem, was mir zur Verfügung stand, hätte ich sie nie gefunden - das war eine Nadel im Heuhaufen.«

»Sparen Sie sich Ihren Atem, Mann«, entgegnete Caffery. »Ich treibe mich hier nur rum und bin nicht zuständig; das ist der F District. Ich komme von der MCIU.«

»MCIU?«

»Major Crime Investigation.«

»Ja. Ich weiß, was MCIU heißt.« Er wischte sich über die Stirn. »Dann müssen Sie den Fall Kitson bearbeiten. Da war ich auch als Fahndungsberater beteiligt, bis er von der District Police an Sie weitergegeben wurde.«

Du verdammter Promijunkie, dachte Flea. Leute wie Pearce liebten den Medienrummel bei der Kitson-Sache, das Scheinwerferlicht,

das auf die Polizei gerichtet war. Gott, sie konnte den Kerl nicht ausstehen. Je länger er redete und sie ignorierte, desto mehr Sicherungen brannten bei ihr durch.

»Ich habe gehört, Sie haben ihr Telefon über die Basisstation der Makrozelle geortet? Mit Hilfe des Mobilfunk-Analyseteams?«

»Sie scheinen ein Ohr am Boden zu haben«, meinte Caffery.

»Der Mast gehörte zu den von mir aufgelisteten Parametern, aber es war keine gute Gegend - nicht genügend abgedeckt mit Masten.« Pearce stemmte die Hände in die Hüften, legte den Kopf in den Nacken und spähte über die Bäume hinaus. Dann blinzelte er in die andere Richtung zum Horizont. »Eine Gegend wie die hier wäre besser gewesen. Hätte Misty Kitson sich da an der Bahnlinie befunden, hätten wir sie in null Komma nichts geortet. Aber ihr Telefon war abgeschaltet, oder?«

»Wessen Telefon?« Flea hörte, dass Caffery allmählich gereizt klang.

»Lucy Mahoneys. Es war abgeschaltet, sagt District. Bizarr, wenn Sie mich fragen. Normalerweise benutzen Selbstmörder ihr Telefon. Rufen in letzter Minute jemanden an, und sei es nur, um eine Stimme zu hören; oder sie verschicken SMS, bevor sie den Stecker rausziehen. Sie sehen, weshalb mein Job so schwierig war, nicht? Sie hat gegen alle Regeln verstoßen.«

»Welche Regeln?«

»Gegen sämtliche Regeln des geographischen Profilings, gegen alles. Das sieht man doch schon allein daran, wie weit entfernt ihr Wagen steht; sie musste eine halbe Meile zu Fuß gehen, um herzukommen. Wieso hat sie nicht hier in der Nähe geparkt?«

»Vielleicht ist sie umhergeirrt? Verzweifelt?«

»Nein. Selbstmörder wissen immer, wo sie es

tun werden, wenn sie losgehen. Außerdem hab ich mit ihrem Exmann gesprochen, und er sagt, sie kannte die Gegend nicht. Sie hat nie ihren Hund hier ausgeführt oder so was. Es gab nicht die geringste Verbindung hierher. Ich meine, die meisten Selbstmorde passieren weniger als eine halbe Meile weit von einer Straße entfernt, aber das reichte ihr nicht, wie? Und sie suchen einen Ort auf, der hochgelegen ist, wo sie Lichter ausmachen können, Häuser, damit sie sehen, wovon sie sich verabschieden. Aber nicht sie. Von der Böschung aus sieht man überhaupt nichts. Ich war da. Hab's mir angeschaut.«

Flea hatte genug. Sie trat vor, hob die Hand, lächelte strahlend. »Hi!« Ihre schönste, fröhlichste Stimme. Und einmal winken, der Vollständigkeit halber. »Kennen Sie mich noch, Sergeant Marley? Ich bin die, die den größten Teil der Suche für Sie übernommen hat?«

Er sah sie kühl an. »Ja.«

»Wir sind gestern im Steinbruch getaucht. Das haben Sie verpasst.«

»Ich habe mir andere infrage kommende Örtlichkeiten angesehen.«

Er wandte sich wieder Caffery zu, aber jetzt hatte sie angefangen und würde nicht mehr aufhören, bevor sie ihm auf die Nerven fiel.  
»Ja, wie auch immer. Machen Sie sich keinen Kopf deswegen. Ich hab sowieso nicht geglaubt, dass sie da sein würde.«

»Natürlich nicht«, sagte er leise, ohne den Blick von Caffery zu wenden. »Weil Sie eine Hellseherin sind.«

»Wie bitte?«

»Sie wussten, dass sie nicht im Steinbruch sein würde. Also müssen Sie eine Hellseherin sein.«

Sie begann zu lachen, aber als sie seinen

Gesichtsausdruck sah, hörte sie rasch wieder auf. »Was haben Sie gesagt?«

»Ich musste deshalb an meinem freien Tag herauskommen. Und ganz gleich, wie viel Blut, Schweiß und Tränen man aufbringt und wie viele Profile und Computergeländekarten man generiert, es gibt immer ein paar Leute, die einem nicht glauben, und das hilft nicht gerade. Das ist jetzt das zweite Mal, dass Sie meine Autorität untergraben.«

Sie wusste natürlich, wovon er sprach: Anfang der Woche hatten sie und Pearce - »umfassend und offen«, wie Wellard sagte - darüber diskutiert, ob das Team in einem See in der Nähe der Rehaklinik nach Misty Kitson suchen solle. Flea war nicht davon überzeugt, dass man Misty in diesem See finden würde, und das hatte sie Pearce auch gesagt. Vermutlich nicht im allerfreundlichsten Ton. »Meinen Sie Misty Kitson?«

»Sie haben entschieden, sie würde auch nicht

in dem See sein. War's nicht so? Ein bisschen demotivierend, mir zu erklären, dass ich mich irre, bevor Sie mit der Suche fertig waren.«

»Aber ich hatte doch recht, oder? Sie war nicht da. Mit der Zeit entwickelt man einen Instinkt. Sie konnte nicht in dem See sein. Sie würde sich niemals ertränken, nicht ein Mädchen wie sie.«

»Als Nächstes werden Sie mir auch noch die Lottozahlen vorhersagen.«

»Ja, ja, ja. Anscheinend kann ich mit Ihnen nicht vernünftig reden. Also bin ich hier wohl fertig.« Sie streckte den Arm aus, damit er zur Seite trat und sie vorbeiließ. Doch er rührte sich nicht von der Stelle und sah sie nicht an. Als sie auf der anderen Seite um ihn herumgehen wollte, verlagerte er sein Gewicht von einem Fuß auf den anderen und versperrte ihr den Weg. Dabei schaute er Caffery in die Augen und lächelte ein wenig.

Flea blieb stehen und sah ihm ins Gesicht. »Wissen Sie was?«, fragte sie in ruhigem Ton. »Es ist Jahre her, dass ich mir wegen eines Falls wie der Kitson-Sache einen Knoten ins Hemd gemacht hab, bloß weil das Opfer ein Promi war. Und wissen Sie, warum?«

»Warum?«

»Weil ich ein kleines bisschen Angst hätte, jemand könnte sich umdrehen und mich ein pressegeiles Äffchen nennen.« Sie atmete schwer. »Gehen Sie mir jetzt aus dem Weg, Sie alter Spacko mit Ihrer zugekämmten Glatze? Oder muss ich Sie schubsen?«

Pearces Nasenlöcher weiteten sich kaum merklich. Einen Augenblick lang glaubte sie, er werde stehen bleiben und sich behaupten. Aber dann traute er sich doch nicht. Er rieb sich die Nase und ging zur Seite.

Mit einem kurzen, triumphierenden Grunzen warf sie sich das Handtuch über die Schulter,



drehte sich um und stapfte zum Wagen ihrer Einheit. Verdammte Grünschnäbel. War vermutlich früher bei der Freiwilligenpolizei gewesen, der Typ. Sie hatte einfach keinen Nerv für so was.

»Marley«, rief Caffery. Aber sie hob nur winkend die Hand und ging weiter zum Wagen, wo das Team gerade die letzten Sachen einlud. Sie stieg in ihren Focus, startete den Motor und fuhr auf die Straße hinaus. Die Sonne schien auf die Frontscheibe und ließ die Muster im Staub aufleuchten. Als der Parkplatz im Rückspiegel verschwand, gestattete sie sich ein Lächeln.

Muss ich Sie schubsen, Sie alter Spacko mit Ihrer zugekämmten Glatze?

Gut gebrüllt, Löwe. Sie drehte die Lautstärke am Ende der Arctic-Monkeys-CD hoch. Es hatte ihr gefallen, wie Caffery auf ihre Brüste gestarrt hatte. Als wäre das T-Shirt gar nicht da. Als könnte er einfach hindurchblicken. Es

war eine Ewigkeit her, dass jemand sie so angesehen hatte. Eine Ewigkeit. Sie wünschte, es würde noch einmal passieren.

Sie lachte und drehte das Fenster herunter. Sie Spacko mit Ihrer zugekämmten Glatze. Ja. Darauf war sie stolz. Richtig stolz.

## 9

Alle fühlten sich verschwitzt und müde, als sie wieder zum Stützpunkt zurückkamen. Und noch immer war der Geruch nicht verschwunden. Sie hatten geduscht und geduscht, die Anzüge ein ums andere Mal dekontaminiert und ihr Unterzeug in luftdichte Säcke gestopft, und trotz allem lag der Geruch immer noch in der Luft. Flea war, als hinge er sogar in ihren Kleidern, als sie in ihren Wagen stieg, um nach Hause zu fahren. Als sie vor einer roten Ampel halten musste, steckte sie

die Nase in den Halsausschnitt ihres T-Shirts und schnupperte.

Es war ein trauriger Gedanke, dass vom Leben einer Frau nur das übrig bleiben sollte: ein Geruch, den andere mit allen Mitteln loswerden wollen. Es hatte vor allem in ihrer ersten Zeit bei der Einheit Tage gegeben, da dachte sie, dass jede Leiche, mit der sie zu tun hatte, ihr etwas Lebendiges raubte. Doch im Laufe der Jahre war sie pragmatischer geworden, und heute schob sie den Gedanken an Lucy Mahoney mühelos beiseite und ließ die Landschaft am offenen Wagenfenster vorbeifliegen. Ihr Telefon lag auf der Mittelkonsole. Cafferys Nummer war eingespeichert. Sie könnte ihn jederzeit anrufen. Sie könnte das Telefon einfach nehmen und ihn anrufen.

Als sie zum Haus kam, in dem sie aufgewachsen war, hoch auf einem Hügel mit Blick auf das ferne Bath, meldete sich ihr

Magen. Seit dem Frühstück war viel Zeit vergangen. Sie parkte auf dem Kies und stieg aus. Wie immer ging sie nach hinten, um die Tasche mit ihrer Ausrüstung in den Kofferraum zu legen. Erst als sie den Schlüssel auf das Schloss richtete, fiel ihr ein, dass der Kofferraumdeckel klemmte. Das war seit vier Tagen so, seit Thom sich den Wagen ausgeliehen hatte und dann nachts betrunken nach Hause gekommen war. Das Schloss gab einen seltsamen kleinen elektronischen Piepton von sich und schien aufzuschnappen, aber wenn sie den Deckel heben wollte, rührte er sich nicht. Jetzt steckte sie den Schlüssel ins Schloss und drehte ihn um. Wieder klickte es, und wieder ließ der Deckel sich nicht öffnen.

Fluchend stellte sie die große Tasche ab, hockte sich vor das Schloss und erkannte, warum es hakte. Ein Stück Stoff klemmte in der Verriegelung. Sie zog daran; vielleicht war ihr Overall dazwischengeraten, aber es war ein anderer Stoff, weich, samtig, nicht glatt. Ratlos

hockte sie sich auf die Fersen, strich mit den Fingern über das Stoffstück und versuchte sich zu erinnern, was sie da in den Kofferraum gelegt hatte. Dann fiel ihr etwas auf, und plötzlich bewegte sich alles in Zeitlupe.

Der Geruch.

Sie starrte das Schloss an. Schnupperte. Wenn sie darüber nachdachte, hatte der Wagen am Morgen auf dem Weg zur Arbeit auch schon so gerochen. Und gestern. Vielleicht war das Team gar nicht schuld daran, dass es in den Büros so stank. Vielleicht hatten sie die Ausrüstung wirklich ordentlich gereinigt. Ihr Wagen hatte draußen neben der Klimaanlage gestanden. Der Geruch konnte vom Kofferraum ins Gebäude gesaugt worden sein.

Vor vier Tagen war Thom abends mit dem Wagen zu einem Meeting gefahren.

Fuck, fuck, fuck, dachte sie. Thom? Du warst äußerst aufgeregt in dieser Nacht. Viel zu sehr.

Lag es wirklich nur am Alkohol und an dem Polizeiwagen, der dir gefolgt ist?

Sie richtete sich auf, trat vom Wagen zurück und ließ den Blick über den Garten und die Zufahrt wandern. Ihr Elternhaus stand auf einer entlegenen Anhöhe, aber sie besaß Nachbarn, die Oscars, die sie oft aus ihren Fenstern hoch über der Einfahrt beobachteten. Heute war aber keiner von ihnen zu sehen. Ein Glück. Mit gesenktem Kopf ging sie zur Garage und öffnete das Tor. Dann kehrte sie zum Wagen zurück und setzte sich ans Steuer. Wieder stieg ihr der Geruch in die Nase. Wieso, zum Teufel, war ihr das die ganze Zeit nicht aufgefallen?

Sie wendete den Wagen vor der hohen Hauswand der Oscars, dass der Kies aufspritzte, und fuhr rückwärts in die Garage. Es war eine Dreiergarage, aber auch als ihre Eltern noch lebten, hatte nie ein Wagen darin gestanden. Stattdessen türmte sich der

Plunder der Familie die Wände entlang: alte Rasenmäher, ein viktorianischer Badezuber aus Gusseisen, verrostete Gartenscheren, eine Gefriertruhe, ein zusammengerolltes Zelt. Aufgereiht in einer Ecke standen ein paar alte Tauchflaschen ihres Vaters. Es war gerade noch genug Platz, für den Wagen. Die Auspuffgase erfüllten den Raum und verpesteten die Luft.

Sie stellte den Motor ab, stieg aus und zog krachend das Garagentor herunter. Dann schob sie die inneren Riegel vor; sie waren rostig, weil kein Mensch sie je benutzt hatte. In einem Wust aus Werkzeug neben der Tür lag ein Stemmeisen. Sie ging damit zum Kofferraum, schob es vorsichtig unter die Verriegelung und hielt dann inne. Eigentlich wollte sie es gar nicht wissen. Sie atmete tief ein und drückte das Eisen mit aller Kraft herunter. Der Deckel flog auf, und ein Schwall stinkender Luft stieg ihr in die Nase. Im Kofferraum lag eine aufgedunsene Leiche.

»Scheiße.« Sie schlug den Deckel zu und trat einen Schritt zurück. Das Stemmeisen fiel klirrend zu Boden. »Scheiße.« Sie hob die Hände in die Höhe und starrte schwer atmend auf den Kofferraum. Was, zum Teufel, hatte Thom getan?

Sie ballte die Fäuste. Lockerte sie wieder. Nahm das Stemmeisen vom Boden und hebelte den Kofferraumdeckel wieder auf. Als er aufklappte, hielt sie Abstand.

Es war eine Frau. Sie lag auf der Seite; ihr linker Arm war unter den Körper gequetscht, der rechte Ellbogen lag in einem unnatürlichen Winkel über ihrem Gesicht. Sie trug eine violette Samtjacke und ein neongrünes Kleid mit einem Gürtel. Vier Tage lang hatte die Sonne auf den Wagen geschienen und sie gekocht und geschmort; ihre Glieder waren davon dick und glänzend angeschwollen - so sehr, dass die Riemen ihrer hochhackigen silbernen Sandalen im Fleisch verschwunden



waren. Flea konnte einen kleinen Teil ihres Gesichts sehen; Augen und Lippen waren aufgequollen und fleckig wie bei einem Frosch.

Sie schloss den Kofferraumdeckel und betrat mit zitterigen Knien durch die Seitentür das Haus; sie stieß die Tür mit dem Fuß zu, lehnte sich an die Wand und rutschte daran auf den Boden. Sie schlang die Arme um die Knie, ließ den Kopf hängen und starrte ausdruckslos ihre Beine in der dunkelblauen Hose an. Der pure Wahnsinn. Es war Wahnsinn.

Nach einer Weile stand sie wieder auf, ging durch die Zimmer und sammelte alle möglichen Dinge ein, bis sie zusammengetragen hatte, was sie brauchte: Packpapier, Klebstreifen, eine Atemmaske, wie sie und ihr Team sie bei der Leichenbergung benutzten, und die blauen Innenhandschuhe, die sie beim Tauchen in verunreinigtem Gewässer trug.

Sie kehrte in die Garage zurück - der Geruch war jetzt unerträglich, und schon summten ein paar Fliegen um den Kofferraum herum -, und stieg dort auf eine Kiste und klebte das Packpapier an die Fenster. Sorgfältig drückte sie den Klebstreifen an die Ränder, damit niemand, von draußen hereinschauen konnte. Dann zog sie Handschuhe und Maske an und ging zum Kofferraum. Sie atmete ein paarmal tief durch, wischte sich mit dem Unterarm über die Stirn und klappte den Deckel hoch.

Die Leiche war noch da. Ja, was dachtest du denn? Dass sie aufsteht und davonspaziert? Sie trat einen Schritt näher, zwang sich hinzuschauen. Ihr Atem rasselte laut in der Maske.

Die Frau schien nicht sehr alt zu sein - Mitte zwanzig vielleicht, mit hübsch manikürten Fingernägeln, gesträhntem Haar und teuer aussehenden goldenen Ohrringen. Ihr Arm war über das Gesicht gelegt, als wollte sie sich

schützen. Der Stoff ihrer Jacke war in den Mechanismus des Kofferraumverschlusses geraten. Flea betrachtete sie eingehend und fragte sich, was daran so wichtig war. Wo hatte sie diese Jacke schon gesehen? An einer von Thoms Freundinnen vielleicht?

Sie hob den Ellbogen der Frau und achtete darauf, dass sie die Kleidung nicht verschob. Keine Verletzungen auf dieser Seite des Gesichts. Eine lange Schramme an der Innenseite des Arms. Mit dem Zeigefinger drückte sie sich die Maske fest an die Nase, beugte sich über die Tote und inspizierte die Schramme. Da war etwas in die Haut eingegraben. Etwas Dunkles, Hartes, kleine Steine vielleicht. Oder Asphalt. Eine Idee begann in ihrem Kopf Gestalt anzunehmen.

Sie ließ den Arm der Frau vorsichtig sinken und ging am Wagen entlang nach vorn. Der Focus hatte ihren Eltern gehört, und alles, was ihnen im Leben wichtig gewesen war, hatte

mit dem Erleben der Welt zu tun und nichts mit schönen Autos: Der Wagen war ramponiert und abgenutzt. Trotzdem hockte sie sich vor den Scheinwerfer, um sich zu vergewissern; sie war sicher, dass diese Delle nicht da gewesen war, bevor Thom sich den Wagen ausgeliehen hatte.

Sie untersuchte sie gründlich. Sie hatte schon viele Autounfälle gesehen. Erst vor einem Monat hatte man sie morgens um zwei aus dem Bett geholt, damit sie eine Tote aus einem Autowrack schnitt: Eine sechsenddreißigjährige Frau, Mutter dreier Kinder, hatte ihren Wagen auf eine Autobahnleitplanke gespießt. Sie war unverletzt, aber im Wagen eingeklemmt wie eine Sardine in der Dose. Das Feuer, das im Motor ausgebrochen war, hatte sie bei lebendigem Leibe gegrillt. Flea war diejenige gewesen, die den hautlosen Leichnam aus dem Wrack gezogen und in den Van der Rechtsmedizin gebracht hatte. Niemand hatte

das Offenkundige ausgesprochen: dass sie mit ihrer komplett freigelegten Muskulatur aussah wie ein Demonstrationsobjekt für den Anatomieunterricht. Ja, Flea wusste, was ein Auto mit einem menschlichen Körper anstellen konnte. Und was ein menschlicher Körper an einem Auto anrichten konnte, wusste sie auch.

Sie richtete sich auf, ging um den Focus herum zur anderen Seite und suchte Türschwellen und Türen nach Auffälligkeiten ab. Sie inspizierte Motorhaube, Räder und Fenster, ohne etwas anzufassen. Dann stellte sie sich auf die Zehenspitzen, und sofort entdeckte sie, was sie gesucht hatte. Auf dem Dach über dem Fahrersitz war eine verbeulte Stelle von gut einem halben Meter Durchmesser, und mittendrin klebte eine kleine, halbmondförmige Blutkruste. Vor ihrem geistigen Auge sah Flea, wie ein Mensch durch die Luft flog, im Mondschein einen Salto schlug, auf das Dach krachte und dann

auf der Straße landete, wo Sandkörner und Asphalt sich in die Haut gruben.

Thom war in dieser Nacht betrunken gewesen.

Sie kehrte zum Kofferraum zurück und schob die Hände in die Taschen am Kleid der Toten. Leer. Die Jackentaschen ebenfalls. Aber dann schlossen sich ihre Hände um etwas anderes, das unter der Hüfte der Frau klemmte. Spröde und kühl fühlte es sich an. Sie wandte den Kopf zur Seite, denn jedes Mal, wenn sie die Leiche bewegte, stieg ihr der Verwesungsgestank in die Nase. Sie fasste den Gegenstand mit Daumen und Zeigefinger und zog vorsichtig daran. Zu ihrer Überraschung ließ er sich leicht bewegen; er schleifte nur kurz unter dem Stoff und kam dann so schnell zum Vorschein, dass sie fast einen Schritt rückwärts gemacht hätte.

Es war eine Handtasche mit verschlungenen Nähten. Große, facettierte Pailletten baumelten daran und funkelten im Licht. Das Design und

das Naturfasergewebe des Bodens ließen sie teuer aussehen. Flea öffnete die Schließe und spähte hinein.

Der Inhalt bestand hauptsächlich aus Kosmetikartikeln: eine Tube Benefit-Abdeckcreme mit dem Bild eines Fünfziger-Jahre-Mädchens am Telefon, ein Puderkissen mit Hard-Candy-Body-Shimmer, ein Chanel-Lippenstift im Farbton »Boudoir« - lauter Dinge, die Flea sich niemals hätte leisten können. Weiter unten fand sie einen Minitampon in einer grünen Plastikhülle, eine halb leere Durchdrückpackung Paracetamol und ein paar Geldscheine in einem strassbesetzten Clip. Sie legte alles auf den Boden und fuhr dann mit dem behandschuhten Finger durch die Tasche. Ein bisschen Kleingeld war noch da, aber sonst nichts. Münzen und ein paar Staubflöckchen. Kein Ausweis.

Sie legte alles wieder in die Tasche zurück,

und dann ließ der Clip sie innehalten. Auf der einen Seite war der Strass in geraden Reihen angebracht, aber auf der Rückseite bildete er einen Buchstaben. Sie starrte ihn an. Es war ein M.

## Der Buchstabe M.

Schlagartig wich alle Luft aus ihrer Lunge. Sie setzte sich auf den Garagenboden, legte den Kopf in den Nacken und versuchte zu atmen. Jetzt wusste sie, wo sie die Jacke schon einmal gesehen hatte. Nicht bei einer von Thoms Exfreundinnen, sondern im Büro. Ein Foto mit einer Nachbildung dieser Jacke war am Morgen an alle Einheiten verteilt worden. Die Jacke, ein grünes Kleid und ein Handy, ausgebreitet auf einem Tisch. Ein Exemplar dieses Fotos hing an der Pinwand über ihrem Schreibtisch.

Sie ließ den Clip fallen, stand auf und stieß mit dem Fuß die Tür ins Haus auf. Drinnen kauerte sie sich vor die Toilettenschüssel und



übergab sich. Eine Zeit lang blieb sie dort hocken, die eine Hand auf die Klobrille gelegt, während sie mit der anderen ihr Haar zurückhielt. Sie spuckte den Geschmack aus ihrem Mund und starrte mit leerem Blick auf die WC-Ente, die hinter dem Krümmer auf dem Boden stand.

Es war nicht der Gestank dieses armen, verrenkten Menschenwesens in ihrem Kofferraum, von dem ihr übel wurde - Es war das M auf dem Clip. M wie Misty.

Misty Kitson. Die verschwundene Frau des Fußballspielers.

Flea spuckte noch einmal, ließ sich dann auf die Fersen zurücksinken und wischte sich den Mund ab. Thom konnte nicht annähernd ahnen, wie tief er in der Scheiße steckte.

Und Flea wusste nicht, was sie tun sollte.

Als Caffery im Leichenschauhaus ankam, lagen Lucy Mahoneys sterbliche Überreste schon auf dem mittleren Tisch. Starke Lampen strahlten auf sie herab, und große Ventilatoren im Boden und in der Decke saugten tosend die Außenluft herein und vertrieben den Fäulnisgeruch. Das braun verschmierte Laken, in das man sie gehüllt hatte, lag aufgeschlagen auf einem anderen Tisch. Maden wimmelten darauf herum und krochen übereinander.

Caffery zog Galoschen und Handschuhe an. Dann betrat er den Raum, ging am Kopfende des Obduktionstischs in die Hocke und spähte in das wirre Haar der Toten.

»Sie sind DI Caffery.«

Er hob den Kopf. Der District-DI, ein Typ, der aussah, als verbrächte er jeden Morgen eine Menge Zeit vor dem Spiegel, stand einen

Schritt weit von ihm entfernt. Er hatte die Hände in den Taschen und war halb abgewandt, damit er die Leiche nicht ansehen musste. Hier handelte es sich zwar um einen Selbstmordfall, aber Lucy war eine Frau, und die Vorschrift verlangte, dass bei der Obduktion ein Kriminalpolizist mindestens im Rang eines Inspectors anwesend war. So sollte eine Vergewaltigung oder eine sexuell motivierte Straftat ausgeschlossen werden. Nach seinem Gesichtsausdruck zu schließen, war er nicht begeistert davon, hier sein zu müssen.

»Wir haben uns bei der Leitlinienbesprechung des zuständigen Ermittlungsbeamten in Taunton kennen gelernt. Erinnern Sie sich?«

Caffery richtete sich auf. »Ja«, log er. »Nett, Sie wiederzusehen. Wie geht's?«

»Gut.« Er klimperte mit dem losen Kleingeld in seiner Hosentasche. Noch immer wandte er den Blick von der Leiche ab. »Aber die

MCIU? Bei einem Selbstmord? Gibt's hier was, das ich wissen sollte?«

»Nein, nichts.«

»Niemand hat mich gewarnt.«

»Machen Sie sich keine Sorgen. Vergessen Sie einfach, dass ich hier bin.«

»War halt gut zu wissen.«

»Hallo, Jungs.« Sie drehten sich um. Die Rechtsmedizinerin stand in der Tür; sie streifte die Latexhandschuhe über und beäugte sie beide. Beatrice Foxton. Caffery kannte sie aus London; sie waren beide Flüchtlinge von der Metropolitan Police. Eine beeindruckende Frau Ende fünfzig und hinreißende Erscheinung. Beatrice rauchte, trank, ging zum Pferderennen und machte Wanderurlaub in Ländern wie Usbekistan. Außerdem hatte sie eine makellose Haut, kornblumenblaue Augen und dichtes Haar, das sie so trug, wie es gewachsen war: lang, grau und wellig.

»Hab ich ein Glück. Zwei Männer.« Mit dramatischer Geste streifte sie den zweiten Handschuh über, strich ihn sorgfältig an den Fingern glatt. Grinste anzüglich, als wollte sie die beiden bitten, sich zu bücken. »Okay. Wer ist die Nummer eins?«

Caffery lächelte schmallippig. »Beatrice. Sie haben sich nicht verändert.«

»Wirklich, Jack. Ich bin gekränkt. Ich meinte: Wer von Ihnen beiden hat hier Vorrang? Ich sehe nur zwei DIs. Ich weiß nicht, mit welchem ich zu arbeiten habe. Deshalb muss ich fragen.«

»Mit ihm.« Er deutete mit dem Kopf auf den anderen Mann.

Beatrice warf einen kühlen Blick auf den DI und sah dann Caffery mit hochgezogener Braue an. Er wusste, was sie dachte: Was, zum Teufel, hatte die MCIU bei einem Suizid zu suchen? Aber sie war gescheit genug, um nicht

laut zu fragen. »Okay, okay. Dann los.« Sie stopfte ihr langes graues Haar unter eine OP-Haube, die mit SpongeBob-Cartoons verziert war, und winkte den Assistenten. »Fangen wir an?«

Die Tür schloss sich, und alles drängte sich um den Tisch: der Vertreter des Untersuchungsrichters, der District-DI, der Fotograf, der am oberen Ende stand und leise mit einem Kriminaltechniker plauderte. Die beiden Assistenten standen daneben, und Caffery fand einen Platz auf der rechten Seite, wo er sich mit verschränkten Armen an den Nachbartisch lehnen konnte. In seiner Zeit bei der Mordkommission der Met hatte er genug Obduktionen miterlebt, um zu lernen, wie man sie überstand. Er hatte gelernt, nicht an den Menschen zu denken, der dieser Leichnam einmal gewesen war. Verwestes Fleisch zu sehen, keine Person. Haarbüschel jedoch ließen manchmal etwas aufflackern, die Erinnerung daran, dass es doch eine Person

war.

Der District-DI hatte einen Platz bei den Waschbecken gefunden, so weit weg wie möglich, und er gab sich Mühe, gelassen zu wirken. Mit der flachen Hand kippte er sich extrastarke Pfefferminzbonbons in den Mund, und verstohlen warf er Caffery misstrauische Blicke zu. Sein Gesicht glänzte von Schweiß.

Beatrice schwenkte das Mikrofon an seinem Galgen über den Tisch und vor ihren Mund. Sie nannte Datum, Uhrzeit, Ort und die Namen der Anwesenden. »Ich untersuche jetzt die Überreste einer weiblichen Person. Es handelt sich mutmaßlich um... ?« Sie sah den DI an.

»Äh - Lucy Mahoney.« Er riss den Blick von der Leiche los, von den mit braunen Flüssigkeiten durchtränkten Kleidern, und zwang sich, Beatrice anzusehen. »Das nehmen wir jedenfalls an. Geboren am ersten zwoten achtundsiebzig. Vermisst seit drei Tagen.«

»Soll ich auch nach identifizierenden Merkmalen suchen?«

»Ein Angehöriger hat die Kleidung identifiziert. Ihr Exehemann. Aber sie ist...« Er deutete auf das, was vom Gesicht der Toten noch übrig war. »In diesem Zustand kann er sie eigentlich nicht mehr identifizieren.«

»Haben wir eine Personenbeschreibung?«

»Er ist im Moment noch ein bisschen durcheinander. Jemand versucht gerade, den Officer aufzutreiben, der die Vermisstenanzeige aufgenommen hat; wir hoffen, dass er etwas in seiner Akte findet, ein paar weitere Details. Immerhin brauchen wir nicht darauf zu warten, dass ihr Zahnarzt uns das Zahnschema liefert. Ihre Akte befindet sich gleich hier in der Klinik. Vor zwei Monaten ist ihr unter Betäubung ein Zahn gezogen worden. Ein ziemliches Glück, was? Die Akte dürfte jeden Augenblick kommen.«



»In diesem Fall und wenn die Leichenstarre sich gelöst hat...« Beatrice schaltete das Mikro aus, fasste Mahoneys Hand und bewegte den Arm. »...was - ah ja - der Fall ist. Schön biegsam. Dann mache ich ein paar Bissflügel- und Periapikal-aufnahmen, wenn wir fertig sind. Ersparen wir dem armen Ex das Trauma der Identifizierung.«

Sie schaltete das Mikro wieder ein und warf einen Blick auf das digitale Display der Waage, das vor ihr hing.

»Bekleideter weiblicher Leichnam, Gewicht fünfundfünfzig Kilo. Allerdings mit dem üblichen Vorbehalt, dass die Verwesung sehr weit fortgeschritten ist, sodass es vermutlich Wahnsinn wäre, daraus verlässliche Schlüsse auf das Gewicht vor Eintreten des Todes zu ziehen.« Sie hob den Kopf und sah die beiden Assistenten an. »Fester? Lurch?« Caffery beobachtete sie, und ein kleines Lächeln huschte über sein Gesicht. Einer solchen Frau

begegnete man kein zweites Mal. Bei jeder Obduktion, ganz gleich, in welchem Leichenschauhaus sie stattfand, nannte sie die Assistenten Fester und Lurch. Und alle ließen es sich gefallen. Unglaublich. »Schieben Sie sie ein bisschen höher.«

Die beiden verlagerten die Leiche so, dass das, was von Lucys Nacken übrig war, auf dem Block lag. Beatrice ging langsam um den Tisch herum und sprach dabei ins Mikrofon. Ab und zu beugte sie sich herunter und inspizierte einen Bereich, der ihre Aufmerksamkeit erregte. »Die Verstorbene trägt einen langen grünen Rock - eine Art Samt -, eine Bluse mit Blumenmuster, einen gestreiften Wollpullover, eine gestreifte Strumpfhose und Schnürstiefel, ebenfalls gemustert. Die Kleidung wurde fotografiert und registriert; also werde ich sie jetzt entfernen.«

In aller Ruhe schnitt sie den Rock auf und

schälte ihn dort herunter, wo er an der Haut klebte. Dann öffnete sie die durchfeuchtete Bluse. Um den BH zu entfernen, benutzte sie einen Haken; er hatte sich tief ins Fleisch eingegraben. Unter der Kleidung wirkte Lucys Haut anders; sie war nicht schwarz und von Maden bedeckt, sondern eher hart wie Seife und blau wie ein Entenei. Die aufgeschnittene Kleidung wurde an den Leiter der Spurensicherung übergeben, der jetzt darauf achtete, dass jedes einzelne Stück ordnungsgemäß verpackt und etikettiert wurde. In einer Tasche befand sich lediglich ein Schlüsselbund, sonst nichts. Keine Handtasche, kein Geld, kein Make-up.

»Wo wurde sie gefunden?«

»An einem Bahndamm.«

»In der Stadt?«

»Auf dem Land.«

»Sie hat's gut überstanden«, stellte Beatrice

fest. »Ist nicht allzu weit geschleift worden. Manchmal kriege ich sie in zwanzig einzelnen Säcken. Wie die Füchse eine Leiche in der Gegend verteilen können, man könnte denken, es ist ein Spiel. Erinnern Sie sich an die Frau auf dem Golfplatz in Beckenham, Jack? Den Fall haben Sie bearbeitet, wenn ich mich nicht irre. Sechs Mann haben den ganzen Tag gebraucht, um alles zu finden, und dann fehlten immer noch ein paar Teile. Aber Füchse wollen ja vermutlich auch fressen.« Sie beugte sich über die Leiche. »Okay, Schätzchen. Ich werde dich jetzt ein bisschen bewegen.« Sie packte beide Hüften, hob sie hoch und spähte darunter. Eine Flüssigkeit sickerte träge zwischen den schlaffen, gelblichen Gesäßbacken hervor. »Hier sind jede Menge postmortale Artefakte.«

Caffery trat einen Schritt näher heran. »Postmortale Artefakte?«

»Es ist nicht ganz klar - aber sehen Sie hier?

Am rückwärtigen Rumpf sind ein paar kleine Hautverletzungen.« Sie deutete mit dem Handschuhfinger auf eine Hautstelle. »Ameisen, nehme ich an. Oder irgendein anderes Insekt.«

Sie ließ die Leiche wieder sinken und untersuchte die Oberfläche der Schenkel, des Bauches und der Arme; sie strich mit den Fingern über die Haut und betrachtete jeden Bereich. Sie nahm eine Hand, hob sie hoch und ging in die Hocke, um unter die Achsel der Toten zu schauen. Etwas war ihr aufgefallen. Sie bog eine kleine Schwanenhalslampe so, dass das Licht in die Achselhöhle fiel.

Der District-DI kam einen Schritt näher. »Was gibt's?«

»Da ist eine kleine Wunde. Hier.«

Sie betastete die Narbe und schüttelte dann den Kopf. »Ein chirurgischer Eingriff. Nicht

frisch - vielleicht ein, zwei Jahre her. Taugt nicht viel zur Identifizierung, nicht mal als Sekundärmerkmal, aber vielleicht taucht es in der Personenbeschreibung auf. Wenn das Zahnschema nicht kommt, haben wir zumindest das.«

»Was für ein Eingriff?«

»Eine Schlüssellochoperation - wahrscheinlich endoskopische Thoraxchirurgie. Könnte sich um eine Lobektomie wegen Lungenkrebs handeln. Oder was Ähnliches. Vielleicht eine Biopsie. Eine hübsche, saubere Narbe. Sehr viel besser als bei ihrem Kaiserschnitt.« Sie richtete sich auf und strich mit der Fingerspitze über den Unterbauch der Frau.

»Eine grauenhafte Arbeit. Den Arzt sollte man erschießen. Aber was ist mit diesen anderen Narben? Die sind wichtiger.« Sie drehte Lucys linke Hand um und betrachtete die Innenseite des Arms. »Inzisionsverletzungen am Handgelenk. Am linken Handgelenk ist die

Radialarterie teilweise durchtrennt. Ein zweiter Schnitt hat die Ulnararterie verletzt.«

Die Schnittverletzungen führten nicht quer über den Arm, sondern verliefen longitudinal von oben nach unten. Die Wundränder sahen jetzt aus wie Dörrfleisch; sie klafften auseinander, und man erkannte das verschlungene Geflecht von Blutgefäßen und Nerven. Für Caffery waren solche längs geführten Schnitte nicht neu - die effizienteste Methode, sein Leben zu beenden. Er bückte sich, stützte die Hände auf die Knie und schaute sich noch einmal die Haare an.

»Sie hat's also ernst gemeint«, sagte Beatrice. »Zumindest bei diesem Handgelenk. Rechts sieht es nicht so toll aus - eher so, wie man es erwarten würde. Die Wunde klafft; der Schnitt hat das volare Karpalligament durchtrennt und das transversale Karpalligament und den Flexor digitorum freigelegt.«

»Neben der Leiche wurde ein

Tablettenröhrchen gefunden«, erklärte der DI.  
»Temazepam. Und ein Teppichmesser.«

»Teppichmesser passt. Für das hier muss sie eine montierte Klinge benutzt haben. Wenn es nur eine Rasierklinge gewesen wäre, hätten bei dem Druck, der nötig war, Schnittwunden an den Fingern zurückbleiben müssen...«

Erst nach ein paar Augenblicken merkte Caffery, dass sie aufgehört hatte zu sprechen. Er blickte auf und sah, dass sie ihn stirnrunzelnd anstarrte. Sie ließ Lucy Mahoneys Hand sinken, kam um den Tisch herum und blieb so dicht vor ihm stehen, dass sie mit ihm reden konnte, ohne dass die anderen sie hörten.

»Jack«, sagte sie leise. »Ich war höflich zu Ihnen, habe Ihnen keine Fragen gestellt und mich nicht beschwert, weil Sie sich hier hereinmogeln. Aber wenn Sie etwas suchen, warum sagen Sie es mir nicht einfach?«



Mit einem kurzen Blick zu dem DI richtete er sich auf und flüsterte dicht an ihrem Ohr: »Kämmen Sie ihr Haar, Beatrice. Tun Sie das? Kämmen und waschen Sie es. Stellen Sie fest, ob es geschnitten wurde.«

»Was heißt >geschnitten<? Ob sie beim Friseur war?«

»Abgeschnitten, mit einem Messer oder einer Schere. Abrasiert vielleicht.«

Sie sah ihn lange und verwundert an und drehte sich dann zu einem der Assistenten um. »Fester? Kämmen Sie ihr das Haar, Schatz. Und spülen Sie es durch.«

Der Mann gehorchte. Er fuhr mit einem Kamm durch Lucy Mahoneys Haar und inspizierte die kleinen Schmutzkrümel, die auf das daruntergehaltene Papier fielen. Er legte das Papier auf den Wagen mit den gesicherten Beweismitteln und spülte die Haare mit einem kleinen, am Obduktionstisch befestigten

Schlauch durch.

Beatrice und Caffery beugten sich über den Kopf. Im gereinigten Zustand waren Lucy Mahoneys Haare rötlich braun und hingen in langen, feuchten Locken herunter. Nichts ließ erkennen, dass Büschel davon abgeschnitten oder abrasiert worden waren.

»Nicht das, was Sie erwartet haben?«, fragte Beatrice.

»Danke, Beatrice.« Caffery zog die Handschuhe aus und wandte sich zur Tür. »Ich werde mich bemühen, Ihnen nicht noch mal den Tag zu verderben.«

## *11*

Flea war klein, aber sie beherrschte ihren Körper. Mit der Combathose, dem sauberen weißen T-Shirt und der dunklen Sonnenbrille

vor den rotgeränderten Augen strahlte sie Autorität aus, als sie jetzt in der Einfahrt stand und sie versperrte. Als der Taxifahrer sie sah, bremste er sofort. Sie hob die Hand und ließ sich auf den Rücksitz fallen. Vorläufig, dachte sie finster, würde niemand mit dem Wagen bis ans Haus fahren.

Es war ein warmer Nachmittag, und der Fahrer hatte die Klimaanlage eingeschaltet, aber schon nach ein paar hundert Metern fing er an zu schnupern. Flea saß wie versteinert auf dem Rücksitz; sie hatte die Arme verschränkt und die Füße fest auf den Boden gestellt; sie hob den Blick und bemerkte, dass er sie im Rückspiegel anschaute. Er schnüffelte noch einmal, und mit misstrauisch zusammengekniffen Augen versuchte er, im Spiegel ihre Kleidung zu sehen. »Haben Sie was Schönes vor?«, fragte er. »Irgendwas Schönes an diesem schönen Tag?«

»Nein.« Sie öffnete ihr Fenster, um Luft

hereinzulassen. »Nichts Schönes. Ich will zu meinem Bruder.«

Sie zog das Handy aus der Tasche. Sie hatte jetzt schon sechsmal versucht, Thom anzurufen, war aber immer gleich auf der Mailbox gelandet. Es hatte keinen Sinn, es noch einmal zu versuchen. Sie könnte Kaiser anrufen, den ältesten Freund ihres Dad, aber der hatte nie viel für Thom übriggehabt. Außerdem hatte sie ihm in den letzten Tagen genug zugesetzt. Sie ließ das Telefon in den Schoß sinken und lehnte sich zurück. Die Luft, die hereinwehte, duftete süß und warm nach Butterblumen, und ein Hauch des Westens lag darin, ein Hauch des Meeres draußen hinter Bristol und Wales. Sie kannte diese kleinen Landstraßen von Kindheit an. Hier war sie aufgewachsen, mit dem Blick auf die sieben heiligen Hügel und die georgianischen Stadthäuser von Bath, die sich zwischen sie schmiegt. Sally-in-the-Wood lag dahinter in der Ferne und noch weiter hinten das Tal des

Avon.

Sie dachte an Thom und daran, dass alle sich schon in seiner Kindheit Sorgen um ihn gemacht hatten. Er war untergewichtig und zu klein für sein Alter. Er hatte ständig Infekte, fing erst spät an zu laufen und fand immer den kürzesten Weg in irgendeinen Schlamassel. Mum und Dad hatten oft große Mühe gehabt, die Geduld mit ihm zu bewahren. Und es war ihnen nicht immer gelungen.

Sie erinnerte sich, wie sie einmal in den Ferien aus dem Garten ins Haus gekommen war, aus der Sonne ins Kühle. Die Eltern waren da, aber im Haus herrschte Stille, weshalb sie zögerte und dann leise die Treppe hinaufging. Sie fand ihre Mutter zuerst; sie saß in Shorts und Scholl-Sandalen auf der Bettkante im großen Schlafzimmer und starrte in den Spiegel. Mit ihren langen weißen Fingern drückte sie einen Kopfhörer an die Ohren, und etwas an ihrer Haltung, an der Anspannung der Hände und

der gekrümmten Zehen in den Sandalen, ließ erkennen, dass Flea sie besser nicht ansprach. Dann sah Jill Marley ihre Tochter an. Ihr Gesicht war ausdruckslos. Sie schauten einander fast eine Minute lang in die Augen. Schließlich wandte Jill sich wieder dem Spiegel zu.

Die Tür zu Thoms Zimmer auf der anderen Seite des Treppenabsatzes stand halb offen. Flea ging auf Zehenspitzen hinüber und fand sich vor einem seltsamen Tableau wieder. Dad kniete mitten im Zimmer auf dem Boden. Der damals ungefähr achtjährige Thom stand einen Schritt vor ihm und sah ihn an. Sie sprachen nicht und bewegten sich nicht, sie starrten einander nur an. Dads Gesichtsausdruck war der, den er manchmal aufsetzte, wenn er fest entschlossen war, etwas zu tun - als glaubte er, dass die Kraft seines Blicks Berge versetzen könne. Zuerst dachte Flea, die beiden führten ein Gespräch. Aber dann erkannte sie, dass es kein Gespräch war, was da zwischen den

beiden ablief, sondern Gewalt.

David Marley holte Luft, schloss die Augen und schlug seinem Sohn ins Gesicht. Es war nicht der erste Schlag an diesem Nachmittag, das wusste Flea. Sie konnte sehen, dass es schon eine ganze Weile so ging: Dad starrte Thom an, Thom starrte zurück, und alle paar Sekunden hob Dad die Hand und schlug ihn. Und sie wusste auch, warum. Dad versuchte, Thom zu einer Reaktion zu bewegen. Aber das würde ihm nicht gelingen. Sie hätte Dad sagen können, dass er seine Zeit verschwendete. Thom stand mit leicht geöffnetem Mund da, den Blick in mittlere Ferne gerichtet. Er würde nicht reagieren. Er würde nicht weinen. So war Thom einfach. Aufreizend, distanziert, außerirdisch. Nicht ganz von dieser Welt.

Und jetzt war er alles, was sie auf der Welt noch hatte. Mum und Dad lebten nicht mehr, und nur noch Thom konnte sie davon überzeugen, dass es ihre Kindheit wirklich

gegeben hatte.

Nachdem ihre Eltern verunglückt waren, hatte Thom nicht wieder zu seiner Schwester in das Haus der Familie ziehen wollen; er wohnte jetzt in Bristol in einer Doppelhaushälfte. Das Haus stammte aus den dreißiger Jahren und sah genauso aus wie die anderen in der Straße mit seiner gekachelten Fassade und der rautenförmigen Bleiverglasung in den Fenstern. Ein adrettes Haus. Auf der gefegten Türschwelle stand immer eine leere Milchflasche mit einem Zettel für den Milchmann. Thom fand seit Jahren keinen Job, und in letzter Zeit hatte er seine ganze Energie darauf verwandt, das Häuschen zu pflegen, während seine Freundin arbeiten ging. Thom - der hilflose Thom, so schlecht gerüstet für den Umgang mit der Welt. Und so dumm.

»Du hättest vorher anrufen sollen.« Er öffnete die Tür einen Spaltbreit, gerade so weit, dass er herausschauen konnte. »Du hättest anrufen



sollen. Warum hast du es nicht getan?«

»Ich habe angerufen«, zischte sie. »Dein Telefon war abgeschaltet.« Sie drückte gegen die Tür und rechnete damit, dass er zurücktreten würde. Aber das tat er nicht.

»Thom. Du weißt, warum ich hier bin.«

»Es war ein Unfall«, flüsterte er. »Ein Unfall.«

»Lass mich rein.«

»Es war ein Unfall. Ich wollte das nicht. Sie kam einfach zwischen den Bäumen heraus. Ich bin schnell gefahren. Ich hatte keine Chance.«

»Wir müssen reden. Lass mich rein.«

»Mandy kommt bald nach Hause.« Er zog ein Taschentuch aus der Brusttasche seines Hemdes und wischte sich damit über Augen und Mund. »Dann will sie ihren Tee...«

Flea stieß die Tür auf und ging an ihm vorbei ins Haus. »Mandy interessiert mich nicht. Wir müssen reden. Sofort. Komm.«

Sie ging in das Wohnzimmer mit den Plastikblumen in der Vase und dem gläsernen Nippes auf dem kleinen Tisch - picobello aufgeräumt, staubgewischt, alles an seinem Platz. Das Zimmer spiegelte sich in der blitzblanken Bildröhre des Fernsehers. Ganz anders als in Mums und Dads ungepflegtem Haushalt. Thom war nicht wie die anderen Marleys.

Als er sah, dass sie nicht gehen würde, folgte er ihr.

»Setz dich hin«, forderte sie ihn auf.

Gehorsam setzte er sich auf die Kante des Sessels. »Und? Wirst du mich in die Pfanne hauen?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil ich blöd bin. Weil ich 'ne Schwäche für dich habe, obwohl ich mich einen Dreck für

dich interessieren sollte, du nutzloses Stück Scheiße.«

»Das hab ich verdient.«

»Ja. Du kapiert ja nicht mal, was für ein riesengroßes Fass du da aufgemacht hast.«

Er rutschte auf dem Sessel hin und her und wich ihrem Blick aus. Er trug seine schicke Cordhose und ein kariertes Hemd unter einem schlichten braunen Pullover. Er hatte sehr blonde Haare und ein sehr blasses Gesicht, seine Ohren standen gerade so weit ab, dass er ein bisschen wie ein kauziger Oberschüler aussah. Man konnte sich um nichts in der Welt vorstellen, dass er - wenn auch nur versehentlich - eine Frau umgebracht und dies dann verheimlicht hatte. Dass er sie kaltblütig aufgehoben, in den Kofferraum gepackt hatte und mit dem Wagen dann zu Flea gefahren war.

»Hast du sie gekannt?«

»Ich sage doch, sie ist mir einfach vor den Wagen gelaufen. Ich bin gefahren, und im nächsten Moment war alles schon vorbei. Dann bin ich in Panik geraten, Flea. Es war die reine Panik.«

»Aber du weißt, wer sie ist, oder?«

»Ich hab die Nachrichten gesehen. Jeden Tag.«

»Dann weißt du, dass sie nicht aufhören werden, sie zu suchen. Nicht bis zum Jüngsten Tag.«

»Das weiß ich.«

Flea seufzte. »Ich kann nicht glauben, dass wir dieses Gespräch führen.«

»Ich hab keine Ahnung, was ich tun soll. Nicht die geringste Ahnung.«

Sie hatte einen Geschmack im Mund, den sie vielleicht nie wieder loswerden würde; so jedenfalls kam es ihr vor. Sie setzte sich ihm gegenüber auf das Sofa, verschränkte die

Arme und sah ihn fest an. »Okay. Also. Wie gesagt, ich werde nicht zur Polizei gehen.«

»Nicht?«

»Nein. Aber du wirst es tun.«

Thom ließ sich in den Sessel zurücksinken und atmete aus.

»Hör zu.« Sie hob die Hand. »Ich erinnere dich jetzt daran, was passiert ist, okay? Du hast Depressionen. Seit Mum und Dad tot sind, geht es dir nicht gut. Es gibt Ärzte und Krankenakten, die das belegen können.«

»Es geht mir besser, seit ich mit Mandy zusammen bin. Es ist immer besser geworden.«

»Du hattest Depressionen. Und an dem Abend hast du dir mein Auto ausgeliehen, weil dir einfach alles zu viel geworden war. Du wolltest irgendwohin fahren, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen. Du warst nicht

betrunken, aber du hast geweint. Das gibst du zu. Du warst sogar hysterisch. Du hast auf der Straße etwas angefahren. Im ersten Moment dachtest du, es sei ein Tier, aber als du dann die Zeitungen gelesen hast, fängst du an, dich zu fragen, ob...«

»O Gott.«

»Thom. Es geht nur so. Deine Papiere sind alle in Ordnung, oder? Dein Führerschein?«

»Ja.«

»Meine Versicherung tritt auch ein, wenn du fährst, und der Wagen war völlig okay; die Hauptuntersuchung war erst vor einem Monat. Wir besorgen ein psychiatrisches Gutachten, plädieren auf verminderte Schuldfähigkeit oder krankhafte seelische Störung, oder wie immer man das heute nennt, und kein Richter in diesem Land würde dich einfach verknacken. Eher werden sie dich in die Psychiatrie einweisen, und da wird man dich

beobachten, bis irgendwann die Sonne untergeht und das System dich wieder ausspuckt.«

Thom hob die schmalen Hände und massierte sich die Schläfen. Die Adern dort schimmerten blau durch die Haut.

»Als Erstes müssen wir die Leiche zurückbringen.«

»O Gott, bitte, nein. Nicht das.«

»Wir bringen sie dahin zurück, wo der Unfall passiert ist. Dann lassen wir sie zwei Tage liegen, damit die Tiere sich damit befassen können. Wir müssen bestimmte Indizien vernichten und andere schaffen. Und einstweilen lässt du dich in die Klinik einweisen.«

»In die Klinik?«

»Wir machen daraus einen Fall für die Psychiatrie. Wir werden ein bisschen

recherchieren, wie das am besten geht. Aber zuerst bringen wir die Leiche zurück.« Sie stand auf. »Jetzt sofort. Wir nehmen dein Auto. Du musst mir zeigen, wo es war.«

Er rührte sich nicht.

»Sie muss zurück an den Ort, wo es passiert ist. Und die Spurensicherung wird feststellen, dass es ein Unfall war.«

Er schüttelte den Kopf und starrte auf seine Hände, als könnte er dort eine Antwort finden. Flea strich sich müde mit den Fingern über das Gesicht. »Hör zu. Hör jetzt wirklich gut zu. Ich würde alles für dich tun, weil du mein kleiner Bruder bist. Aber ich kann dir nicht das abnehmen, was du selbst tun musst.« Sie beugte sich vor. »Du wirst mich jetzt hinbringen. Hast du gehört? Hast du verstanden?«

Er antwortete nicht. Aus der Diele kam ein Geräusch; jemand schloss die Haustür auf.



»Mandy«, flüsterte er. »Schnell.«

Flea seufzte. Sie stand auf und blieb mit verschränkten Armen stehen, während Mandy sich in der Diele bewegte; sie legte Schlüssel auf den Tisch und blätterte im Poststapel. Dann kam sie ins Wohnzimmer und blieb stehen, als sie Flea und ihr verkniffenes Gesicht sah.

Mandy war ein paar Jahre älter als Thom - eine kleine, gedrungene Frau, die schlammerfarbenes Leinen und eine Menge indischen Schmuck bevorzugte. Heute trug sie eine olivgrüne Jacke und eine weiße Hose. Ihr kurzes Haar, zu einer Ponyfrisur geschnitten, war tief dunkelrot, beinahe violett gefärbt und umrahmte das runde Gesicht. In einer Hand hielt sie einen halb offenen Rucksack, aus dem Papiere und Akten ragten. Sie stellte ihn auf den Boden und fing langsam an, ihre Jacke aufzuknöpfen. Ihr wachsamer Blick wanderte von Flea zu Thom.

»Okay«, sagte sie schließlich. »Ich komme in einem ungünstigen Augenblick.«

Einen Moment lang war es still. Thom fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Bei all seiner Zurückhaltung war er nie mutig gewesen. Er hatte schreckliche Angst vor Mandy, und das wusste sie. Sie beherrschte ihn, ließ ihn nie aus den Augen und verlangte, dass er kochte und putzte. Und sie hatte eine Menge von seinem geerbten Geld ausgegeben und damit eine experimentelle Theatergruppe in Easton unterstützt. Flea und sie hatten einander meist wenig zu sagen.

»Mandy, ich wollte gerade gehen. Thom, du rufst mich an, wenn du es dir überlegt hast, ja?«

Er starrte sie an. Die Haut um seinen Mund herum wirkte bläulich.

»Thom?«, wiederholte sie bedeutungsvoll. Die Trance fiel von ihm ab. »Ja«, murmelte er

gehetzt. »Ich rufe dich an. Später. Ich schwör's dir.«

## 12

Ein Mann saß neben der Tür im Warteraum vor dem Obduktionssaal. Er hob die Hand, als Caffery herauskam. »Hi.«

»'n Abend.« Caffery ging weiter und zog sein Telefon aus der Tasche. Er wollte hören, ob Powers sich wegen des Falls Kitson noch einmal gemeldet und gemeckert hatte, aber er wollte auch wissen, ob Flea auf seinen Anruf reagiert hatte. Es gefiel ihm, wie sie ihn auf dem Parkplatz angesehen hatte. Etwas in ihm hatte dabei leise nachgegeben. Es war ein gutes Gefühl - ein sauberes, lockeres Gefühl, wie es sich manchmal beim ersten Drink des Tages einstellte.

»Entschuldigen Sie, ich muss mit Ihnen reden.«

Caffery blieb stehen und drehte sich um. Der Mann hatte sich erhoben. Er war groß, hatte starke Hände, blank polierte Schuhe und sauber gekämmtes braunes Haar. Zu braun. Er schien mit etwas Farbe nachgeholfen zu haben.

»Gibt es was Neues?«

»Was Neues?«

»Über Lucy. Sie waren doch gerade da drin, oder?«

»Wer sind Sie?«

»Colin Mahoney. Das ist meine Frau da drin. Meine Exfrau, aber sie hat meinen Namen behalten. Die haben gesagt, sie hat sich umgebracht. Stimmt das? Sagt der Arzt das auch?«

»Ihre Angehörigenbetreuerin wird mit Ihnen

darüber sprechen. Ich glaube, sie ist schon unterwegs.«

»Meine was?«

»Haben Sie keine Angehörigenbetreuerin? Eine Polizistin, die mit Ihnen Kontakt aufgenommen hat, als Lucy vermisst gemeldet wurde?«

»Oh. Die.« Colin wischte sich über die Stirn.  
»Tut mir leid - aber ich hatte kein großes Zutrauen zu ihr. Sie hat mich heute nicht mal angerufen. Und jetzt, nehme ich an, haben sie Lucy da drin schon aufgeschnitten.«

»Wenn Ihre Betreuerin kommt, kann sie mit Ihnen reden. Ich darf es nicht.«

»Wer sind Sie denn?«

»DI Caffery.« Er zeigte seinen Ausweis vor, ohne die Worte »Major Crime Unit« auszusprechen.

»Okay - DI Caffery. Sagen Sie's mir. Hat sie

sich umgebracht?«

»Ich kann Ihnen diese Frage nicht beantworten.«

»Doch, das können Sie.«

Caffery steckte den Ausweis seufzend wieder ein. »Es ist nicht mein Fall, aber wenn er es wäre, würde ich Ihnen in diesem Augenblick wahrscheinlich das Gleiche sagen wie das, was mein Kollege da drin sagen wird, wenn er herauskommt. Und was Ihre Betreuerin sagen wird.«

»Und das wäre?«

»Dass wir Ihnen vor der Entscheidung des Untersuchungsrichters nichts Definitives sagen können, aber dass wir im Zusammenhang mit ihrem Tod zurzeit nach niemandem fahnden.«

Mahoney sank resigniert auf seinen Stuhl zurück. Er stützte die Ellbogen auf die Knie, ließ den Kopf hängen und starrte auf den

Teppichboden. »Ich kann's nicht glauben. Ich kann einfach nicht glauben, dass es so ist.«

Caffery betrachtete ihn und dachte daran, wie es für seine eigene Mutter gewesen sein musste. Er war acht gewesen, als sein älterer Bruder Ewan aus dem Haus der Familie in South London verschwand. Seinen Leichnam hatte man nie gefunden. Es war an einem Samstagnachmittag vor mehr als dreißig Jahren passiert, und damals hatte die Metropolitan Police noch über keine Angehörigenbetreuer verfügt. Es hatte niemanden gegeben, der sich mit seiner Mum hingsetzt und gesagt hatte: »Schauen Sie, wenn Sie darüber reden möchten, dann können Sie das tun. Hier ist meine Nummer. Rufen Sie mich an, wann immer Sie wollen. Möchten Sie vielleicht eine Tasse Tee, meine Liebe?«

»Die Betreuerin wird gleich hier sein.«

»Nein, hören Sie, das kann nicht stimmen.« Mahoney hob den Kopf. Sein Gesicht war

gerötet. »Wenn sie sich das angetan hat, was ist dann aus Benjy geworden?«

»Benjy?«

»Der Hund. Ich habe die Polizei ausdrücklich auf Benjy hingewiesen. Es war das Erste, was ich gesagt habe. Lucy hat ihn mitgenommen. Er muss im Wagen gewesen sein, weil sie auf dem Rücksitz Hundekuchen gefunden haben. Er ist nicht wieder aufgetaucht.«

»Mr. Mahoney, ich schlage wirklich vor, Sie sprechen darüber mit Ihrer...«

»Deshalb weiß ich, dass es nicht stimmt. Es hat sowieso alles nicht gestimmt, denn wenn sie vorgehabt hätte, sich umzubringen, hätte sie Benjy doch gar nicht mitgenommen. Sie hätte sich vorher darum gekümmert, dass er versorgt ist. Also, wo ist er jetzt?«

Caffery dachte an einen Hund. Herrenlos, verirrt, irgendwo im Gebüsch. Dachte an all die Tiere, die am Rand der Städte und Dörfer



lebten. Nicht sein Problem. »Er taucht bestimmt wieder auf, Mr. Mahoney.«

»Das wäre er schon. Er hätte jemanden gefunden. Er ist ein cleveres Kerlchen. Clever und treu.«

»Mr. Mahoney, ich sage doch, ich bin hier nicht zuständig. Sie haben mein Mitgefühl, mein aufrichtiges Mitgefühl in Bezug auf das, was mit Lucy geschehen ist, und ich hoffe, Benjy kommt gesund und munter zurück. Aber...« Er legte Mahoney die Hand auf die Schulter und schaute ihm in die Augen. In diesem Job musste man vorsichtig sein. Man durfte nicht jedes Mal, wenn jemand das Pech hatte, auf dem Obduktionstisch zu landen, sein Herz öffnen. Aber man konnte sich eine Minute Zeit nehmen und an sie denken, an ihr Leben und an die kleine Rolle, die man selbst darin gespielt hatte. Also blieb er einen Augenblick lang so vor dem Mann stehen. Dann schüttelte er den Kopf und wandte sich

ab. »Aber Sie müssen das mit Ihrer Betreuerin besprechen.«

Man nahm sich einen Moment Zeit, um jemandem Respekt zu erweisen. Danach musste man weitergehen. Schnell.

## **13**

Es war acht Uhr abends, und auf Fleas Telefon befand sich nur eine Nachricht: von Jack Caffery. Sie hatte nicht zurückgerufen. Keine Lust, sich zu unterhalten. Als das Zeichen für eine eingegangene Nachricht aufleuchtete, hatte sie ihre Mailbox angerufen und abgehört. Ob sie ihn wegen der Sache, über die sie auf dem Parkplatz gesprochen hätten, zurückrufen könne. Er würde gern noch näher darauf eingehen. Natürlich meinte er ihre Brüste. Darauf wollte er gern näher eingehen. Sie setzte sich mit einem Becher Tee im

Wohnzimmer in den alten Ruhesessel ihres Vaters. Ihre Glieder waren müde, und die Knochen schmerzten. Wie seltsam, dachte sie. Wie seltsam, dass sie sich noch vor wenigen Stunden in einer ganz anderen Welt befunden hatte, mit anderen Hoffnungen, anderen Ängsten.

Thom hatte nicht mehr angerufen. Achtmal hatte sie es bei ihm versucht und immer nur seine Mailbox erreicht. Mandy arbeitete in der Spätschicht und müsste längst in dem Callcenter sein, das sie leitete. Und was bedeutete das? Dass er dem Problem weiterhin auswich?

Mit Misty musste in Kürze etwas passieren. Bei dieser Wärme wäre es bald unmöglich, mit ihr zu hantieren. Ihr Körper würde sich verflüssigen. Flea hatte es schon bei einer Leiche gesehen, die nur zwei Tage in der Hitze lag. Irgendwann würde es durch den Boden des Wagens sickern. Und je länger diese

Flüssigkeiten sich ausbreiteten, desto schwieriger würde es werden, die Fasern der Kofferraumauskleidung von der Leiche zu entfernen und Lucy dann an den Straßenrand zu legen. Sie konnte nicht länger warten.

Sie ging nach oben, holte einen uralten Bodenventilator aus einem der mit Gerumpel vollgestopften Schlafzimmer und schleppte ihn hinunter in die Garage. Sie stöpselte ihn ein, schloss die Tür zweimal ab und legte dann den Riegel vor. Sie nahm Schlüsselbund und Jacke und verließ das Haus. Ein kleiner Renault Clio stand in der Einfahrt. Nach dem Besuch bei Thom hatte sie ihn gemietet. Er war glänzend blau und roch nach Polstereiniger und Polierwachs - ganz anders als der Focus. Es machte beinahe Spaß, ihn zu fahren.

Im Stützpunkt in Almondsbury war es still. Der Geruch, der in den letzten zwei Tagen Versteck mit ihnen gespielt hatte, war verschwunden. Welch eine Überraschung.

Jetzt roch es hier wie in einer Zahnarztpraxis. Auf ihrem Schreibtisch lag eine Mitteilung von Wellard: Die Sicherheitsabteilung habe die Nabelschnur abgeholt und werde sich melden, wenn die Untersuchung abgeschlossen sei. Das bedeutete, es würde ewig dauern. Es bedeutete auch, dass man sie nicht über die Umstände des Unfalls befragen würde - zum Beispiel danach, wie tief sie getaucht war. An jedem anderen Tag hätte das ihre Laune verbessert.

Sie arbeitete schnell und lautlos. Aus dem Lager holte sie Galoschen, Handschuhe und drei gelbe Tyvek-Bio-Schutzanzüge. Im Spind mit der Ausrüstung für Leichenbergungen lagen geflochtene Gurte; sie nahm drei davon, zusätzlich zwei Plastikplanen und eine Handvoll Kabelbinder, stopfte alles in eine große Tasche und ging damit zum Wagen. Sie drehte das Radio auf volle Lautstärke, fuhr hinaus auf die Ringstraße, hielt bei mehreren Supermärkten und beim Threshers-

Getränkegroßmarkt in Longwell Green an, um Beutel mit Eis zu besorgen. In einem Smile Store in Hanham entdeckte sie zehn pinkfarbene und grüne Eisschalen, mit denen man Eiswürfel in Form von Kreuz, Pik, Herz und Karo produzieren konnte. Sie kaufte alle zehn und bezahlte sie bar.

Thom ging immer noch nicht ans Telefon.

Es war elf, als sie nach Hause zurückkehrte. Sie suchte den Kies nach Fußspuren ab - aus reiner Gewohnheit: Ihre Nachbarn, die Oscars, spazierten immer wieder lässig über das Grundstück, als wäre es ihres. Der Garten der Marleys hatte früher zum Haus der Oscars gehört, und sie machten kein Hehl daraus, dass sie ihn zurückkaufen wollten, um wieder Zugang zum Tal zu haben. Es war ein riesiger, weitläufiger Garten, viel zu groß, als dass Flea ihn hätte pflegen können, und irgendwo da unten in der Wildnis stand ein großes Problem: ein Zierbau, den einer der jungen Männer aus

dem Herrenhaus im neunzehnten Jahrhundert hatte errichten lassen. Jetzt war er kurz vor dem Einstürzen. Von der Baubehörde war jemand mit einem gelben Schutzhelm gekommen, hatte ihn inspiziert und dann erklärt, er verstoße gegen sämtliche Gesetze der Physik und sei gefährlich. Deshalb müsse er entweder instand gesetzt oder abgerissen werden. Aber Flea würde nicht klein begeben. Der Garten war Mums Stolz und ihre Freude gewesen. Sie würde ihn nicht verkaufen, ganz gleich, wie lästig er wurde.

Es gab keine Fußspuren. Alles war so wie zuvor. Sie ließ den Clio in der Einfahrt stehen und ging ins Haus. Schon in der Diele schlug ihr der Geruch aus der Garage entgegen. Wie um alles in der Welt hatte sie es nur geschafft, in den letzten zwei Tagen an dem Focus vorbeizugehen und die verdamnte Kiste sogar zu fahren, ohne etwas zu merken?

Sie brachte die Eisbeutel in die Garage, trug

alles andere ins Wohnzimmer und zog sich bis auf die Unterwäsche aus. Der Tyvek-Anzug war dicker als die Schutzanzüge bei der Spurensicherung, und es war heiß darin. Sie zerrte ihn über die Schultern, knotete ihr wildes Haar zusammen und zog die Kapuze hoch. Dann hielt sie sich am Sofa fest, hob nacheinander die Füße und schob sie in die Stiefel, wie sie sonst ihre Flossen anzog. Die Atemmaske ließ sie unter dem Kinn baumeln. Sie holte sich eine Flasche Wasser aus der Küche und setzte sie an die Lippen, während sie mit schwerfälligen Schritten zur Garage tappte.

»Okay.« Sie schlug die Tür hinter sich zu.  
»Dann wollen wir dich versorgen.«

Die Leiche musste gekühlt werden. Die Nächte waren immer noch kalt, und zwei Tage lang war es auch tagsüber kühl gewesen; also musste sie den Verwesungsprozess auf das Tempo drosseln, mit dem er unter freiem



Himmel fortschreiten würde. Sie konnte die Leiche nicht einfrieren und wieder auftauen; ein solcher Vorgang hinterließ Spuren, die ein guter Rechtsmediziner sofort erkennen würde, wie etwa die von Eiskristallen in den Muskeln, vor allem im Herzen. Trotzdem musste die Verwesung irgendwie verlangsamt werden.

Sie stöpselte die riesige Gefriertruhe in der Ecke ein. Das Gerät war seit Jahren nicht mehr benutzt worden - nicht seit dem Tag, als Dad die Familie zum Stromzähler geführt hatte, wo sie alle ehrfurchtsvoll zusahen, wie das kleine rote Rädchen schwirrte, wenn die Truhe eingeschaltet war, und wie langsam es lief, wenn man sie abstellte. Das Ding war ein Stromfresser.

Danach hatten sie es nur noch für Partys und im Hochsommer verwendet, wenn Mum Eiscreme machte. Flea füllte die Eiswürfelschalen mit Wasser und stellte sie übereinander auf das Rautenmuster des

Aluminiumbodens. Sie klappte die Truhe zu, riss die Eisbeutel mit den Zähnen auf und kippte das Eis in die alte Eisenwanne, die in der Ecke zwischen Rasenmähern und Taucherausrüstungen stand.

Als sie den Kofferraum wieder öffnete, wurde der Gestank überwältigend. Ohne Atemgerät, nur mit der Maske vor dem Gesicht, musste sie sich einen Augenblick lang abwenden und ein paarmal tief durchatmen, um den übermächtigen Würgereflex zu unterdrücken. Als ihre Kehle sich nicht mehr krampfhaft zusammenzog, machte sie sich an die Arbeit. Der Anzug raschelte wie trockenes Laub.

Sie packte den Inhalt von Mistys Handtasche in einen grünen Plastikbeutel und verschluss ihn. Dann nahm sie die hintere Ablage aus dem Focus und klappte die Rücksitzlehne herunter. Auf dem Boden vor den Hinterrädern breitete sie eine Plastikplane aus, legte eine zweite unter die Stoßstange, faltete den oberen

Rand in den Kofferraum und stopfte ihn unter Mistys linke Schulter und das linke Knie. Dann kletterte sie auf den Rücksitz, beugte sich vor, schob zwei Webgurte unter Mistys Schultern und Hüften und stieg wieder aus, ging zum Kofferraum und zog die heraushängenden Enden der beiden Gurte herunter. Sie legte sie auf die Plastikplane am Boden, stellte sich mit beiden Füßen darauf, beugte sich über die Leiche und packte die beiden anderen Enden. Sie holte tief Luft und fing an zu ziehen.

Einen Moment lang geschah gar nichts, doch dann löste die Leiche sich mit einem reißenden Geräusch vom Kofferraumteppich und rollte auf die Seite, sodass Mistys Gesicht auf der hinteren Stoßstange ruhte. Flea schob die Knie unter sie, damit sie nicht auf den Boden fiel, und atmete einige Male tief durch.

Mistys Hinterkopf war blutverkrustet, und jetzt sah Flea auch, was sie getötet hatte: ein

wuchtiger Schlag an der linken Schädelseite, wo sie auf das Autodach geprallt war. Sie erkannte sämtliche Details des Ohrs, das dabei vom Kopf abgerissen wurde, alle Fältchen, Furchen und Kanäle, und plötzlich sah sie vor sich, wie sie vor Jahren entstanden waren - eine schwindelerregende Diashow: ein Baby, das langsam Gestalt annahm, geboren wurde, heranwuchs die Milchzähne verlor, Kniestrümpfe bekam und aufgeschürfte Knie hatte. Sie sah den ersten Lippenstift, den ersten Freund, den ersten Liebeskummer. Sie sah Drogen, Alkohol und Diäten. Das alles sah sie so klar wie ihre eigene Vergangenheit, und obwohl sie wusste, wer Misty war und dass sie sich nichts zu sagen gehabt hätten, wenn sie einander im Leben begegnet wären, stieg in ihr ein Gefühl von Kälte und Einsamkeit auf.

Sie drehte den Kopf zur Seite und atmete stoßweise. »Aufhören«, zischte sie mit zusammengebißenem Zähnen. »Aufhören.« Sie drehte den Hals hin und her, um den

Schweiß von ihrer Schulter zu entfernen. Noch nie war sie bei einer Leichenbergung ausgerastet, und sie würde es auch jetzt nicht tun.

»Okay.« Ihr Blick wanderte zurück zu Mistys zeretzter Kopfhaut, zu ihrem dichten blonden Haar. »Es tut mir leid - es tut mir leid, dass ich das auf diese Weise erledigen muss. Bitte glaub mir.«

Sie wartete einen Augenblick, als würde Misty ihr antworten. Stöhnend vor Anstrengung, wuchtete sie die Leiche dann langsam auf die Plastikplane. Normalerweise tat sie das mit drei anderen Leuten zusammen, aber Misty war leicht und ließ sich mühelos rollen. Ihr rechter Arm fiel vom Gesicht herunter zur Seite. Flea stützte keuchend die Hände auf die Knie und betrachtete sie eine Zeit lang. Misty war so stark aufgedunsen, dass selbst ihre Mutter sie nicht mehr erkannt hätte, von den Revolverblättern und den Fans ganz zu

schweigen. Wie lange hätte sie am Straßenrand liegen müssen, um so auszusehen? Länger als die vier Tage im Auto.

Sie schlug die Plastikplane längs über Mistys Gesicht, faltete den oberen Rand säuberlich zusammen, verwirbelte die Ecken und schnürte sie mit Kabelbindern zusammen. Die Anstrengung machte sich im Rücken bemerkbar, als sie den Kokon zur Badewanne schleppte und vorsichtig auf das Eis legte.

Sie blieb kurz stehen und schaute auf Misty hinunter, auf die groben Umrisse einer Person. Ein zarter Dunst stieg über dem Eis auf, hüllte sie ein und ließ die Kälte durch das Plastik in Haut, Muskeln und Nerven dringen.

»Ich weiß, es gibt keinen Gott. Aber wenn ich mich irre, und wenn er doch irgendwo da oben ist, dann soll er um Himmels willen...«

Sie zog die Handschuhe aus und ließ sie fallen. Das Ganze lag bleischwer auf ihr.

»Um Himmels willen, er soll auf dich aufpassen, Misty. Lass ihn aufpassen auf dich.«

## 14

Als Flea geduscht, sich die Haare gewaschen und etwas angezogen hatte - eine schwarze Combathose und das schwarze Polohemd der Tauchereinheit -, war der Mond aufgegangen. Durch das Fenster sah sie eine Wolkenbank, die über Ciaverton Down heraufgekrochen kam und sich langsam auf das Haus zuschob. Sie sah aus wie eine Hand. Ausgestreckte Klauen tasteten sich durch den Garten und über das Dach. Flea schloss das Fenster und verriegelte es.

Trotz des Bodenventilators hing der Geruch noch in der Garage. Mit einem Stieltopf schöpfte sie das Eiswasser aus der Wanne, gab

frische Eiswürfel hinein und ließ Wasser in die Schalen in der Gefriertruhe laufen. Der Kofferraum des Focus stand offen; die Verkleidung war bis auf das Blech herausgerissen. Sie hatte die Ablage und die zerrissene Verkleidung mit einer elektrischen Handsäge zerschnitten und in einen großen schwarzen Müllsack gestopft, der jetzt an der Tür lehnte.

Sie konnte sich gut vorstellen, wie die Garage von außen aussehen würde - die Fenster mit Papier verklebt, und plötzlich brannte stundenlang Licht. Die Oscars würden es bemerken. Sie schaltete die Deckenbeleuchtung aus und stöberte im Licht einer Taschenlampe entlang der Wände herum; sie wühlte in dem, was vom Leben ihrer Familie übriggeblieben war. Hier lag ein alter Halbtrockenanzug ihres Vaters, das Neopren an Ellbogen und Knien war brüchig. Da hing ein Ballastgürtel neben einer Sammlung von Masken. Seine große Liebe



war das Extremsporttauchen an den gefährlichsten Orten auf dem Planeten gewesen, und er hatte die ganze Familie damit angesteckt.

Sie zog eine Schubkarre zurück, die an der Wand lehnte, und fand, was sie gesucht hatte: einen alten Kanister mit Motorenöl. Am anderen Ende der Garage entdeckte sie eine leere Dose und ein Stück Gummischlauch. Sie hob den Müllsack auf und trug alles hinaus zu dem Clio.

Die klauenförmige Wolke hing immer noch über dem Haus. Der Regen ließ auf sich warten. Flea wendete den Wagen, fuhr zur unteren Straße und weiter durch die verlassen Wohnstraßen am Fuße des Solsbury Hill. Über die Umgehungsstraße gelangte sie auf die kleine, einspurige Landstraße, die an der Flanke des Charny Down Hill hinaufführte. Oben war das Gelände flach. Während des Krieges hatte es hier einen Nachtjäger-Stützpunkt gegeben, auf

dem Hurricanes landen könnten. Der Tower existierte noch, und dort, wo die Landebahnen gewesen waren, hatte das Gras eine andere Farbe.

Sie lenkte den Clio auf den Flugplatz und parkte dicht neben einem alten Weltkriegsbunker. Der Wagen verschwand vollständig in einem Gebüsch von Sommerflieder und Holunder, das von Insekten summt. Flea stieg aus, blieb einen Moment lang stehen und schaute nach Westen. Die Wolken hingen schwer über den Türmen und Straßen von Bath, angestrahlt von den Lichtern der Stadt. Es war seltsam, wie weit man hier oben sehen konnte. Sie drehte sich um und ließ den Blick über das verlassene Flugfeld wandern, über hüfthoch sprießendes Gras und Unkraut, verlassene Gebäude, Stapel von Autoreifen und verrostete Landmaschinen. Hier oben gab es nichts lebendiges, nicht einmal einen Vogel, einen Fuchs oder eine Katze. Es war, als hätte sie die Grenze zu einer

toten Welt überschritten.

Ein Uhr nachts. Es musste jetzt geschehen. Sie riss den Kofferraumdeckel auf, nahm den Müllsack mit der zerschnittenen Ablage und den Verkleidungsfetzen heraus, warf ihn auf den Boden und holte den Ölkannister. Sie stellte sich breitbeinig über den Sack, öffnete den Kannister und ließ das dickflüssige Öl herausgluckern, bis der Sack davon bedeckt war. Dann nahm sie das Schlauchstück aus dem Kofferraum, schraubte den Tankdeckel ab und schob das eine Ende des Schlauchs in den Benzintank. Sie hielt sich die Nase zu, schob die Zunge als Spritzschutz vor und schloss die Lippen um den Schlauch. Dann saugte sie mit aller Kraft daran, bis Benzin aus dem Tank heraufschoss. Sofort wich sie zurück, hingte den Schlauch in die leere Dose und ließ das Benzin hineinfließen.

Mit gegrätschten Beinen und in einigem Abstand, damit sie sich die Schuhe nicht

bespritzte, schüttete sie das Benzin auf den Müllsack. Anschließend verstaute sie die Dose und den Ölkännchen wieder im Clio, schraubte den Tankverschluss zu und schloss den Wagen ab. In der unteren Tasche ihrer Combathose befand sich eine Schachtel Streichhölzer. Sie riss eins an, warf es auf den Müllsack und sprang zurück. Mit dumpfem Fauchen loderte das Benzin blau auf und verbrannte sekundenschnell; nur in der Mitte flackerte noch eine kleine Flamme, und ein einsames schwarzes Rauchfähnchen kräuselte sich in der Luft. Sie ging zurück zum Wagen und verfolgte, wie Rauch und ölige Luft über dem dunklen Sack aufstiegen und sich schließlich in helle Flammen verwandelten. Als sie sicher war, dass das Feuer nicht wieder ausgehen würde, zog sie ihr Telefon aus der Tasche und rief Thom an.

Es klingelte und klingelte, bis die Mailbox sich meldete. Sie wählte seine Festnetznummer und sah zu, wie die Flammen das Gras und die

Bäume ringsum beleuchteten. Als sich auch zu Hause der Anrufbeantworter einschaltete, wählte sie noch einmal seine Handynummer. Diesmal klingelte es viermal, dann ertönte ein gedämpftes Klicken, und sie hörte ihn atmen.

»Thom?«

Stille. Sie legte den Ellbogen auf das Dach des Clio. »Sprich mit mir. Bist du da?«

Einen Herzschlag lang blieb es still. Dann vernahm sie seine Stimme, belegt und nasal, als hätte er geweint. »Ja, ich bin hier. Es ist ziemlich spät.«

»Und Mandy? Ist sie noch...«

»Sie schläft. Ich will sie nicht wecken.«

»Okay. Steig in deinen Wagen, und wir treffen uns irgendwo. In Saltford. Bei dem Pub am Fluss.«

»Nein.«

»Du musst mir zeigen, wo es passiert ist.«

»Ich weiß es nicht mehr.«

»Natürlich weißt du es noch.«

»Nein, im Ernst. Ich weiß es nicht mehr.«

»Dann fahren wir durch die Gegend, bis es dir wieder einfällt. Wir sehen uns in einer halben Stunde.«

»Nein!«, zischte er.

Sie presste den Zeigefinger an den Nasenrücken. »Hör zu. Wenn wir uns jetzt nicht darum kümmern, wird das alles immer schlimmer werden. Und dann sind wir beide erledigt.«

»Ich kann nicht.«

»Es ist in Farleigh Park passiert, stimmt's? Irgendwo in der Nähe der Rehaklinik.«

»Ich bin nicht sicher.«

»Na, es muss da gewesen sein. Sie kann nicht weit gegangen sein.«

Er schwieg. Sie stieß sich vom Wagen ab und presste eine Hand in den Rücken über der Hüfte, wo der Taucheranzug sie manchmal drückte. »Thom, es wird nicht von allein weggehen. Was immer du glaubst oder hoffst - es wird herauskommen. Wenn du nichts unternimmst, und wenn sie herausfinden, dass du sie aufgelesen und in den verdammten Kofferraum meines...« Sie sprach immer lauter und hektischer. »Mein Gott, du landest noch im Knast. Sie werden wissen, dass deine Schwester bei der Polizei ist. Und selbst wenn sie deine Schuldunfähigkeit anerkennen, kommst du in Sicherungsverwahrung.«

»In Sicherungsverwahrung?«

»Zum Schutz der Öffentlichkeit. Das machen sie mit Pädophilen, mit Sexualstraftätern, mit echten Irren. Nicht gut. Überhaupt nicht gut. Jetzt steig in dein Auto und komm.«

»Aber Mandy wird es merken. Sie findet es heraus. Sie ist sowieso schon misstrauisch. An

der Art, wie du mit ihr geredet hast, hat sie gemerkt, dass etwas nicht stimmt.«

»Du wirst es ihr irgendwann sagen müssen.«

»Das kann ich nicht. Ich kann's einfach nicht.«

»Dann tu ich es. Geh und weck sie. Gib ihr das Telefon.«

»Nein! Nein, bitte. Bitte!«

»Thom! Jetzt sei vernünftig, ja? Sei einfach vernünftig!«

Es war lange still. Funken und schwarze Plastikflocken wehten durch die Luft. Dahinter schien der weiß schimmernde Mond matt durch die Wolken. Als Thom wieder sprach, klang seine Stimme gepresst. Missmutig.

»Okay. Okay - ich mach's. Ich sag's ihr.«

Flea atmete. »Gut. Tu das. Und dann rufst du mich wieder an.«



Der Mond geht schnell auf in Somerset: Er jagt über das Tiefland hinweg, an den Hängen der Mendips hinauf und in die Quantocks. Er lässt die Fenster der Städte im Norden der Grafschaft glitzern und kriecht in den Wagen auf dem Parkplatz des Leichenschauhauses, wo Jack Caffery den Schlüssel ins Zündschloss schiebt. Er findet Flea Marley auf einem Hügel, wo sie zusieht, wie Rauch in die Höhe steigt. Und zehn Meilen weiter östlich, in einer ganz anderen Umgebung, verweilt er in einem einsamen grauen Haus. Das Haus steht abseits einer stillen Landstraße, umgeben von brachliegenden Feldern, Scheunen und Schuppen und einem nicht mehr benutzten Swimmingpool. Das Mondlicht betastet die Fenster des eingeschossigen Anbaus und versucht erfolglos, an den Hohlblocksteinen vorbei in das speziell eingerichtete Zimmer zu gelangen.

Drinne hat das Licht eine andere Farbe. Es ist ein unirdischer blauer Schein, der aus sieben Spezialkühlschränken fällt. Alle sieben Türen stehen offen, sodass der Inhalt sichtbar ist: Stapel um Stapel sorgfältig katalogisierter Behälter, allesamt randvoll mit Formalin.

Der Mann sitzt mit gekreuzten Beinen da, fast wie in einer Yogastellung, mitten im Raum auf dem Boden. Er ist splitternackt und lässt sich von dem beruhigenden Licht der Kühlschränke einlullen. Niemals wird er die ausgespannte Haut einer Frau auf seiner Werkbank sehen. Das ist ihm klar. Seit Jahren ist es ihm klar. Es gehört ins Reich der Phantasie.

Aber seine Sammlung... Seine Sammlung ist seine Realität. Sie begann als kleines Zugeständnis an die Phantasie, aber darüber ist sie hinausgewachsen. Sie ist mehr, viel mehr. Sie ist sein Lebenswerk. Sie ist der Grund, weshalb er weiteratmet. Er wird sie um jeden Preis beschützen. Alles wird er dafür tun,

sogar töten.

Jäh steigt ein Bild vor seinen Augen auf; er sieht das fotografische Abbild eines Gesichts auf einer fahrbaren Trage im Krankenhaus. Die Patientin steht unter Narkose, aber als der Wagen verschwindet, geschieht etwas - etwas, das die Pfleger zu beiden Seiten nicht bemerken. Der Kopf der Patientin kippt nach hinten, er zuckt ein wenig, und plötzlich schlägt sie die Augen auf. Sie ist wach. Wach und aufmerksam, und sie sieht alles. Alles.

Er lässt sein Gesicht in die Hände sinken und konzentriert sich.

»Sschh.« Seine Stimme ist sanft. Ein Flüstern. Als beruhigte er ein Kind. »Sschh. Es ist okay. Alles okay.«

Etwas ist schiefgegangen, aber er hat es in Ordnung gebracht. Er hat es hinter sich. Jetzt muss er nur Ruhe bewahren und auf sich selbst vertrauen.

»Sssschh...«

So bleibt er noch eine Weile sitzen.

Dann springt er gereizt auf, läuft im Zimmer umher und schlägt die Kühlschrankschranktüren zu. Er hasst dieses Leben. Er hasst es.

## *16*

Am nächsten Morgen zog eine Tiefdruckfront vom Atlantik heran. Wolken verhüllten die Mendips, und in den Städten fielen heftige Regenschauer und brachten die Gullys zum Überlaufen. Der Verkehr auf den Autobahnen ließ schmutziges Wasser aufspritzen. Im Steinbruch Nummer zwei, fast am Ende der Steinbrüche von Elf's Grotto, drang kein Licht ins Wasser - als wäre es vorzeitig Abend geworden. Flea musste die Salvo-Tauchlampe mitnehmen.

»Was ist das nur mit Ihnen, Sarge?« Wellards Stimme drang laut an ihr Ohr. »Sie haben schon wieder Publikum. Wieder die Verkehrsstreife und sogar zwei Kriminalbeamte, glaube ich.«

Sie sah nach der Ankerleine, orientierte sich und fing an zu schwimmen.

»Ich glaube, die stehen auf Sie, Sarge. Aber nein, wahrscheinlich nicht auf Sie. Auf mich. Ich hab die schöneren Augen.«

»Ziehen Sie an der Leitung.«

»Hä?«

»Sie sollen an der Scheißleitung ziehen.«

»Okay, okay.« Hastig zog Wellard an der Nabelschnur. Die Leitung zerrte an ihrer Brust.

»Alles klar?«

»Alles klar.«

Er schwieg kurz und sagte dann: »Sind wohl wieder ein bisschen hormongesteuert, was,

Sarge?«

»Reden Sie nicht. Ich konzentriere mich.«

Sie hatte die halbe Nacht gewartet, aber Thom hatte nicht angerufen. Jetzt war sie sauer. Stinksauer sogar. Sie fragte sich, wie lange sie da noch mitspielen wollte, bevor sie aufgab und ihn den Löwen zum Fraß vorwarf.

»Ist wirklich alles okay?«

»Natürlich ist alles okay. Jetzt halten Sie den Mund, und geben Sie mir noch ein Bar.«

Seit dem Unfall mit der Nabelschnur war sie zum ersten Mal wieder im Wasser, und die Sicherheitsaufsicht würde einen Anfall bekommen, wenn sie wüsste, wie wenig sie vor diesem Einsatz geschlafen hatte. Immer wieder dachte sie an die Halluzination. Der Steinbruch lag am Ende der hufeisenförmigen Formation und war nur eine Viertelmeile von Nummer acht entfernt, wo sie im Tiefenrausch beinahe ertrunken wäre. Vielleicht gab es da

draußen Verbindungstunnel. Alte Luftschächte, die jetzt geflutet waren und in denen sich Dinge bewegten.

Blödsinn. Lauter Blödsinn. Eine Narkose. Sie hatte eine Narkose gehabt. Das war alles. Sie war auf fünfzig Meter getaucht.

Nichts und niemand konnte in fünfzig Metern Tiefe herumschwimmen.

»Wirklich alles okay, Sarge?«

»Herrgott, Wellard. Ja.«

»Nichts, was Sie beunruhigt?«

»Nein. Ich freue mich einfach darauf zu sehen, wer dieser Typ ist. Das ist alles. Seine Leiche herauszuziehen. Halten Sie jetzt die Klappe?«

Der Auftrag war gleich am Morgen hereingekommen. Vor drei Stunden, als die Kinder zur Schule gebracht wurden, war in einer Kleinstadt im nördlichen Somerset ein Lexus entführt worden. Ein neunjähriges

Schulkind einer exklusiven Privatschule in Bluse und grauem Blazer hatte auf dem Rücksitz gesessen. Der Carjacker war zwanzig Meilen weit mit dem Mädchen gefahren und hatte die ganze Zeit mit ihm geredet, bevor er in Wells am Straßenrand anhielt und ihm befahl auszusteigen. Da hatte es dann zehn Minuten lang heulend und zitternd gestanden, während die Autos auf dem Weg zur Arbeit an ihm vorbeifuhren, bis ein Minicab-Fahrer auf die Idee gekommen war anzuhalten. Der Carjacker war noch fünf Meilen weiter bis zum Höhlensystem von Elf's Grotto gefahren, dann von der Straße herunter und durch eine stillgelegte Autowerkstatt geradewegs in den Steinbruch Nummer zwei gebettet.

Es war der gleiche Modus Operandi wie bei einem Carjacking-Fall vor ungefähr einem Jahr. Damals war das Opfer ein sechsjähriges Mädchen gewesen. Flea vermutete, dass es derselbe Täter war. Ihrer Ansicht nach, handelte es sich nicht um einen Carjacker,



sondern um einen Pädophilen. Wenn das stimmte, wäre er nicht der erste Pädophile, der versucht hatte, seine Phantasien auszuagieren, es aber nicht geschafft und dann Selbstmord begangen hatte. Hoffentlich waren die Fenster geschlossen und nicht kaputtgegangen, als er im Wasser landete. Hoffentlich hatte er eine Weile gebraucht, um zu sterben.

Sie erreichte das Ende des ersten Zwanzig-Meter-Abschnitts im See und kehrte um. Schade, dass es nicht Nacht war. Nachts waren Autos ein Kinderspiel; die Scheinwerfer brannten auch im Wasser oft weiter, aber der Carjacker hatte wahrscheinlich das Licht trotz des Regens nicht eingeschaltet. In den meisten Fällen suchte das Team nach »Primärindikatoren«, bevor sie tauchten, nach Hinweisen darauf, wo der Wagen ins Wasser gestürzt war, aber heute gab es keine: kein Ölfilm auf der Oberfläche, keine Schürfspuren am Uferrand. Irgendwie seltsam. Sie mussten annehmen, dass der Lexus auf dem vom

Parkplatz herunterführenden Weg gekommen war, über die Zufahrtstraße an der Westseite.

Sie hob das Gewicht der Ankerleine hoch - die Markierung, die sie benutzten, um das Suchraster abzustecken - und ließ es wieder fallen. Härter als nötig.

»Hey, Sarge? Hoffen wir, es ist 'ne Leiche, die Sie da rausziehen.«

»Was?«

»Hoffentlich ist es nicht einer, der sich mit Ihnen prügeln will. Sie wissen doch, ein zufälliger Lufteinschluss und so Zeug.«

»Mein Gott, Wellard, stehen Sie wieder zu nah am Auspuff? Halten Sie einfach den Schnabel, ja?«

Das Team hatte sich im Stützpunkt aufgehalten, als der Anruf kam, und sie waren weniger als anderthalb Stunden später im Steinbruch gewesen. Aber der Zeuge, der den

Lexus hatte ins Wasser rauschen sehen, besaß kein Handy. Er musste fünf Meilen weit über die Landstraße bis zur nächsten Telefonzelle fahren. Also waren seitdem mindestens zwei Stunden vergangen. Nein, ausgeschlossen, dass das Schwein noch lebte.

Sie schwamm weiter, ohne sich umzusehen. Dachte nicht an das dunkle Wasser, das sich meterweit hinter ihr erstreckte, sondern konzentrierte sich auf den Grund, der in pechschwarzer Finsternis unter ihr lag. Ein Wölkchen Schlick stieg vom Boden auf. Die Umrisse eines Gegenstands zeichneten sich in der Dunkelheit ab. Sie erkannte, dass es ein Boot war, moosbedeckt und sehr alt. Man würde die Steinbruchfirma danach fragen müssen. Flea warf einen Blick hinein. Es war leer. Vielleicht hatte man es als Attraktion für Taucher hier auf dem Grund gelassen. Sie legte eine Hand auf den Bordrand und zog sich voran.

Sie folgte dem Kompass und hielt ein paar Meter hinter dem Boot an, ruderte leicht mit den Armen, um ihre Position zu halten, und spähte in die Dunkelheit. Da war etwas, ungefähr drei Meter unter ihr. Es ruhte auf dem Grund zwischen ein paar Pflanzen und Baumästen. Schlick wirbelte auf und legte sich wieder.

Es überlief sie kalt - wenn Wasser in den Anzug eindrang, fühlte es sich ganz ähnlich an. Sie glaubte zu wissen, was sie da sah. Sie tauchte langsam tiefer. Das Objekt klemmte zwischen zwei Steinblöcken. Sie leuchtete es mit der Salvo an, betrachtete es. »Wellard? Wissen wir, ob die Familie mit dem Lexus... hatten die einen...«

Sie brach ab. Nein. Das da unten konnte nicht erst heute aus dem Wagen geschleudert worden sein. Es verwesete bereits; das sah man an dem feinen Dunst der Faulstoffe, die dort schwebten wie ein Miasma. Es befand sich

nicht erst seit zwei Stunden hier im Wasser.

»Was sollen sie gehabt haben, Sarge?«

»Nichts. Lassen Sie mir einen Moment Zeit.«

Sie schob die Hände unter ihren Fund und hob ihn hoch, und als sie die Unterseite sah, wusste sie, dass er nicht durch einen Unfall hierhergekommen war.

»Hey«, sagte sie, »schicken Sie mir einen Leichensack.«

»Haben Sie den Kerl gefunden?«

»Nein.« Sie ließ ihren Fund los, und er sank wieder auf den Boden. Leichte Übelkeit überkam sie, aber sie verging gleich wieder. Eine Wolke von Verwesungsstoffen umgab sie. »Nein. Aber informieren Sie die Spurensicherung, ja? Sagen Sie ihnen, es gehört nicht zur Sache. Ich habe den Gesuchten nicht gefunden, aber ich will trotzdem einen Leichensack. Oder, Wellard -

sagen wir, zwei.«

## 17

Viel Zeit war vergangen, zu viel, als dass der Carjacker noch am Leben hätte sein können, aber Krankenwagen und Feuerwehr waren trotzdem angerückt. Die Mannschaften lungerten halbherzig am Rand des Steinbruchs herum, spähten ins Wasser und verfolgten, wie die verschiedenen Polizeieinheiten anrollten. Während die Kriminaltechniker Videoaufnahmen machten und die Taucher ihrer Arbeit nachgingen, gaben die Rettungsdienste nacheinander das Warten auf und zogen ab, weil sie anderswo zu tun hatten. Die letzten fuhren soeben los, als Sergeant Marley mit den Leichensäcken aus dem Wasser kam.

Caffery saß im Licht der Nachmittagssonne in

seinem Wagen. Er hatte die Fenster heruntergedreht und beobachtete, wie die Männer auf dem Ponton ihr die Säcke abnahmen, sie von der Nabelschnur befreiten und ihr eine alubeschichtete Wärmedecke um die Schultern legten. Sie spritzten sie ab und halfen ihr aus dem Anzug. Als die Spurensicherer gegangen waren und sie allein auf der Heckklappe des Tauchervans saß, stieg er aus und brachte ihr einen Becher Kaffee, den er den Feuerwehrleuten abgeschwatzzt hatte.

Ihr Gesicht war fleckig und verquollen, und ihre Nase lief. Teilnahmslos starrte sie den Kaffee an.

»Hey«, sagte er. »Lächeln Sie jetzt gleich, dann haben Sie es hinter sich. Für den ganzen Tag.«

Sie musterte ihn von oben bis unten. »Jetzt haben sie also die MCIU raus geschickt. Das freut mich. Selbst wenn er nicht da drin ist, bin

ich doch froh, dass Sie sich diesmal dafür interessieren. Ich habe immer gewusst, dass er es wieder machen würde, dieser Carjacker.«

»Die MCIU hat nichts damit zu tun.« Caffery setzte sich dicht neben ihr auf die Heckklappe und reichte ihr den Kaffeebecher. »Ich bin's. Ich wollte mit Ihnen reden.«

»Ach ja?« Sie klang nicht interessiert. »Worüber?«

»Über Freediving. Schon mal davon gehört?«

»Wettkampf-Apnoetauchen. Ich hab davon gehört.«

»Was wissen Sie darüber?«

»Ich weiß, dass es die schnellste Methode ist, sich umzubringen. Das oder ein Sprung von der Clifton Bridge. Beides gleich wirksam. Wieso? Leiden Sie in letzter Zeit an Depressionen?«

»Ich habe gehört, man kann mehr als hundert



Meter tief ohne Atemgerät tauchen. Hab ich gehört.«

Sie schüttelte den Kopf. »Darauf lasse ich mich nicht ein. Sie vergessen, dass ich in meinem Job auch als sachverständige Zeugin auftrete. Ich habe im Lauf der Zeit genügend aalglatte Verteidiger überstanden, um mich nicht über den Tisch ziehen zu lassen.«

»Das ist aber komisch. Ich hatte nicht vor, Sie über den Tisch zu ziehen.«

»Doch. Sie wollen, dass ich an Ihren Tokoloshe glaube.« Sie hob die Hände und ließ die Finger vor seinem Gesicht flattern. »Furchterregende Ungeheuer im Wasser.«

»Ich will nur wissen, was möglich ist. Ich will wissen, wozu der Tansanier, der in Haft sitzt, fähig sein könnte.«

»Dann müssen Sie die Fakten kennen. Über hundert Meter ist der Weltrekord - der Weltrekord - für jemanden mit absoluter

Spitzenkondition, der Flossen, Leinen, beschwerte Schlitten und ein Team von Helfern benutzt und reinen Sauerstoff inhaliert. Das volle Programm. Da kann nicht jeder x-beliebige Durchschnittstyp ins Wasser hopsen und das einfach so machen - er hätte Glück, extremes Glück, wenn er zehn Meter tief käme. Wenn Sie also andeuten wollen, irgendjemand könnte einfach mal so lässig fünfzig Meter tief tauchen, ohne...«

»Ich habe nicht fünfzig gesagt, sondern hundert. Da steht der Rekord. Wie kommen Sie auf fünfzig?«

»Dann eben hundert. Hundert Meter ohne Flossen und ohne vorher eine ganze Flasche Sauerstoff zu schlucken - träumen Sie weiter. Wissen Sie, wie die Profis das schaffen?«

»Nein.«

»Sie tricksen ihr Gehirn aus.« Sie tippte sich an die Schläfe. »Sie schalten den Teil des

Gehirns ab, der sie daran erinnert, zu atmen. Haben Sie schon mal gesehen, wenn einer von denen nach einem Tauchgang wieder heraufkommt? Glauben Sie mir, das ist nicht lustig. Die sind im Grunde tot. Man muss sie ohrfeigen, damit sie wieder atmen.«

»Und wenn sie Kleider tragen?«

»Kleider?«

»Ja. Oder wenn sie sich etwas an den Körper geschnallt haben. Plastik, Gummi oder so was. Prothesen.«

»Das würde es nur noch schwerer machen. Es ist ausgeschlossen, dass jemand, der kein Weltklasseprofi ist, hundert Meter tief tauchen kann.«

Caffery schwieg eine Zeit lang. In ihrem Gesicht hatte die Maske rote Kerben hinterlassen, und ihre Augen waren blutunterlaufen. Aber da war noch mehr. Mehr als nur die Erschöpfung nach dem Tauchen.

»Ich habe Sie aufgebracht.«

Sie atmete aus. »Nein. Nicht Sie.«

»Wer dann?«

»Es ist nichts. Ehrlich. Es ist...« Sie starrte auf das stille Wasser, in dem sich der bedeckte Himmel spiegelte, und schwieg eine ganze Weile. Dann rieb sie sich die Arme, als fröre sie. »Das, was ich im Wasser gefunden hab, hat mich ein bisschen durcheinandergebracht. Das ist alles.«

»Etwas hat Sie durcheinandergebracht? Ich dachte, Sie wären aus Gusseisen. Was ist heute anders?«

»Keine Ahnung. Mit einem Tier hab ich einfach nicht gerechnet.«

»Mit einem Tier?«

»Dieser Carjacker ist nicht da. Weiß der Himmel, was der Zeuge gesehen hat oder zu sehen glaubte, oder wo sich der Lesux

befindet, denn der verdamnte Steinbruch ist leer. Aber da war ein Hund. Die Kriminaltechnik hat ihn.«

Caffery schaute zu den Bäumen empor. Die frischen Triebe an den Zweigen sahen an diesem bleigrauen Vormittag stumpf und glanzlos aus. Am Morgen hatte DS Turnbull einen Anruf von der Abschleppfirma Hinton erhalten; sie waren sauer gewesen, denn als sie zum Steinbruch Nummer acht gekommen waren, hatten sie keinen Motorroller vorgefunden, weder einen roten noch irgendeinen anderen. Steinbruch Nummer acht war hinter diesen Bäumen dort. Und die Parkbucht an der Landstraße, wo Lucy Mahoney ihren Wagen abgestellt hatte, lag nur eine Meile weiter. Sie hatte ihren Hund bei sich gehabt. »Er trug kein Halsband, oder?«

»Ich hab keins gesehen.«

»Was für ein Hund war es? Könnte es ein Spaniel gewesen sein?«

»Möglich. Die Größe käme ungefähr hin. Aber nach dem, was man mit ihm angestellt hat, ist das schwer zu sagen. Und er hat ein paar Tage im Wasser gelegen. In ungefähr einer Woche wäre er hochgekommen. Sie wissen schon - wenn sich genug Faulgase angesammelt haben, steigt das ganze Ding wieder nach oben. Trotz allem, was mit ihm gemacht wurde, hat die Magenschleimhaut die Gase gehalten. Der ganze Kadaver wäre irgendwann aufgetaucht, obwohl er so übel zugerichtet ist.«

»Übel zugerichtet?«

»Ja. Eine Ratte würde rausschwimmen, um ihn anzufressen, wenn er an der Oberfläche triebe. Aber sie würde nicht so tief tauchen. Und andere Tiere, die es getan haben könnten, gibt's da unten nicht. Ein paar Molche vielleicht. Aber sonst nichts.«

»Was soll das heißen?«

»Ich hab in meinem Job schon ein paar tote Hunde gesehen, und meist lasse ich sie, wo sie sind. Man kann sie nicht alle herausholen, es sei denn, sie hätten irgendeinen Indizienwert. Aber ab und zu denkt man: Hier stimmt was nicht.« Sie deutete mit dem Kopf zu ihrem Team, das dabei war, die Ausrüstung zusammenzutragen. »Haben Sie gesehen, wie sie den Hund verpackt haben?«

»Dass sie ihn in zwei Säcke gesteckt haben?«

»Einer für den Kadaver.«

»Und der andere?«

»Für die Haut. Wer immer ihn da reingeworfen hat...« Sie schaute über den einsamen See hinweg. »Wer immer das Schwein war, er hat dem armen Vieh vorher die Haut abgezogen.«

Flea erledigte den Papierkram, packte ihre Ausrüstung ein und zog eine Fleecejacke an. Dann warf sie einen Blick auf ihr Telefon: kein Anruf von Thom. Sie half dem Team, den Wagen der Einheit zu beladen, schlug dann mit der flachen Hand an die Hecktür und schaute dem Van nach, als er über den lehmigen Boden davonrumpelte. Es war Nachmittag geworden, und die Wolken über dem Steinbruch zogen jetzt weiter. Auf der schmalen Straße parkte noch immer der BMW der Verkehrsstreife; der Polizist, der am Steuer saß, trank Kaffee aus einer Thermosflasche. Auf dem Hang etwa sechs Meter oberhalb davon entdeckte sie Jack Cafferys Silhouette vor den Wolken. Er spähte über den Steinbruch hinweg, als betrachtete er etwas am Himmel.

»Sind Sie fertig?«, fragte er, als er sah, dass sie



zu ihm heraufgeklettert kam. »Ist Ihnen ein bisschen wärmer?«

»Hier.« Sie reichte ihm eine Visitenkarte. »Das ist die Nummer der kriminaltechnischen Abteilung. Wegen des Hundes. Sie bringen ihn zum Scannen zu einem Tierarzt; vielleicht trägt er einen implantierten Chip. Sind Sie noch interessiert?«

»Natürlich. Danke.«

»Jack. Ich wollte...«

»Ja?«

Sie zögerte. Sie war sich immer noch nicht ganz klar über ihn. Wusste immer noch nicht, auf welcher Seite er stand. »Ich wollte Sie fragen... wegen der Kitson-Sache.«

»Wegen der Kitson-Sache?« Er runzelte die Stirn. Sie wusste, dass er damit nicht gerechnet hatte. »Was ist damit?«

»Nur aus höflichem Interesse. Wissen Sie - ich

dachte an den Anschiss, den Pearce mir verpasst hat. Es klang, als hätte ich vielleicht ein bisschen gewissenhafter sein sollen.«

»Pearce? Der Spacko mit der zugekämmten Glatze?«

Sie lächelte schief und rieb sich die Nase. »Na ja, man wirft mir vor, unprofessionell zu sein. Da wird einem« - sie hob die Schultern - »irgendwann unbehaglich zumute. So was eben.«

»Ich wüsste nicht, was Sie falsch gemacht haben sollten. Ihr Team hat einen See abgesucht. Sie haben nicht angenommen, dass Sie sie finden würden, aber Sie haben den See trotzdem abgesucht. Ist nicht Ihre Schuld, dass sie anscheinend von Aliens entführt worden ist.«

Ein paar Regentropfen fielen, und Flea zog den Reißverschluss ihrer Fleecejacke zu. Der Polizist im Streifenwagen öffnete seine Tür

und kippte einen Rest Kaffee aus seinem Thermosbecher auf den Boden.

»Sie haben also keine Ahnung. Sie wissen nicht, wo sie ist?«

»Ha.« Er schob die Hände in die Taschen und schaute zu den Wolken hinauf. »Ich weiß es nicht, nein. Tut mir leid, wenn es zynisch klingt, aber in Wahrheit ist es mir auch völlig schnuppe, was mit ihr passiert ist. Wahrscheinlich taucht sie irgendwann in einem Studio in Soho auf, zugekokst bis an die Kiemen. Oder in einer Strandhütte auf Antigua.«

Unter ihnen auf der Straße stieg der Polizist aus dem Wagen, blieb stehen und klopfte sich die Krümel von der Hose. Flea sah zu, wie er den Bauch einzog und sich das Hemd in die Hose stopfte. »Aber das ist nicht die offizielle Linie, oder? Dass Sie nicht glauben, dass sie tot ist?«

»Ich glaube gar nichts. Hab ich noch nie getan. Ich arbeite nicht an dem Fall.«

Sie beobachtete den Polizisten jetzt genauer. Irgendetwas an seinem Aussehen ließ sie aufmerksam werden, etwas an seinem Schädel, an den Geheimratsecken in seinem kurz rasierten Haar. Dann wurde es ihr klar. Es war PC Prody, der Verkehrspolizist, der Thom nach Hause verfolgt und einen Alkotest mit ihr gemacht hatte. Jetzt kletterte er den Hang herauf und kam auf sie zu - vier, vielleicht fünf Schritte. Das genügte.

»'tschuldigung«, murmelte sie. »Hab was vergessen.« Sie zog ihren Autoschlüssel aus der Tasche und rutschte den Hang hinunter, weg von dem Polizisten. Sie stieg in den Clio, schlug die Tür zu und wollte den Schlüssel ins Zündschloss stecken, als Caffery sie eingeholt hatte. Er schob den Kopf durch das offene Fenster. »Sie haben meine Anrufe nicht beantwortet.«

»Ich hatte zu tun.«

»Ich hab dreimal angerufen.«

»Ich weiß.« Sie fummelte am Zündschlüssel herum. Ihre Finger zitterten. »Ich hatte zu tun.«

»Zu viel zu tun, um zurückzurufen?«

»Ja.«

»Ich wollte Sie nur etwas fragen.«

»Ich sag doch, ich hatte zu tun.«

»Hey!« Unvermittelt beugte er sich weiter herein. »Hey. Was ist los mit Ihnen? Verdammt, was haben Sie denn?«

Sie hörte auf, mit dem Schlüssel zu spielen, und schaute hinauf zu Prody. Er war auf halber Höhe am Hang stehen geblieben und starrte verwirrt zu ihr hinüber. Sie legte die Hände auf das Lenkrad und fixierte einen Punkt in der Frontscheibe. Atmete fünfmal tief durch. »Es tut mir leid. Ich habe viel um die Ohren.«

Caffery zögerte kurz. Dann seufzte er, zog sich ein Stück zurück, legte den Ellbogen auf die Wagentür und fuhr sich mit der Hand durch das Haar, als wäre er müde. »Herrgott. Ich auch. Es tut mir leid.«

»Waffenstillstand?«

»Waffenstillstand.«

Er lächelte und betrachtete den Wagen - die Reifen, den Rücksitz, die Polster. Ganz beiläufig, als überlegte er, ob er ihn kaufen sollte. »Neues Auto?«

»Ja.«

»Sehr schön. Riecht neu.«

Der Schweiß brach ihr aus und lief unter ihren Armen an den Rippen entlang nach unten. »Es riecht neu?«

»Ja. Was ist mit dem alten passiert?«

»Mit dem alten?« Oben auf dem Hang hatte Prody die Hand gehoben und lächelte

unsicher, als wollte er sagen: »Hi. Nichts für ungut, hm?« Der Schweiß war nicht zu stoppen und lief ihr nun über den Rücken. »Er ist mir langweilig geworden. Ich überlege, ob ich ihn verkaufen soll.«

»Schade. Ist ein guter Wagen, der Focus. Kommt in Großbritannien häufiger vor als Schafe, hab ich gehört. Oder so ähnlich. Nicht dass ich viel von Autos verstehe.«

Wieder fielen ein paar Regentropfen, und Prody kam einen Schritt näher. Flea drehte den Zündschlüssel um und legte den Rückwärtsgang ein. Caffery hielt den Fensterrand fest, als ob er sie damit aufhalten könnte. »Wenn's so weit ist, dass Sie reden wollen - Sie wissen, wo ich bin.«

»Wenn's so weit ist.« Sie warf einen letzten Blick auf Prody, löste die Handbremse und setzte zurück. Dann fuhr sie so schnell los, dass Caffery einen Schritt zurückweichen musste, damit sie ihm nicht über die Füße fuhr.

Er sah dem Clio nach, als er mit durchdrehenden Rädern an den Absperrkegeln vorbeiraste und verschwand. Dann stieg er wieder den Hang hinauf.

Der Verkehrspolizist stand mit ausgebreiteten Händen da und machte ein ratloses Gesicht. »Vielleicht hat's ihr nicht gepasst, dass wir zugesehen haben.« Er warf einen Blick auf die Autos und Vans und zuckte die Achseln: Jeder zweite Bulle der Grafschaft war hier aufgekreuzt, um zu gaffen. Wieso nahm sie ihn aufs Korn? »Tut mir leid, ich hab den Funkspruch gehört und kam gerade vorbei. Mir war nicht klar, dass sie...« Er brach ab und ließ die Hände sinken. Die Luft war ihm ausgegangen. »Ich dachte, es wäre okay. Ehrlich, ich hab nicht angenommen, dass da



noch böses Blut zwischen uns ist.«

»Böses Blut?«

»Ja. Nein. Nicht, was Sie denken. Wir kennen uns gar nicht. Praktisch nicht.«

»Sondern?«

»Es war blöd. Ich hab sie erwischt. Neulich nachts - am Montag.«

»Wobei?«

»Geschwindigkeitsübertretung.«

Caffery hätte beinahe einen Pfiff ausgestoßen. Das war eine nette Vorstellung: Sergeant Marley verstieß gegen das Gesetz. Passte irgendwie zu ihr.

»Das war gegen Mitternacht. Ich war dienstlich drüben in der Gegend von Frome; normalerweise nicht mein Revier, aber ich war wegen eines Betrunkenen gerufen worden, und als ich hinkam, hatte den schon jemand anders übernommen. Ich bin auf dem Rückweg nach

Almondsbury, und da rauscht dieser Wagen vorbei. Nicht der von vorhin. Ein Ford.«

»Ein Focus.«

»Ja.« Er sah Caffery argwöhnisch an.  
»Stimmt. Ein silberner. Schleudert hin und her, als ob er den halben Asphalt abradieren wollte. Ich also los mit Blaulicht und Sirene, und obwohl ich ihm an der Stoßstange hänge, rast der Wagen weiter. Sie können sich vorstellen, dass ich das Kennzeichen durchgebe, oder? Ich denke ja, es ist ein Fahrzeugdiebstahl. Und als ich den Namen höre und weiß, dass sie es ist, da ist sie auch schon runter von der Straße und in ihrem Haus. Ich klopfe, und sie macht auf und kommt mir mit irgendeiner lahmen Ausrede: Sie hätte pissen müssen oder so was.«

»Das alte Blasenargument.«

»Das Blasenargument, genau. Und natürlich hab ich's dann falsch gemacht. Ich hätte es

dabei belassen sollen, oder? Aber sie hatte mich geärgert, und ich war stinkig. Da hab ich sie festgenagelt, so gut ich konnte. Hab sie pusten lassen.«

»Haben Sie nicht!«

»Doch. Und sie war stocknüchtern. Ich hab's dann auf sich beruhen lassen. Aber wissen Sie...« Der Polizist kratzte sich am Kopf. »Offensichtlich will sie keine Entschuldigung von mir.«

Caffery schaute hinüber zu der Straße, wo der Clio verschwunden war. »An welchem Tag, sagten Sie, war das?«

»Letzten Montag.«

Montag, dachte Caffery. Das war zufällig die Nacht, in der Misty Kitson aus der Klinik verschwunden ist. Und zufällig war es auch die Nacht, bevor er und Flea den kleinen Tansanier und seinen abartigen Boss verhaftet hatten. In Anbetracht der Umstände hatte sie

an dem Tag einen normalen Eindruck gemacht. Trotzdem, dachte er, als er zum Wagen ging und einstieg - die meiste Zeit schien sie höllisch auf der Hut zu sein. Der Himmel wusste, was Flea Marley in ihrer privaten Welt so alles trieb.

Er schob den Schlüssel ins Zündschloss, blieb einen Augenblick so sitzen und überlegte, was er tun würde, wenn er den Schlüssel herumgedreht hätte. Er hatte Flea nur ansehen müssen, um zu wissen, dass es Zeitverschwendung war, sie zu verfolgen oder auch nur anzurufen. Er wartete, bis seine Gedanken zur Ruhe gekommen waren. Dann startete er den Motor.

Er würde ihr nicht nachjagen, sondern den Kriminaltechnikern. Er wollte mehr über diesen Hund wissen.

Beatrice Foxton wohnte in der Nähe von Glastonbury Tor, unten im Tiefland, wo sich vor nur dreihundert Jahren noch endlose Sümpfe erstreckt hatten. Caffery fand sie und ihre Hunde auf einem Feld in der Nähe des Hauses. Sie standen nebeneinander im nassen Gras; Beatrice rauchte Zigaretten und warf Stöcke für die Hunde. Irgendwie war es beruhigend, eine Frau, die ihren Lebensunterhalt damit verdiente, dass sie Tote aufschnitt, rauchen zu sehen. Er fragte sich, warum er sich eigentlich ein Bein ausriss, um es sich abzugewöhnen.

»Danke, dass Sie herausgekommen sind.«

»Ist okay. Die Hunde mussten raus.«

Sie hatte zwei: einen großen, schlanken Setter und eine träge, gutmütige Deutsche Schäferhündin. Sie rannten im Kreis herum,

kauerten sich ins Gras und warteten auf den Stock. »Sie plagt sich ein bisschen, die Schäferhündin. Sie war ein Diensthund, aber vor ein paar Jahren hat sie in Pilton üble Erfahrungen gemacht, und man hat sie pensioniert.«

Pilton nannten die Einheimischen das Glastonbury Festival. Jedes Jahr im Juni wuchs in dem trockenen Tal am Whitelake River, östlich des Glastonbury Tor, eine Sommerstadt aus dem Boden. Zelte in den Farben des Regenbogens breiteten sich über die Hügel aus, auf mittelalterlichen Burgen wehten Fahnen im Wind, und von überallher kamen Leute und lebten vier Tage lang dort. Sie aßen und tranken, schissen und schliefen, tanzten und beklauten einander, liebten sich und sangen. Manche starben sogar.

»Einer von den Anarchos, die sich nach dem Festival noch da herumtreiben - die Typen, die fürs Aufräumen bezahlt werden, wissen Sie,

und die zurückgelassene Zelte abbrechen, damit sie an die Katastrophenhilfe überstellt werden können. Na ja, einer von denen jedenfalls, ein entzückender Kerl aus dem Norden, glaube ich, kam auf die Idee, dass es mit einem Rauschgiftspürhund leichter wäre, irgendwelche Drogen zu finden, die auf dem Gelände zurückgeblieben waren. Also brach er einen Polizeibus auf und klaute sie. Hat sie zwei Tage lang an einem Strick auf dem Gelände herumgeführt, und als sie nichts fand, fiel er über sie her und brach ihr beide Hinterbeine.«

»Mein Gott.«

»Anscheinend waren zwei Leute nötig, um ihn von ihr wegzuzerren. Und zufällig war sie ein Allzweckhund. Ist was völlig anderes, eine völlig andere Ausbildung. Natürlich konnte sie danach nicht mehr arbeiten. Aber sie ist immer noch ein schöner Hund. Und die Hüften halten auch durch.«

»Sie mögen Tiere.«

»Lieber als Menschen.«

»So geht's vielen Rechtsmedizinern.«

»Na ja, wir leben auch eher an der Grenze dessen, wozu Menschen fähig sind.«

Der Setter kam heran und ließ Caffery seinen Stock vor die Füße fallen. Caffery hob ihn auf und kraulte dem Hund den Kopf.

»Dann hätte ich was für Sie. Lucy Mahoney.«

»Was ist mit ihr?«

»Sie haben ihren Hund gefunden.« Er warf den Stock. Der Setter rannte mit hoherhobenem Schwanz hinterher. »Er ist verstümmelt worden. Gehäutet. Und dann hat man ihn im Steinbruch ins Wasser geworfen.«

Beatrice schwieg einen Moment. Dann warf sie ihre Zigarette ins Gras. »Gerade wenn man denkt, man wüsste, wie tief Menschen sinken können... Was für ein Hund war es?«



»Ein Spaniel.«

»Freundliche Hunde«, sagte sie bitter. »Sehr freundliche Hunde.«

»Ich war bei Lucy Mahoneys Obduktion, weil ich einen anderen Selbstmordfall bearbeite. Ein Junge drüben bei den Steinbrüchen bei Elf's Grotto.«

»Jetzt gesteht er, weshalb er gestern in meinen Obduktionssaal eingedrungen ist.«

»Nach seinem Tod hat sich jemand an dem Jungen zu schaffen gemacht. Jemand hat ihm Haare abgeschnitten, und das passte zu einem Fall, der mich interessiert. Der Fundort der Leiche ist nicht gerade sehr weit von der Stelle entfernt, wo Lucy Mahoney lag. Bei der Obduktion gestern hatte ich auf Parallelen gehofft, dass jemand ihr Haare abgeschnitten hätte. Aber Fehlanzeige. Auch gut - nur, plötzlich taucht da dieser verdammte Hund auf. Und deshalb möchte ich Sie fragen:

Waren Sie hundertprozentig sicher, dass niemand nach ihrem Tod etwas mit ihr angestellt hat? Waren Sie sicher, dass alles so war, wie es sein soll? Keine Bedenken?«

Beatrice hob den Stock auf, den die Schäferhündin gebracht hatte, und schleuderte ihn davon. Sie beobachtete den Hund eine Zeit lang und zündete sich dann erneut eine Zigarette an. »Ich hoffe, Sie haben meinen Bericht gelesen, bevor wir jetzt darüber reden, Jack. Es nervt mich, lange Gespräche über einen Fall zu führen, wenn mein Bericht nicht bekannt ist.«

»Ich habe ihn gelesen. Von vorn bis hinten.«

»Sie lügen. Sie haben ihn nicht mal gesehen. Ich habe ihn heute Morgen an die District Police gemailt und an niemanden sonst.« Sie schüttelte den Kopf. »Aber ich will nicht so sein. Weil Sie es sind. Und weil Sie ziemlich gut aussehen, wenn Sie Ihr Jackett ausziehen.« Sie nahm einen tiefen Zug aus ihrer Zigarette,

legte den Kopf zurück und blies eine schnurgerade Rauchfahne in die Luft. »Da waren zwei Kleinigkeiten. Zwei Kleinigkeiten, die mir ein bisschen verdächtig vorkamen.« Der Setter kam mit dem Stock zurück; Beatrice nahm ihn und warf ihn wieder weg. »Sie hatte keine Versuchsschnitte an den Handgelenken. Die meisten Selbstmörder, die ich sehe, fangen klein an - sie wollen feststellen, wie weh es tut und ob sie es aushalten oder nicht. Das hatte sie aber nicht getan.«

»Warum nicht?«

»Weiß der Himmel. Man kann nichts daraus schließen - nicht, wenn man es isoliert betrachtet. Es ist keine eiserne Regel.«

Caffery starrte sie an. Sie hatte bisher nichts davon gesagt. Es war das Letzte, womit er gerechnet hatte. »Sie reden darüber, wie sie gestorben ist? Sie meinen, Sie sind nicht hundertprozentig davon überzeugt, dass es

Selbstmord war?«

»Der toxikologische Befund ist eine interessante Lektüre.«

»Benzo?«

»Liegt nahe, denn neben der Leiche lag ja ein Röhrchen Temazepam. Das Messer hat sie getötet, aber beim Ausräumen des Magens habe ich sieben oder acht teilweise aufgelöste Temazepam-Tabletten gefunden. Auch nicht merkwürdig. Die Leute benutzen oft beide Methoden. Sie dröhnen sich mit Schnaps und Tabletten zu, bis sie einigermaßen betäubt sind, und dann schneiden sie sich die Pulsadern auf, um doppelt sicherzugehen, dass alles nach Plan läuft. Aber ich stand da, sah mir den Mageninhalt an, sah mir das Tablettenröhrchen an und fragte mich: Warum? Warum hat sie nicht alle genommen?«

»Es waren noch Tabletten im Röhrchen?«

»Ungefähr fünf. Warum hat sie die nicht genommen?« Beatrice lächelte und zog an ihrer Zigarette. »Wissen Sie, Jack, zufällig sind Sie nicht der einzige Detective in der Stadt. Zufällig ist Mrs. Foxton selbst auch nicht auf den Kopf gefallen. Denn ich habe mir die Tabletten in ihrem Magen angesehen und mir meine Gedanken gemacht. Ich habe mir überlegt, dass diese sieben oder acht Tabletten vielleicht gar nicht für Lucy gedacht waren. Sondern für mich.«

»Für Sie?«

»Ein Ablenkungsmanöver - eine falsche Spur. Ich sagte zu mir, Mrs. Foxton, wenn diese junge Frau hier auf Ihrem Tisch sich nicht selbst das Leben genommen hat, was könnte dann passiert sein? Wäre es vielleicht denkbar, dass eine geheimnisvolle Person A der jungen Dame ein Betäubungsmittel verabreicht hat? Zum Beispiel in einem Drink? Temazepam könnte es nicht gewesen sein, denn das löst

sich nicht gut auf; sie hätte das Pulver auf dem Boden des Glases bemerkt. Man brauchte etwas Farb- und Geschmackloses, eine Straßendroge vielleicht, denn alle verschreibungspflichtigen Medikamente sind mit Bitrex vergällt, und das schmeckt man sofort. Und wenn sie dann schön beduselt ist und dasitzt wie ein Wackelpudding, dann könnte die geheimnisvolle Person A ihr ein paar Tabletten geben. Die Obduzentin B würde sie dann im Magen finden, sofort eins und eins zusammenzählen und sie nur auf Benzodiazepine testen.«

»Dann müssten Sie noch mal testen.«

»Ich bin Ihnen schon einen Schritt voraus. Ich habe das forensische Labor in Chepstow angewiesen, auf sämtliche Straßendrogen zu testen: Rohypnol, GHB, Ketamin, Clonazepam, Xanax. Ungefähr alles, was mir einfiel. Da ist eine hübsche kleine Rechnung auf dem Weg zur District Police. Ich hatte

mehrere lange und lohnende Phantasien, in denen ich mir ausgemalt habe, was für ein Gesicht dieser jämmerliche Trottel von einem DI macht, wenn diese Rechnung in seinem Posteingang landet.«

»Und was hat sich ergeben?«

Sie lächelte grimmig. »Da bricht es dann zusammen. Alles negativ. Aber der Temazepam-Level war himmelhoch - viel höher, als man nach dem, was sie im Magen hatte, erwarten könnte. Die einzige Erklärung ist die, dass die sieben Stück in ihrem Magen die zweite Dosis waren. Die erste hatte sie früher genommen, und die Tabletten hatten sich auflösen können. So waren sie im Blut nachzuweisen, aber nicht mehr im Magen.«

Caffery verfolgte, wie die Schäferhündin vergebens versuchte, mit dem Setter Schritt zu halten. Clement Chipeta mochte Gelegenheit gehabt haben, Lucy umzubringen, aber er war nicht raffiniert genug, um es auf diese Weise

zu tun. Und das Monster, der Tokoloshe? Falls er überhaupt existierte - das hier sah nicht nach ihm aus. Keiner von beiden wäre in der Lage, eine gesunde, gut angepasste weiße Frau zu überreden, Drogen zu nehmen. »Es gab keine Anzeichen von Gewaltanwendung? Keinen Hinweis darauf, dass man sie gezwungen haben könnte, etwas zu schlucken?«

»Selbstverständlich nicht. Glauben Sie, das wäre mir entgangen?«

»Wie hat er es dann angestellt?«

»Wollen Sie eine besonders wilde Vermutung hören?«

»Unbedingt.«

»Er hat sie nicht gezwungen. Er hat keine Gewalt angewendet. Denn das alles ist nicht passiert. Wir sind hier im Wolkenkuckucksheim, Jack. Wir lassen unserer Phantasie die Zügel schießen. Es gab keine geheimnisvolle Person A. Keinen



cleveren Plan. Lucy Mahoney hat beschlossen, sich umzubringen. Sie hat einen Abschiedsbrief ausgedruckt. Hat ihn unterschrieben. Hat schätzungsweise zehn Temazepam genommen, ist in ihren Wagen gestiegen und mit dem Hund auf dem Rücksitz und einer Flasche Brandy und einem Teppichmesser neben sich zum Steinbruch gefahren. Sie hat geparkt und den Hund rausgelassen, weil das besser war, als ihn im Haus einzusperren. Inzwischen befürchtet sie, das Temazepam könnte nicht wirken; also nimmt sie noch ein paar mehr - und die sind es, die ich dann in ihrem Magen finde. Sie geht, nein, sie taumelt wahrscheinlich, das arme Ding, die letzte halbe Meile bis zum Bahndamm. Da setzt sie sich hin und bringt die Sache zu Ende. Obwohl es mich wundert, dass sie in diesem Stadium noch den Kopf geradehalten kann.«

»Also Selbstmord.«

»Selbstmord. Und nur eines Gefühls wegen werde ich an meiner Beurteilung nichts ändern. Es gab nach allem, was wir feststellen konnten, keinen Diebstahl und kein Sexualverbrechen. Das bin nur ich, die hier ihren misstrauischen Londoner Blick auf die sanftmütigen Leutchen im Westen richtet. Wenn Sie einen Zusammenhang mit Ihrem zweiten Suizid herstellen wollen, mit dem Jungen im Steinbruch, dann bitte sehr: Tun Sie, was Sie nicht lassen können. Aber die beiden Leichen lagen weit voneinander entfernt. Es gibt nicht viel, das sie miteinander verbindet.«

»Bis auf den Hund. Der, den ich suche, hat mit Körperteilen gehandelt. Haben Sie zu Anfang der Woche von Operation Norwegen gehört? Deshalb glaube ich, er brauchte die Haare von meinem Selbstmörder im Steinbruch.«

»Haare sind eine Sache; bei Norwegen ging's ja anscheinend darum. Aber ein Hund? Ein

Hund ist was anderes.«

Caffery antwortete nicht gleich. Natürlich hatte sie recht. Es war etwas anderes, und er fiel aus dem Rahmen, dieser erbärmliche Tierkadaver auf dem Grund des Sees im Steinbruch. Wenn Clement Chipeta oder der Tokoloshe es getan hatten, warum ließen sie das Fell dann bei dem Kadaver? Der Tierarzt, zu dem sie den Hund gebracht hatten, sagte, dass der Kadaver abgesehen von der abgezogenen Haut intakt gewesen sei; kein Körperteil habe gefehlt - keiner, der für muti verwendet werden könnte.

»Wie auch immer«, sagte er. »Angenommen, da draußen ist nicht noch jemand, der krank genug ist, um einen Hund zu häuten...«

»Aber von der Sorte gibt es jede Menge, glauben Sie mir. Sozial gestörte Kids aus der Siedlung in Southmead - wenn die einen verirrtten Spaniel aufgreifen, sind sie zu so was in der Lage.«

»Angenommen, es war mein Täter, der das mit dem Hund getan hat, dann macht mir das ernsthafte Kopfschmerzen. Ich muss zwei unterschiedliche Vorgehensweisen in Einklang bringen. Einmal werden einem Selbstmörder die Haare abgeschnitten, und einmal wird ein Hund gehäutet.« Er zuckte die Achseln.  
»Keine Ahnung. Da ist alles möglich.«

Die Hunde apportierten ihre Stöcke, saßen da wie zwei Buchstützen und beäugten Beatrice. Sie warteten darauf, dass sie die Stöcke noch einmal warf. Der Setter hatte weiße Speichelfetzen an den Lefzen.

»Tja, Jack Caffery.« Beatrice ignorierte die Stöcke. »Wenn Sie nicht vorhaben, mich zu verführen oder eine Lady-Chatterley-Nummer am Baumstamm abzuziehen, dann werde ich jetzt wohl mit meinen besten Freunden nach Hause gehen.«

Er sah ihr nach, als sie zum Wagen ging. Sie warf Decken hinten hinein und piff den

Hunden. Als sie die Heckklappe zugeschlagen hatte, rief er: »Beatrice?«

»Was?«

»Ich wünschte, Sie meinten es ernst. Das mit der Lady-Chatterley-Nummer.«

Sie lachte leise. Der Wind wehte ihr das graue Haar ins Gesicht. »Das wünschte ich auch. Ich wünschte bei Gott, ich hätte die Energie, es ernst zu meinen.« Sie warf den Zigarettenstummel auf den Boden und zerrieb ihn mit der Sohle ihres Turnschuhs. »Ich werde mit dem DI reden, Jack, und ihm sagen, dass ich Bedenken hatte, was die Todesart bei Lucy angeht.

Aber das wird mündlich geschehen. Ich schreibe meinen Bericht nicht um. Ich revidiere mein Urteil nicht.«

Sie fuhr davon, und Caffery betrachtete die Zigarettenstummel, die am Boden lagen. Wieder wurde ihm bewusst, wie wunderbar es

war, so in der frischen Luft zu stehen und zu rauchen und dabei jemanden an seiner Seite zu haben. Bei dem, was jetzt käme, hätte er gern jemanden an seiner Seite gehabt. Jetzt musste er herausfinden, was der Tokoloshe mit einem Hund wollte. Und warum er, nachdem er sich die Mühe gemacht hatte, das Tier zu häuten, die Haut nicht mitnahm.

## 21

Ian Mallows hatte die Operation Norwegen überlebt. Besser gesagt, er hatte sie größtenteils überlebt. Er hatte fünf Nächte auf der Intensivstation verbracht, aber jetzt lag er in einem Einzelzimmer, nicht auf der Station, denn was immer das Pflegepersonal zu ihm sagte, er konnte nicht aufhören, die anderen Patienten anzusprechen, sie sollten ihn nicht dauernd so dämlich anstarren. Aber natürlich

starrten sie ihn weiter an. Wer hätte das unter den Umständen nicht getan?

Als Caffery das Zimmer betrat, lag Mallows auf der Seite, der Tür zugewandt, und schlief fest. Die Decke war bis an den Hals hochgezogen, und der Fernseher an der Wand lief lautlos.

Caffery schloss leise die Tür und stellte den Stuhl neben das Bett. Er legte die Stange Bensons, die er mitgebracht hatte, auf den Boden und setzte sich hin, um zu warten, den Blick auf den Fernseher gerichtet, die Hände auf dem Schoß verschränkt.

»Ja? Was ist los? Was wollen Sie?«

Caffery sah sich um. Mallows hatte sich nicht gerührt. Seine Augen waren immer noch geschlossen, aber sein Mund stand offen, und darin schimmerte es nass und rot. Nachwachsende Stoppeln überzogen seinen rasierten Schädel mit einem blauschwarzen

Schatten. Über seinem linken Ohr war ein Spinnennetz eintätowiert, die Linien waren dick und unscharf. Ein mit der Nähnadel ausgeführtes Knasttattoo. Es war klar, dass Mallows im flachen Ende des Genpools herumpaddelte, dachte Caffery. Er war nie dazu bestimmt gewesen, es in diesem Leben zu schaffen. Auch nicht ohne die Verletzungen, die er bei der Operation Norwegen davongetragen hatte. Die waren jetzt unter der Bettdecke verborgen.

Mallows öffnete die Augen nicht. »Was wollen Sie?«

»Ich bin Polizist.« Caffery wollte seinen Ausweis herausziehen, ließ es dann aber bleiben. »Ich bin Detective Inspector Jack Caffery. Denk zurück. Du wirst dich an mich erinnern. Ich bin da reingekommen und hab dich rausgeholt.«

Jetzt öffnete Mallows die Augen und richtete seinen Blick auf ihn. »Sie waren mit der Tusse



da? Mit der Fitten?«

Caffery schlug die Beine übereinander, zog den rechten Fuß hoch und legte ihn auf das linke Knie. »Die Ärzte haben mich jetzt erst zu dir gelassen. Dein Zustand war die ganze Woche kritisch. Man musste befürchten, dass du nicht durchkommst.«

»Meine Kumpels werden sich schlapplachen. Lassen uns da von 'ner Tussi retten. In der Zeitung hat's auch gestanden.« Mallows rollte sich auf den Rücken und stemmte sich auf den Ellbogen hoch. Cafferys Fuß hörte auf zu wippen, und er starrte Mallows an. Dessen Arme waren unter der Decke hervorgekommen. In dem Versteck im leer stehenden Sozialblock waren ihm die Hände abgenommen worden, und seine verbundenen Arme endeten in Klumpen, so groß wie Melonen. Er bewegte sie langsam und unter Schmerzen, und es sah aus, als bewegte sich da eine riesige Gottesanbeterin grotesk auf

dem Bett.

Er bemerkte, dass Caffery ihn anstarrte, und lachte. »Ich weiß. Ziemlich im Arsch, was? Der Doktor sagt, die sind dreimal so dick angeschwollen, wie sie sollten.«

»Du bist gestern operiert worden.« Caffery konnte den Blick nicht von diesen Klumpen wenden. Mallows' Arme sahen aus wie Paddel. »Das hat man mir gesagt.«

»Vorher wollten sie's nicht machen. Haben immer wieder an den Stümpfen rumgeschnippelt. Da waren immer noch Hautreste, die abstarben, und sie wollten nichts unternehmen, solange sie nicht sehen konnten, welche Muskeln da übrigbleiben würden. Nekrose. So haben sie es genannt. Nekrose. Totes Fleisch.«

Caffery riss den Blick von den Verbänden los und sah Mallows ins Gesicht. »Und wie geht's weiter?«

»Sie haben große Hautlappen von meinen Oberschenkeln genommen und sie hier drauf geklatscht.« Er studierte die Verbände und drehte sie hin und her. »Irgendwann zwischen jetzt und Mitternacht werden die Blutgefäße in diese Haut raufwachsen. Sie verbinden sich mit ihr, und mit etwas Glück hab ich dann normale Haut über den Stümpfen.« Er ließ den Kopf auf das Kissen zurücksinken und starrte zur Decke. »Irre, was?«

»Du hältst dich gut, Ian. Wirklich gut. Das freut mich.«

Mallows gab ein kehliges Geräusch von sich. »Ja. Aber Sie sind nicht hier, um mir Puderzucker in den Arsch zu blasen, oder? Was wollen Sie? Ich hab meine Aussage schon gemacht.«

»Aber nicht vollständig. Du warst nicht bei dir, und du hast einiges ausgelassen. Jetzt geht es dir besser, und da möchten wir ein bisschen mehr wissen. Woran du dich noch erinnerst.«

»Woran soll ich mich erinnern?«

»Na, an Dundas zum Beispiel. Der da gestorben ist.«

»Was soll mit dem sein?«

»Hast du ihn je gesehen? Haben sie euch einander vorgestellt?«

»Wie denn - nett, dich kennen zu lernen, Alter? Schönes Wetter heute, nicht wahr? Welches Stück wollen sie dir denn abschneiden? Ich hab Ihnen alles schon erzählt. Ich hab ihn nie gesehen. Ich wusste gar nicht, dass er da war. Das war der reine Karnickelbau da drin. Da wusste man von einem Zimmer zum nächsten nicht, was da vorging.«

»Wusstest du, dass sie ihm die Haare abgeschnitten haben?«

»Ich wusste, dass sie ihm den Kopf abgeschnitten haben. Das wusste ich. Da

wird's ihm kaum was ausgemacht haben, dass sie auch die Haare mitnahmen. Meinen Sie nicht?«

»Clement Chipeta - der da bei dir war.«

»Ach, ist das sein richtiger Name?«

»Als wir reinkamen, um ihn festzunehmen, war er da schon eine Weile bei dir gewesen?«

»Wie meinen Sie das?«

»Er war nicht irgendwo unterwegs gewesen? In den letzten paar Stunden? War er da bei dir in dem Loch?«

»Ja. Wieso?«

»Ich will nur herausfinden, wo er sich aufgehalten hat.«

Mallows schüttelte den Kopf. »Nee. Wissen Sie, hier ist diese Unterhaltung zu Ende. Ich bin kein Spitzel. Ich werde meinen kleinen Zellenkollegen nicht an Sie verpfeifen. Er hat mir nichts getan.«

»Komisch. Soweit ich mich erinnere, hat er dich mit dem Onkel bekannt gemacht.«  
Mallows antwortete nicht.

»Du beschützt ihn, Ian. Dafür gibt es ein Wort.«

»Ach ja?«

»Ja. Das Stockholm-Syndrom. Das kommt bei Leuten vor, die lange genug in Geiselhaft waren. Sie stellen sich auf die Seite der Geiselnnehmer. Und das tust du auch.«

»Er war kein Geiselnnehmer. Er wollte nie was damit zu tun haben - er wurde gezwungen. Er ist ein illegaler Ausländer. Nach allem, was ich sehen konnte, hatte er gar keine Wahl.«

»Hattest du auch Sex mit ihm? Willst du ihn deshalb schützen?«

»Ach, verpissen Sie sich.«

»Clement Chipeta sagt, er hat Menschenhaare gesammelt.«

Caffery beobachtete Mallows und wartete auf eine Reaktion. »Er sagt, das ist eine Tradition. Er wollte daraus ein Armband machen. Hat er mit dir darüber gesprochen?«

»Hören Sie, ich hab doch gerade gesagt, ich arbeite nicht für Sie. Ich bin kein Schnüffler.«

Caffery langte unter seinen Stuhl, hob die Stange Bensons auf und legte sie auf den Nachttisch. Mallows starrte sie an. »Und wie soll ich die rauchen? Mit den Zehen?«

»Du brauchst einen Freund, der dir dabei hilft. Ehrlich gesagt, Ian, ich glaube, du wirst eine Menge Freunde brauchen, wenn du irgendwann hier rauskommst.«

»Die behalte ich, indem ich nicht mit Bullenschweinen wie Ihnen rede.«

»Weißt du, was ich glaube? Ich glaube, da war noch etwas in dem Loch, in dem wir dich gefunden haben, wovon du uns nicht erzählt hast.«

Mallows' Augen flackerten. Er sah Caffery nicht an, aber etwas hatte sich verändert. Eine winzige Erweiterung der Pupillen, der Kapillargefäße, die verriet, dass Cafferys Worte ins Schwarze getroffen hatten.

Caffery atmete ein, und sein Puls schlug schneller. Er beugte sich vor und sagte mit leiser Stimme: »Ich habe recht, nicht wahr? Da war etwas in diesem Loch, das du dir nicht erklären konntest.«

Eine Ader pulsierte blass an Mallows' Schläfe.

»Ian.« Caffery flüsterte fast. »Hat jemand dir gesagt, wie viele Leute da rausgekommen sind? Das warst du. Nummer eins.« Er zählte an den Fingern ab. »Dann dieses Stück Scheiße, das hinter der ganzen Sache stand. Der Mann, den ihr Onkel genannt habt. Zwei.«

»Ich hör gar nicht zu.«

»Da war dein kleiner Freund Clement. Drei. Und da war eine Leiche. Dundas. Einer, zwei,



drei und du - das sind vier... Ach, das überrascht dich, ja? Du hast gedacht, ich zähle bis fünf.«

»Mir geht's nicht gut. Rufen Sie 'ne Schwester.« Mallows hob beide Arme und versuchte den Klingelknopf zu erreichen, der an der Stange über dem Bett baumelte. »Ich brauch die Bettpfanne.«

Caffery stand auf, knotete das Kabel los und hielt den Klingelknopf gerade so weit weg, dass Mallows ihn nicht erreichen konnte.

»Geben Sie mir das Ding. Ich brauch 'ne Schwester. Ich muss kacken.«

»Das sind nur Entzugserscheinungen.«

»Fuck, ich weiß, was das ist. Sie brauchen mir keinen Vortrag über Turkey zu halten, ja?«

»Geben sie dir denn nichts?«

»Doch, Methadon.«

»Wie oft?«

»Zweimal am Tag.«

»Und das ist nicht genug?«

»Was ist los? Wollen Sie hier rumhängen und zugucken, wie ich ins Bett scheiße? Ist das Ihr Ding? Komisch. Ich hätte nie gedacht, dass Sie auf so was stehen. Sie wissen doch, wovon ich lebe, oder? Wenn ich hier rauskomme, können wir ein bisschen miteinander quatschen, Sie und ich. Ich bin vernünftig.«

Caffery verschränkte die Arme und sah ihn geduldig an. »Du wirst mit mir reden müssen, Ian. Irgendwann wirst du reden.«

»Lecken Sie mich am Arsch.«

Caffery nickte gedankenverloren. »Ich weiß, wo deine Hände sind.«

Eine Pause trat ein. Lange blieb es still. Als Mallows aus dem Versteck in dem leer stehenden Sozialwohnungskomplex gezogen worden war, hatte er nur nach seinen Händen

geschrien. Mehr als alles andere hatte er seine Hände wiederhaben wollen. Jetzt richtete er seine kalten blauen Augen auf Caffery.

»Was?«

»Ich habe gesagt, ich weiß, wo deine Hände sind. Der Untersuchungsrichter kann sie nicht rausrücken, aber ich kann dir sagen, wo sie sind.«

»Wo denn?«

»Vorher musst du mir sagen, was da sonst noch war.«

»Nicht im Ernst.«

»Doch.«

»Ziehen Sie die Jacke aus.«

»Was?«

»Ich will sehen, ob Sie verkabelt sind.«

»Herrgott.« Caffery zog das Jackett aus, warf es auf das Bett und blieb mit ausgebreiteten

Armen stehen. »Machen Sie das Hemd auf.«

Er knöpfte das Hemd auf, zog es von den Schultern herunter und drehte sich einmal um die eigene Achse. Mallows beobachtete ihn, betrachtete seinen nackten Bauch, seine Brust.

»Was ist? Gefällt dir, was du siehst?«

»Ich sag's echt nur einmal.« Mallows' Blick war hart. »Wenn das vor Gericht angesprochen wird, werde ich es bestreiten. Ich werde sagen, Sie hätten mich betatscht. Ich ganz wehrlos im Krankenhausbett.«

»Was für ein Armband hat er da gemacht?« Caffery zog das Hemd wieder an und setzte sich. »Wozu sollte das gut sein?«

Mallows schwieg eine Weile. »Zum Schutz«, murmelte er dann. »Vor bösen Geistern. Mit denen hatte er es dauernd. Hatte 'ne Scheißangst.«

»Angst? Wovor musste er denn Angst haben?«

Mallows' Blick verriet, dass Polizisten für ihn ein Rätsel waren, das er niemals lösen würde. Eine ganz andere Spezies. Und unter diesem prüfenden Blick begann Caffery, die Sache aus einer neuen Perspektive zu betrachten. Er sah einen illegalen Einwanderer voller Angst davor, in ein Land abgeschoben zu werden, wo man ihm augenblicklich das Fell über die Ohren ziehen würde. Jetzt verstand er es, und es machte ihn verlegen, dass er so lange gebraucht hatte, um es zu begreifen.

»Was Clement angeht«, sagte er. »Weißt du, ob er Tiere gequält hat?«

»Jeder in diesem Loch hat alles gequält. So hab ich die Situation jedenfalls gesehen.«

»Hat er je erwähnt, dass er einen Hund mit dem Messer bearbeitet hätte oder so was?«

»Nein, einen Hund nicht. Anscheinend hassen sie Hunde in Tansania. Halten sie für Ungeziefer und rühren sie nicht an.«

»Aber er hat in Tansania für eine Bande gearbeitet, die mit gefährdeten Arten handelte.«

»Aber nicht mit Hunden. Hunde sind keine gefährdete Art.«

Was hatte Beatrice gesagt? Sozial gestörte Kids aus der Siedlung in Southmead - wenn die einen verirrt Spaniel aufgreifen, sind sie zu so was in der Lage. Ob sie recht hatte? Hatte der Hund wirklich nichts mit diesem Fall zu tun?

»Warum haben sie dich genommen, Ian? Du bist weiß.«

»Keine Ahnung. Clement hatte was übrig für Weiße.«

»Er glaubte, wir hätten größere Macht in uns, stimmt's? Unsere Körper machten besseres muti?«

»Kann sein.«

Caffery verlagerte sein Gewicht auf dem Stuhl und tat, als knöpfte er sich die Manschetten zu. »Ich frage dich, wer da noch in der illegalen Wohnung war, Ian, weil ein paar Zeugen ausgesagt haben, sie hätten etwas gesehen, das sie sich nicht erklären konnten.«

Mallows' Adamsapfel bewegte sich auf und ab, aber er antwortete nicht.

»Natürlich war ihre Phantasie überreizt, aber sie behaupten, sie hätten ein Monster gesehen. Dein Freund Chipeta sagt, das war er. Verkleidet.«

»Ach, sagt er das, ja?«

»Ja. Sagt er die Wahrheit?«

»Fragen Sie ihn.«

»Ich frage dich. Noch einmal: War da etwas in dieser Bruchbude, das du dir nicht erklären konntest?« Keine Antwort.

»War es da, als wir dort eingedrungen sind? Ist

es entkommen?«

Schweigen.

»Hat es mich gesehen? Mich beobachtet?«  
Wieder Schweigen.

»Ian, du hast gesagt, du redest mit mir. Das war die Abmachung.«

Mallows funkelte ihn wütend an. »Und ich hab Ihnen alles gesagt, was ich weiß. Wenn Sie mehr wissen wollen, gehen Sie in die City Road. Die City Road kennen Sie, nehme ich an.«

»Ja.«

»Dachte ich mir. Versuchen Sie da mit den Nutten zu reden. Da ist eine, 'ne Blonde mit weißer Jacke. Reden Sie mit der. Fragen Sie sie nach ihrer Meinung zum Thema Monster.«

Caffery hörte auf, an seinen Knöpfen zu nesteln, und starrte Mallows an. Er dachte daran, wie er nachts seinen Wagen in einer



Gasse abseits der City Road geparkt hatte und wie da etwas auf seiner Motorhaube landete. Er war mit einer Prostituierten zusammen gewesen - so etwas ließ er sich nicht auf ein T-Shirt drucken, aber es war die Wahrheit. Keelie hatte sie geheißt, und sie war bei ihm im Wagen gewesen. »Weißt du ihren Namen? Wie sie heißt? Diese Hure?«

»Nee. Eine von Millionen. Sie kennen das doch.«

Caffery kramte einen Zettel aus seiner Tasche, den er schon seit Tagen mit sich herumtrug. Darauf stand die abgeschaltete Nummer, die mit Ben Jakes' Telefon angerufen worden war. Er hatte sie einmal gewählt, am Dienstapparat in seinem Büro, in dem keine persönlichen Kontakte gespeichert waren. Mit seinem privaten Telefon hatte er es nie versucht. Jetzt gab er die Nummer in sein Handy ein. Nach zwei Sekunden leuchtete auf dem Display die Meldung: »Anruf bei Keelie City Road

Mobil«. Jemand - der Tokoloshe? - hatte Jakes Telefon benutzt, um Keelie anzurufen. Die Prostituierte. Eine vage Idee ging ihm durch den Kopf.

Er stand auf, zog sein Jackett an und knöpfte es zu. »Danke, Ian. Viel Glück, bis zur nächsten Dosis.«

»Hey!« Mallows richtete sich hastig im Bett auf. »Wo wollen Sie hin? Sie haben mir was versprochen. Sie wollten mir sagen, wo meine Hände sind. Ich muss wissen, dass sie irgendwo sind, wo dieses Schwein, der Onkel, sie nicht kriegen kann. Ich will nicht, dass er sie noch mal anrührt.«

»Sie sind in Sicherheit.« Caffery blieb an der Tür stehen und legte die Hand auf die Klinke. »Der Rechtsmediziner hat sie untersucht, hat eine kleine Extraobduktion mit ihnen durchgeführt. Und jetzt sind sie hinter Schloss und Riegel, bis der Untersuchungsrichter ihm sagt, was er damit machen soll.«

»Und wo?« Mallows quollen die Augen aus den Höhlen. In dem weichen Licht, das auf das Bett fiel, sah er aus wie eine Figur in einem frommen Höllengemälde von Bosch oder Goya. »Sie haben versprochen, mir zu sagen, wo sie sind.«

Caffery öffnete die Tür und blieb noch einen Moment stehen. »Sie sind hier. In der Pathologie im Keller. Und weißt du was?« Er schüttelte den Kopf über die Ironie des Schicksals. »Sie waren die ganze Zeit hier. Von Anfang an. Nur zehn Meter unter dir.«

## 22

Flea saß mit ausgestreckten Beinen im Sessel ihres Vaters. Sie hielt ein Glas Gin Tonic in der Hand und betrachtete die Fernsehbilder von Farleigh Park Hall. Das neoklassizistische Herrenhaus mit seinem Säulengang und einer

Sandsteinloggia war von den Eigentümern der Klinik für das Fernsehen aufpoliert worden: Die Fenster wirkten frisch geputzt, der doppelte Springbrunnen vor dem Haus sprudelte, und zwei Pfauen spazierten in der Nähe herum und pickten im Gras. Ein Mädchen erschien und kam die Vordertreppe herunter. Ihr gelbes Haar sah stumpf aus, als könnte es das Sonnenlicht absorbieren. Die Sandalen, dachte Flea. Die stimmen nicht. Sie waren silbern, nicht golden. Silbern. Aber alles andere - alles andere stimmt haargenau. Das neongrüne Kleid, die violette Samtjacke. Sie trug eine paillettenverzierte Handtasche, die bei ihren Bewegungen glitzerte. Wahrscheinlich war auch ein Nokia mit einem eingravierten Herzen in der Handtasche. Jedes Detail war wichtig.

Um elf am Morgen, als sie in Steinbruch zwei gewesen war, hatte die MCIU Mistys letzte Stunden in der Klinik nachgestellt. Bei den Panoramaeinstellungen der Fernsehkameras

konnte man sehen, wie viele Leute dazu erschienen waren. Die improvisierten Parkplätze auf den Feldern quollen über von Autos, Übertragungswagen starteten von himmelwärts gewandten Satellitenantennen, Reporter standen vor Kameras und fummelten an ihren Krawatten und Frisuren herum, und Aufnahmetechniker wimmelten durcheinander und stellten Stative und Mikrofone auf. Gruppen von Polizisten diskutierten leise miteinander. Oben bei den Springbrunnen hielt sich ein grauhaariger Mann in einem blauen Regenmantel auf, der verdächtig viel Ähnlichkeit mit dem Chief Constable hatte.

Pessimismus senkte sich auf sie. Es wäre ein Wunder, wenn die Polizei die Suche aufgeben würde.

Sie schaltete den Fernseher aus und ging mit ihrem Drink in die Küche. Sie konnte nicht länger herumsitzen und auf Thoms Anruf warten. Sie musste jetzt etwas tun, musste

selbst nach der Unfallstelle suchen. Nach den neuesten Informationen der Buschtrommel testete das forensische Labor in Chepstow Haare und Fasern, die an verschiedenen gangbaren Stellen im Umkreis der Klinik sichergestellt worden waren, um einen Hinweis darauf zu finden, in welcher Richtung Misty das Gelände verlassen haben könnte. Flea verfügte nicht über die technischen Mittel der Polizei. Sie hatte nur ihren Verstand. Sie musste angestrongter, schneller und genauer denken als die gesamte restliche Polizei.

Sie räumte ein paar Dinge vom Küchentisch - eine Pfeffermühle und den Steingutkrug, in dem Mum immer das Besteck und die Servietten aufbewahrt hatte - und breitete dann die aus dem Büro mitgebrachten Unterlagen aus: die Fotos von Mistys Kleidung und die computergenerierten Landkarten, die ihr Team vor drei Tagen bei der Suche in dem See bei Farleigh Park verwendet hatte. Sie setzte sich dahin, wo sie ihr Leben lang gesessen hatte -

auf der linken Seite des Tisches zwischen Thom und Dad, Mum gegenüber -, und versuchte sich zu konzentrieren.

Die Polizei wusste inzwischen, in welcher Richtung Misty verschwunden war. Sie hatten ihr Handy orten können. Pearce hatte während der Bergung der Selbstmörderin am Bahndamm der Strawberry Line mit Caffery darüber gesprochen. Die Mobilfunkmasten hatten meist sektorierte Antennenköpfe, die Segmente ausstrahlten, die insgesamt dreihundertachtzig Grad umfassten. Das Signal eines einzelnen Mobiltelefons war in einem dieser Segmente zu lokalisieren. Manche Masten verfügten über bis zu sechs Antennenköpfe, und damit waren diese sogenannten »Zellen« auf sechzig Grad einzugrenzen. Deshalb konnte man sagen, in welchem Sektor sich ein Telefon im Verhältnis zum Mast befand, aber nicht, wie weit es davon entfernt war - es sei denn, ein zweiter Mast könnte in die Gleichung einbezogen

werden: Dann - und speziell, wenn das Telefon nicht weit von einem der beiden Masten entfernt war - konnte das Suchsegment manchmal fast quadratmetergenau verkleinert werden.

Mistys Telefon war ein aufklappbares Nokia gewesen. Flea hatte die nachgestellten Fotos genau studiert. Das Gehäuse bestand aus Edelstahl, und es hatte ein LCD-Display, ein bisschen wie ihr eigenes Handy, nur dass Misty ihres mit einem aufgeklebten Herzen aus Glitzersteinen verziert hatte. Aber es war nicht in der Paillettenhandtasche gewesen und auch nicht in einer der Jackentaschen, und Thom hatte es nicht eingesteckt, da war sie sicher. Also, wo befand es sich?

Sie holte ihren Laptop aus seiner Tasche, schaltete ihn ein und ging zu Google Earth. Die Satellitenfotos von Farleigh Park Hall waren an einem Sommerabend aufgenommen worden. Das Gebäude und die Bäume ringsum



warfen lange Schatten über die Rasenflächen. Sie nahm Bleistift und Papier, zog die Landkarte heran und verglich sie mit dem Satellitenbild. Ihr Fingernagel wanderte über das Waldgelände und den See. Pearce, der Fahndungsberater, hatte gesagt, sie hätten ein »Ping« vom Sendemast der Makrozelle bekommen. Auf dem Satellitenbild war der Mast zu sehen; sein Schatten lag über dem Feld. Auf der Computerkarte sah sie, dass er etwa eine halbe Meile weit im Norden stand. Sie skizzierte ein paar Tortensegmente, die von dem Mast ausgingen, und studierte das südöstliche. Auf dem Satellitenbild war ein kleiner weißer Lichtpunkt zu erkennen; sie zoomte heran und sah den hellen Streifen eines Wegs, der dorthin führte - zum Teich, den sie nicht hatte absuchen wollen.

Sie klappte den Laptop zu, lehnte sich zurück und nahm die Karte in die Hand. Mistys Telefon hatte sein letztes Signal in dieser Sechzig-Grad-Zelle abgegeben, aber es war

nicht zu erkennen, ob sie ein paar Meter oder ein paar Meilen weit von dem Mast entfernt gewesen war, und folglich erstreckte sich das Gebiet, in dem sie sich aufgehalten haben konnte, über mehrere Quadratmeilen. Und wenn Misty das Telefon dann abgeschaltet hatte, konnte sie danach in ein ganz anderes Segment der Makrozelle abgewandert sein. Oder in die Zelle eines benachbarten Mastes. Sie konnte von Farleigh Park Hall nach Süden oder nach Osten gegangen sein, und das hieß, dass der Unfall auf drei verschiedenen Straßen passiert sein konnte, auf der A 36, auf der A 366 oder auf der B 3110, aber auch auf einer der zahllosen kleinen C-Straßen, die sich in dieser Gegend kreuz und quer durch die Felder zogen. Flea kratzte sich am Kopf. Da waren endlose Meilen abzusuchen. Und sie hatte gedacht, sie sei der Polizei voraus, weil sie immerhin wusste, dass Misty auf einer Straße gewesen war.

Sie hatte vielleicht zehn Minuten so

dagesessen und auf die Karte gestarrt, während das Eis in ihrem Gin Tonic schmolz, als ihr plötzlich etwas einfiel. Sie dachte an Lucy Mahoney. An ihre Leiche, die gestern in den Sack gewandert war, und daran, wie ihre Schuhe ausgesehen hatten.

Sie nahm einen Gefrierbeutel aus der Schublade, holte ihre Latexhandschuhe aus der Garderobe und eine Pinzette von ihrer Frisierkommode.

In der Garage war es schwül, obwohl der Ventilator in der Ecke leise surrte. Jetzt, da der Leichnam gekühlt und die Kofferraumverkleidung entsorgt war, hatte sich der Geruch bis auf einen unangenehmen Rest verflüchtigt; es war, als hätte jemand einen Sack Müll in der Garage vergessen. Sie zog die Handschuhe an, setzte die Maske auf und ging zur Badewanne. Gleich beim Hereinkommen hatte sie das Eis erneuert, und jetzt war die Plastikplane milchig beschlagen,

als würde Misty darunter atmen. An manchen Stellen war sie zu sehen: ein grünes Stück Stoff unter dem Plastik, ein stumpfgelbes, kreisrundes Stück Haut, wo ihr Handgelenk die Plane berührte, und irgendwo unter allem die Andeutung von blonden Haaren.

»Ich bin's. Nur ich. Ich muss dich bewegen.«

Sie packte das untere Ende des Kokons und zerrte es heraus, sodass Mistys Füße auf dem Rand der Wanne lagen. Eiswasser schwappte heraus und spritzte klatschend auf den Boden. Mit schnellen Bewegungen schnitt sie den Kabelbinder auf und schlug die Plastikplane auseinander. Die Innenseite war mit halbgefrorenem braunem Schlamm verschmiert. Die Füße in den silbernen Sandalen waren kalt und hart.

Sie umfasste die eine Ferse mit der Hand, hob den Fuß hoch und inspizierte den Schuh. Die hohen Absätze hatten Gras, Lehm und Vegetationsfetzen aufgespießt. Sehr, sehr

vorsichtig entfernte sie ein wenig davon mit der Pinzette und warf es in den Gefrierbeutel. Sie atmete durch den Mund, als sie den anderen Fuß anhub und auch dort mit der Pinzette etwas von dem angesammelten Material abnahm. Sie achtete darauf, möglichst viele verschiedene Arten von Blattwerk und Erde zu erwischen.

»Danke, Misty.« Sie packte die Füße wieder ein und ließ die Leiche in die Wanne zurückgleiten. Gott, es war furchtbar. »Ich werde dich nicht mehr stören.«

Als sie wieder in die Küche kam, ging die Sonne unter. Die Schränke und Wände leuchteten golden wie im Feuerschein. Flea riss ein Stück Küchentrepp von der Rolle und schüttete die Bröckchen von Sand, Erde und Blattwerk darauf. Sie mixte sich noch einen Gin Tonic und stocherte dann mit der Pinzette behutsam in den Krümeln.

Das meiste war Gras, verklumpt mit einer

rötlichen Erde, vielleicht Ton. Sie warf einen Blick auf die Karte. Dad hatte eine amateurhafte Liebe zur Geologie gehabt, und die Regale im Haus waren voll von Steinen, die er im Lauf der Jahre gesammelt hatte. Beim Frühstück hatte er ihr und Thom Vorträge gehalten: Das Avon Vale, der Landstreifen, der sich am Flussufer entlangzog, bestand aus Tonerde, die im höher gelegenen Gelände in oolithischen Kalkstein überging. Das konnte bedeuten, dass Misty nach Osten, nicht nach Westen gegangen war, auf den Fluss zu, nicht von ihm weg. Aber Flea wusste nicht genau, wo die Tonerde endete und der Kalkstein begann. Sie schob die Pflanzenteile auseinander und legte die Grasfasern beiseite, und dann erstarrte sie, als hätte sie Gold gefunden, und betrachtete etwas, das aussah wie ein zerknittertes Stückchen braunes Papier.

Konzentriert schob sie die Zungenspitze zwischen die Zähne und faltete es mit

Fingernagel und Pinzette auseinander. Es war kein Papier, sondern es waren zwei zusammenhängende Blütenblätter; wahrscheinlich von gelber Farbe bevor sie zerdrückt und eingefroren worden waren. Der Rest eines Staubfädchens saß in der Mitte. Sie betrachtete die Blättchen eine ganze Weile. Anscheinend gehörten vier davon zu einer vollständigen Blüte, und die dürfte klein gewesen sein. Aber sie wirkten nicht zart, sondern eher zäh für ihre Größe. Vielleicht, dachte sie, gehörten sie zu einer größeren Blume... und gleich darauf ging ihr ein Licht auf.

Raps.

Sie zog den Computer heran, rief Google auf und gab »Raps« ein. Die Geißel der Asthmatiker, die Freude der subventionierten Bauern. Eine Zeit lang, in den neunziger Jahren, hatte es in England zu viel Raps gegeben. Um diese Jahreszeit fing er gerade an

zu blühen; die Farbe der Felder wechselte von Grün zu Gelb - und jetzt erkannte sie auf dem Bildschirm eine Blüte, die genauso aussah wie die vor ihr auf dem Tisch.

Misty Kitson war über ein Rapsfeld zu der Straße gelaufen, wo Thom sie angefahren hatte.

Flea wechselte zu Google Earth und zoomte an die Gegend heran, bis das Suchgebiet den Bildschirm ausfüllte. Sie beugte sich vor und verschob das Bild, sodass die Klinik mit ihren Bleidächern und Pilastern in der Mitte war; dann zoomte sie zurück, bis auch die kleinen Häuser der Ortschaften ringsum zu sehen waren: die Bauernhäuser, die Tankstellen, die Bed & Breakfasts entlang der Hauptstraße - und der See.

Als die Satellitenaufnahme gemacht worden war, hatte der Raps in voller Blüte gestanden. Westlich der Klinik lag ein ockerfarbenes Feld, aber kein Rapsfeld. Sie zoomte wieder



zurück, bis sie die ganze Gegend im Bild hatte.

Zwei gelbe Rechtecke, so brilliant, das sie zu leuchten schienen. Meilenweit von der Klinik entfernt, außerhalb des Suchgebiets. Eins lag im Süden, fast zweieinhalb Meilen weit weg, am Rand des Mobilfunksegments, das andere befand sich links davon, noch weiter entfernt, auf dem gegenüberliegenden Rand. Beide waren zu ablegen, um in den Suchparametern eines schlaun kleinen Fahndungsberaters aufzutauchen.

Sie stellte ihr Glas in die Spüle, steckte Handschuhe und Pinzette in die Jackentasche und nahm noch ein paar Gefrierbeutel aus der Schublade. Dann holte sie die schwere Maglite-Taschenlampe aus Dads Arbeitszimmer, außerdem Gummistiefel, ein langärmeliges T-Shirt und eine Flasche Wasser. Aus dem Altpapiercontainer fischte sie ein paar Bogen steifes Papier, Reklamebeilagen aus der letzten

Sonntagszeitung. Schließlich ging sie in ihr Zimmer, wo der alte Bergen-Rucksack stand.

Als sie die Haustür öffnete stand ein paar Schritte vor ihr auf dem Kies Katherine Oscar. Das Haar, das ihr wie gemeißelt wirkendes Gesicht umrahmte, leuchtete in der Abendsonne wie ein Lichtkranz. Sie trug eine Segeljacke unter einer Lammfellweste, die sehr unbequem aussah, aber offenbar für ihren »Country«-Stil unentbehrlich war. In der Hand hielt sie die Lokalzeitung, und ihr Gesichtsausdruck war Flea nach jahrelanger Nachbarschaft mit den Oscars längst vertraut. Nichts, was die Marleys tun konnten, sagte diese Miene, würde sie noch überraschen.

»Phoebe!« Katherine war auf der ganzen Welt die Einzige außer Mandy, die Flea mit ihrem Taufnamen anredete. »Sie faszinieren mich immer wieder!«

Flea zog die Haustür hinter sich ins Schloss. »Ich fasziniere Sie? Wieso? Was hab ich

getan?«

Katherine lachte und betastete mit der flachen Hand ihre Frisur. »Ach, nur - Sie wissen schon. Die Autos, die sie da immer haben. Wie das da. Ist es neu?«

»Ja.«

»Was ist es?« Sie bückte sich, um das Markenschild zu lesen. »Äh! Ein Renault! Ein süßer kleiner Renault. Vermutlich ein Citycar?«

»Ein Citycar?«

»Ja. Ein Stadtflitzer. Sie wissen schon.«

»Ein Landrover ist es nicht, wenn Sie das meinen.«

»Nein. Nein, das ist es nicht. Nicht wahr?« Lächelnd verschränkte sie die Arme und sah sich ausgiebig um. In der Garage brannte kein Licht, aber in der Diele, und so war das braune Papier vor den Fenstern sanft beleuchtet. »Ich

sehe, Sie haben die Garagenfenster zugeklebt. Was machen Sie denn so Geheimnisvolles da drin?« Sie lachte. »Hoffentlich zersägen Sie keine Leichen. Bei Ihrem Beruf geht meine Phantasie manchmal mit mir durch.«

»Sie haben mich erwischt. Ich gebe es zu: Ich zersäge Leichen. Wissen Sie, alle Leute, die mir auf die Nerven gehen. Ich hab eine ganze Liste. Wollen Sie sie sehen?«

»Ach, ihr Marleys! Bringt mich immer wieder zum Lachen.«

»Wir tun, was wir können.«

Sie ging an Katherine vorbei und richtete den Zündschlüssel auf den Clio. Die Schlösser sprangen auf, und die Lampen blinkten. Sie hatte die Hand auf der Tür, bevor Katherine um den Wagen herum nach vorn lief. »Entschuldigen Sie, Phoebe. Ich habe Sie wieder auf dem falschen Fuß erwischt. Wissen Sie, ich hoffe ja nur, dass Sie es sich noch

einmal überlegen - mit dem Garten? In der Zeitung steht es klipp und klar. Schauen Sie hier. Die Kreditkrise macht sich bemerkbar, die Grundstückspreise fallen in den Keller. Wir haben Ihnen ein gutes Angebot gemacht. Bei dem es natürlich bleibt.«

Der Garten bereitete Flea große Kopfschmerzen. Es wäre die einfachste Lösung, ihn zu verkaufen - vielleicht sogar nur die Hälfte, die mit dem verfallenen Schmuckbau - und Katherine die ganze Verantwortung zu überlassen. Aber dann dachte sie an Mum, die ihre ganze Zeit da draußen verbracht hatte. Sie warf die Taschenlampe auf den Beifahrersitz und stieg in den Clio. »Kommt nicht in Frage.«

Katherine zögerte einen Moment. Dann kam sie mit rotem Gesicht zum Seitenfenster. »Mein Gott, Sie sind genauso stur wie Ihre verdamnten Eltern.«

Flea schlug die Tür zu, öffnete das Fenster und

schaute auf Katherines Füße. »Ich glaube, dieses Gespräch ist zu Ende. Soll ich Sie nach Hause fahren, oder gehen Sie lieber zu Fuß?«

Katherine schwieg kurz. Dann stieß sie sich vom Wagen ab. »Nein, vielen Dank. Ich gehe lieber zu Fuß.«

»Gut«, sagte Flea. »Dann haben Sie sicher nichts dagegen, wenn ich hinter Ihnen herfahre.«

## 23

Mit den Prostituierten hatte es angefangen, als Caffery nach Bristol gezogen war. In London hatte er Freundinnen gehabt, Frauen, die er zu lieben glaubte. Frauen, die ihn geliebt hatten. Mit zweien hatte er sogar zusammengelebt und sie in das kleine Reihnhaus einziehen lassen, das er von seinen Eltern gekauft hatte. Das

Haus, aus dem Ewan verschwunden war. Aber als sein vierzigster Geburtstag bevorstand, hatte er begriffen, dass er im Umgang mit Frauen nur ein einziges Talent besaß: Er konnte sie verletzen. Seitdem ging er zu Mädchen, die er nie wiedersehen würde, zu Mädchen wie Keelie.

In den Straßen rund um die City Road herrschte Hochbetrieb. Es war noch nicht einmal dunkel, und die Mädchen waren schon unterwegs. Keelie erkannte er sofort - sie war nicht leicht zu übersehen. Dafür sorgte sie, indem sie immer das Gleiche trug: eine weiße Steppjacke mit Silberstreifen an den Seiten. So konnten ihre Stammkunden sie schon von Weitem ausmachen. Und es wirkte beruhigend auf sie. Es irritierte sie, behauptete Keelie, wenn sich an ihrer Frisur oder Kleidung etwas veränderte; sie fragten sich dann, vor wem sie sich versteckte und ob sie vielleicht einen Freier übers Ohr gehauen hatte. Aber Caffery hatte nicht vor, sie auf offener Straße

anzusprechen; er wusste nicht, ob der Tokoloshe nicht irgendwo im Dunkeln hockte und sie beobachtete, und deshalb beschloss er, im Eingang eines Claire's Accessories zu warten, mitten zwischen weiblichem Firlefanz und pinkfarbenem Glitzerkram, bis sie ihn bemerkte.

Sie nahmen ein Zimmer über einem Pub. Unter der Steppjacke trug sie einen Spandexmini und ein silbernes T-Shirt. Keelie war ein großes Mädchen mit festen, sommersprossigen Waden, die nicht schwabbelten, als sie vor ihm die Treppe hinaufging. Sie hätte ausgesehen wie eine Hockeytrainerin, wenn ihr Haar nicht gewesen wäre, die Strähnen, die leuchteten wie eiskaltes Bier, und ihre breiten Fersen, die über die Ränder der Riemchensandalen ragten.

Sie besaß ein neues Telefon und war stolz darauf, wie gut sie auf sich Acht gab: Niemals ohne Kondom, und niemals spielte sie etwas



vor. Die meisten Mädchen machen das. Sie haben Oberschenkelmuskeln wie Schraubzwingen. Schmier sie ein und klemm sie zusammen. Wenn der Typ betrunken genug ist, wird er den Unterschied gar nicht bemerken. Keelie war anders. Sie war ein Profi. Sie benutzte immer ein Kondom, und sie setzte immer einen Sicherheitsanruf mit dem Handy ab: Sie gab den Namen des Freiers durch, sein Aussehen, sein Autokennzeichen, und sie teilte mit, wo sie sich aufhalten würde. Das hatte sie auch in der Nacht getan, als sie mit Caffery in seinem Wagen in der Gasse gewesen war. Doch als er sie jetzt beobachtete, bezweifelte er, dass sie tatsächlich mit jemandem sprach. Sie hatte ihm den Rücken zugewandt, lehnte mit der Hüfte am Waschbecken, hob mit einem Finger die schmutzige Gardine hoch und schaute zu ihren Kolleginnen auf der Straße hinunter. Wahrscheinlich wollte sie sich das Geld für den Anruf sparen. Es machte ihn ein bisschen

traurig zu sehen, wie sie diesen untauglichen Versuch unternahm, tough und nüchtern zu erscheinen. Als könnte es sie irgendwie retten.

»Warum hast du deine Telefonnummer geändert?«

Sie steckte das Handy in die Handtasche und trat an seinen Sessel. »Was glaubst du, warum? Die hab ich nur Kunden gegeben, die öfter kamen.« Sie betonte das Wort »Kunden«, als würde sie als Geschäftsfrau, Industriespionin oder Innenarchitektin arbeiten. »Aber manchmal fangen sie an, mich zu verarschen; sie glauben, sie können Wichstelefonate mit mir führen, oder sie finden's cool, mich morgens um sechs anzurufen, wenn ihre Frau in der Dusche ist.« Sie stellte einen Fuß auf ihr Knie und begann, die Riemchen aufzumachen. »Oder die Frau findet die Nummer, ruft mich an und kriegt Anfälle. Soll ich die anbehalten? Die Schuhe?«

»Nein.«

Sie zog die abgetragenen Pumps aus und kickte sie unter den Sessel. Dann nahm sie eine Zigarette aus der Handtasche und zündete sie an. »Sieh dir den Rauchmelder an.« Sie deutete mit dem Kopf zur Decke. Ein BH-Polster war mit Klebstreifen über dem Sensor befestigt. »Das ist es, was die meisten Mädels hier von Nichtraucherzimmern halten.« Sie richtete sich auf, zog den Slip aus und schleuderte ihn zu den Schuhen. An der Innenseite war ein Ann-Summers-Etikett eingenäht. Ann Summers. Respektabler Sex. Auf der High Street erhältlich. Nicht wie in seiner Anfangszeit in London, wo man bis zur Berwick Street fahren musste, um einen Sexshop zu finden. »Du bist mein Letzter heute Abend. Ist gut gelaufen heute.«

»Du kannst sie wieder anziehen.«

»Die Pumps?«

»Die Hose.«

»Hä?«

»Ich will nur reden.«

Sie musterte ihn. »Du hast mich bezahlt. Wenn du bezahlt hast, ist das Geschäft gemacht. Wenn du es dir anders überlegst, bist du der mit der Arschkarte.«

»Behalt das Geld.«

Sie zog zweimal an ihrer Zigarette und musterte ihn von oben bis unten. »Ich bleibe nicht mehr als fünfzehn Minuten. Dann ist Schluss. Reden ist nicht billiger als Sex. Okay?«

»Es geht um einen Freier.«

»O nein, das meinst du nicht ernst. Ich weiß, dass du ein Bulle bist, Jack.«

»Seit wann?«

»Schon immer.«

»Woher?«

»Liegt an deinem Gang. Du gehst, als würdest du jeden Moment damit rechnen, dass dich einer anspringt.«

»Siehst du mir deshalb nie in die Augen?«

»Nein. Ich sehe dir nicht in die Augen, weil du nicht willst, dass jemand dir in die Augen sieht. Das wusste ich, als ich dich das erste Mal gesehen hab: Das ist einer, der nicht an das erinnert werden will, was er tut, dachte ich. Er muss ein Bulle sein.«

Er setzte sich auf das Bett. »Kann ich eine Zigarette haben?«

Sie hielt ihm die Schachtel hin. Er nahm eine und ließ sich Feuer geben. Ihre Fingernägel waren kleine Kunstwerke: Auf jedem funkelte eine Schneeflocke aus Flitter. Auf so etwas konnte eine Frau Stunden verwenden, und ein Mann würde es nie bemerken, weil er es viel zu eilig hatte, die Bedürfnisse seines

Schwanzes zu befriedigen.

»Aber über diesen Freier wirst du reden wollen«, sagte er. »Das hab ich einfach im Gefühl.«

»Willst du mir drohen?«

»Du hast Glück, dass ich dich für deine Zeit bezahle. Ich könnte dich auch einfach über Nacht einbuchen oder auch die Sitte anrollen lassen; dann arbeitet in dieser Straße das ganze Wochenende niemand. Und du wärst die Beliebtheitskönigin des Monats.«

Seufzend schnippte sie die Zigarettenasche ins Waschbecken. Dann hob sie ihren Slip auf und zog ihn wieder an.

»Schieß los.« Sie ließ sich in den Sessel fallen und streckte die Beine aus, die Zehen einwärts gerichtet. Mürrisch. »Was willst du?«

»Du hast von den Verhaftungen gehört.« Er zog ein Kissen unter der roten Steppdecke

hervor, legte sich darauf und schlug die Beine auf dem Bett übereinander. »Am letzten Wochenende. Der Junge, dem der Kopf halb abgetrennt wurde.«

»Das war nicht hier, sondern auf der anderen Seite der Autobahn. In Easton.«

»Aber einer der Beteiligten war hier als Freier unterwegs. Ich glaube, du wirst dich an ihn erinnern. Ein Schwarzer. Afrikaner. Sehr, sehr klein.«

Sie lachte. »Du meinst Chip? Wenn du gesagt hättest, dass du über den reden willst, hättest du mir nicht zu drohen brauchen. So was mach ich umsonst.«

»Chip, hast du gesagt? Hieß er so?«

»Ich glaube. Mit Nachnamen.«

»Clement Chipeta?«

»Nein. Arnos. Arnos Chipeta.«

Caffery hatte die Zigarette zum Mund geführt,

hielt jetzt aber in der Bewegung inne. »Arnos? Bist du sicher?«

»Ja. Eine verdamnte Missgeburt. Hat mich ganz irre gemacht.«

Caffery ließ die Zigarette sinken und starrte sie an. Sein Mund war trocken. »Und wie sieht Arnos Chipeta aus?«

»Du hast doch gesagt, das weißt du.«

»Ich habe gesagt, er ist klein. Mehr weiß ich nicht.«

»Na, er ist ein... ein Zwerg, würde ich sagen. Aber kein gewöhnlicher Lilliputaner. Er war ein totaler Freak - eine Missgeburt wie der Elephant Man, weißt du? Er hatte immer die Kapuze an seinem Parka übers Gesicht gezogen, damit man nicht sehen konnte, wie er aussah, und er lungerte dauernd da rum. Beobachtete uns. Und eines Abends kommt er rüber: Er hätte sein ganzes Geld gespart, sagt er und bietet mir das Doppelte vom Üblichen.



>Fuck, nie im Leben!<, sag ich. O Mann, das ist so krass, wenn ich nur dran denke. Nie im Leben geh ich mit einem Mutanten ins Bett. Nicht mal fürs Doppelte.«

»Wann hast du ihn zuletzt gesehen?«

»Keine Ahnung. Vor zwei Wochen?« Sie zog an ihrer Zigarette. »Und? Willst du sagen, er hat was mit dieser Sache in Easton zu tun?«

»Vielleicht.«

Sie fröstelte. »Krass.«

Caffery rauchte die Zigarette zu Ende und dachte an die geduckte Gestalt in dem Norwegen-Video. Es gibt einen Ort, dachte er, da verschmilzt der Mythos mit der Wirklichkeit. Arnos Chipeta. Vielleicht war der Tokoloshe eben aus dem Schatten hervorgetreten.

»Keelie, weißt du, wieso er sich für mich interessieren könnte?«

»Yeah.« Sie zog das Wort in die Länge, auf und ab: Yeeaaaah. Als wollte sie sagen: Wieso stellst du mir diese blöde Frage? »Er will sein wie du, du Hunne.« Sie beugte sich vor, legte den Kopf zur Seite und lächelte breit. »Er will dein Mojo, Baby. Weil du so cool bist, Daddy.«

»Ich hab die Uhr im Auge, Keelie.«

Sie seufzte und ließ sich in den Sessel zurücksinken. »Er will einfach das, was du hast.«

»Wieso ich?«

»Weil ich mit dir zusammen war. Er ist eifersüchtig.«

»Woher sollte er wissen, dass ich mit dir zusammen war?«

»Du kannst vielleicht fragen. Weil ich's ihm gesagt hab.«

»Du hast - wie viele? Zehn Männer pro

Nacht?«

»Das wäre 'ne gute Nacht, 'ne sehr gute Nacht. Versuch's mal mit fünf.«

»Fünf Männer pro Nacht. Verfolgt er sie alle?«

»Nein.«

»Warum dann mich?«

»Weißt du das nicht?«

»Nein.«

Keelie blies eine Rauchwolke in die Luft und sah ihn lange an, fast als hätte sie Mitleid mit ihm. Dann rappelte sie sich aus dem Sessel hoch und warf den Zigarettenstummel ins Waschbecken. Es zischte leise.

»Soll ich dir einen blasen?«

»Die Zeit ist um.« Er hielt ihr das Handgelenk mit seiner Uhr entgegen. »Neun Uhr.«

»Ich häng noch was dran.«

Er musterte ihr Profil. Sie hatte die Wimpern gesenkt. Er sah ihre Bedürftigkeit, und einen Augenblick lang wollte er sie berühren. Aber er tat es nicht.

»Schon okay. Danke, Keelie. Im Ernst. Danke.«

»Dann sind wir fertig?«

»Wir sind fertig.«

Er stand auf, ging zum Waschbecken und zog den Vorhang auf. Es war schon spät, aber der Himmel zwischen den Häusern leuchtete blau. Fast indigoblau. Im Sommer war es schlimmer, was diese Mädchen taten, was Männer wie er taten. Irgendwie fühlte es sich schlimmer an. Im Winter war es okay, im Dunkeln zu leben, seine aufgeschürfte Haut zu bedecken und einander niemals in die Augen zu schauen.

Im Sommer war es wie eine Beleidigung.

Caffery wusste nicht, ob er in Bristol bleiben wollte. Die Befreiung von dem, was ihn jahrelang an London gefesselt hatte - Penderecki, der Pädophile, der seinen Bruder Ewan ermordet hatte -, hatte ihm keine Ruhe gebracht, sondern ihn treiben lassen wie ein Boot ohne Anker. Er hatte sein Haus in Brockley verkauft und war in den Westen gezogen - mit einem aufgeblähten Bankkonto und ohne das Verlangen, Wurzeln zu schlagen. Er hatte eine Hausvermietungsfirma aufgesucht und die Kautions für das erstbeste Haus gezahlt, in das er sofort einziehen konnte, ohne auch nur ein Bild davon gesehen zu haben. Wie sich zeigte, war es ein kleines, steingemauertes Cottage in Sichtweite der alten, einsamen Priddy Circles.

Priddy war ein seltsamer Ort inmitten der feuchten Mendip Hills, eine unbewohnte, trostlose Gegend, übersät von Bleibergwerken, Sinklöchern und voller Legenden. Die Einheimischen schworen, Jesus selbst habe die jungsteinzeitlichen Steinkreise einmal besucht. Über das Meer, das es hier einst gegeben hatte, sei er mit einem flachen Boot von Glastonbury heraufgekommen, sagten sie, und stolz habe er im Bug gestanden. Einer seiner Anhänger Joseph von Arimathia, habe im Heck gesessen. Und wer wollte behaupten, dass es nicht stimmte? »So sicher, wie der Herr einst in Priddy wandelte« - erst vor zwei Tagen hatte Caffery diesen Satz von einer Frau im örtlichen Zeitungsladen gehört, und ebenso gut hätte sie fragen können: »Ist der Papst katholisch?«

Caffery hatte sich hier nicht eingerichtet. Die Zimmer waren zu klein, und morgens musste er sich bücken, um aus seinem Schlafzimmerfenster zu schauen - so tief war

es in die Wand eingelassen. Das riedgedeckte Dach sah aus der Ferne aus wie das Bild auf einer Pralinenschachtel, aber fast täglich wurde er morgens vom Geraschel der Eichhörnchen geweckt, die sich ein Nest darin gebaut hatten; und eins davon hatte bereits herausgefunden, wie es sich ins Haus schleichen und auf den Küchentisch scheißen konnte. Das Cottage hatte Caffery nicht willkommen heißen, und so beschloss er, es auch nicht zu mögen; die meisten Umzugskisten standen noch in der Garage, und ein großer Teil seiner Kleider war nach zwei Monaten immer noch nicht ausgepackt. Sie lagen in ihren Schutzhüllen auf dem Bett im Gästezimmer und verstaubten. Vielleicht waren Mädchen wie Keelie für ihn mehr als nur eine Methode, Beziehungen zu vermeiden. Vielleicht boten sie ihm auch einen Grund, nicht herzukommen. In diese Leere mit ihren Gerüchen und Schatten.

Er traf um neun im Cottage ein und öffnete

gleich die Fenster, um den Eichhörnchengeruch abziehen zu lassen. Er wusste, dass er etwas essen sollte, aber stattdessen ging er ins Wohnzimmer und schenkte sich ein Glas Glenmorangie ein. Er betrachtete das Glas eine Weile, nahm dann die Flasche Malt und stieg mit eingezogenem Kopf die schmale, bucklige Treppe hinauf. Die Decken oben hingen niedrig, der Putz an den Wänden war alt und locker und wahrscheinlich mit Rosshaar verstärkt - kein Platz, um Bilder aufzuhängen. Aber das Badezimmer war einigermaßen okay. Das Haus verfügte über eine Satellitenschüssel, und auf einer alten Truhe neben dem Bett stand ein Fernseher.

Er stellte die Flasche auf den Nachttisch, zog Schuhe und Socken, Hemd und Hose aus, schaltete den Fernseher ein und legte sich in der Unterwäsche aufs Bett. Dann schob er die Hände hinter den Kopf und starrte auf den Bildschirm. Es gab einen Bericht über eine Damenfußballmannschaft aus Island. Eine der



Spielerinnen hatte eine Hasenscharte, die schlecht operiert worden war. Jede Geburt war eine Lotterie, dachte er. Die winzigste Mutation in einem Gen konnte ein Monster hervorbringen: diese Isländerin, den Tokoloshe, Arnos Chipeta.

Eine kurze Nachprüfung in der Centrex-Guardian-Datenbank und bei Interpol hatte es bestätigt: Clement Chipeta besaß einen Bruder namens Arnos, der Tansania gleichzeitig mit ihm verlassen hatte und seitdem nicht wieder gesichtet wurde. Er war in den Mangrovenwäldern des Rufiji-Deltas aufgewachsen und hatte, noch bevor er zwanzig wurde, seinen Lebensunterhalt bei den Banden verdient, die mithilfe illegaler Taucher - zum Teil ohne Atemgeräte - gesunkene Schiffe ausplünderten. Die örtliche Polizei hatte sich nicht damit befusst, und bei diesen Unternehmen konnte man viel Geld verdienen. Für Arnos war es nur der Anfang einer kriminellen Laufbahn, die ihn bald zum

Handel mit menschlichen Körperteilen und schließlich nach Großbritannien führte. Im vergangenen Dezember war jemand namens Andrew Chipeta bei einem Allgemeinmediziner in Southall, London, aufgetaucht und hatte um eine Überweisung an einen Spezialisten gebeten. Der Arzt hatte sich die deformierte Wirbelsäule, den übergroßen Brustkorb und den Gorillakiefer angesehen und eine Reihe von Diagnosen in Betracht gezogen: Skoliose, Kyphose, diastrophische Dysplasie. »Andrew« hatte jedoch eilig das Weite gesucht, als der Arzt ihm die Fragen stellte, die bei jedem neuen Patienten üblich waren - Fragen nach Adresse, Lebensumständen, Alter, Herkunft.

Arnos Chipeta. Wer oder was war also der Tokoloshe? Lediglich ein von Geburt an verkrüppelter junger Mann? Fristete er irgendwo da draußen sein Dasein - Gott allein wusste, wie - und suchte in einem kalten, fremden Land Hilfe? Und fand trotzdem

Schönheit und Reinheit und vielleicht sogar Liebe im Gesicht einer Zwanzig-Pfund-Nutte aus Hartcliffe? Oder war er ein Monster? Ein Halbmensch, der durch Schlamm und schmutziges Wasser kroch und seinen Lebensunterhalt damit verdiente, dass er Gräber ausraubte und Leichen die Haare abschnitt?

Caffery schloss abwechselnd das eine und das andere Auge und ließ das Licht des Fernsehers durch das flüssige Gold in seinem Glas prismenartig funkeln. Vor Jahren in London - er musste damals ungefähr fünfzehn gewesen sein - war er in ein Mädchen in seiner Schule verliebt gewesen. Ihren Namen wusste er nicht mehr. Aber wie der Typ hieß, in den sie verliebt war, das wusste er noch: Tom Cadwall. Und er wusste auch noch, wie er eines Morgens in aller Frühe in den Garten der Cadwalls eingedrungen und auf einen Baum geklettert war. Er hatte da oben an den Ästen gehangen wie eine Beutelratte. Den ganzen

Tag war er da geblieben in der Hoffnung, einen Blick in Tom Cadwalls Zimmer werfen zu können. Er hatte wissen wollen, was Cadwall besaß und er nicht.

Er döste ein, die eine Hand um das Glas auf seiner Brust gelegt. Er sah Tom Cadwall. Sah ihn, wie er vor all den Jahren an seinem Fenster stand. Er sah, wie eine Frau in das Zimmer trat und mit ihm sprach. Sie war zierlich und drahtig, ihr üppiges Haar gebleicht von Sonne und Salzwasser. Sie ging durch das Zimmer und lehnte sich an Tom, schnupperte an seiner Brust, griff mit der Hand an seinen Hinterkopf, flocht ihre Finger in seine Haare und fing an, sie auszureißen.

Caffery schrak aus dem Schlaf. Das Glas rollte von seiner Brust und fiel auf den Boden. Mit klopfendem Herzen und gesträubten Nackenhaaren lag er da. Etwas hatte ihn geweckt. Etwas befand sich im Zimmer.

Langsam, und ohne den Rest seines Körpers

zu bewegen, zog er die Hand hinter dem Kopf hervor und hob sie so, dass er blitzschnell zuschlagen konnte. Er atmete langsam und beherrscht, sodass jemand, der ihn beobachtete, glauben musste, er sei ganz ruhig. Er ließ den Blick durch das Zimmer wandern, um herauszufinden, wo der Scheißkerl sich versteckt haben könnte. Er dachte an die Hardballer. Sie lag draußen im Handschuhfach seines Wagens.

In einer schnellen Bewegung fuhr er herum, packte die Flasche auf dem Nachttisch und hielt sie vor sich. Er spähte in die Dunkelheit. »Okay.« Er atmete schwer. »Was immer du willst - fang schon an. Bringen wir's hinter uns.«

Alles, was er sah, war das Flimmern des Fernsehers. Eine Versicherungswerbung: Eine Bulldogge nickte in die Kamera. Von unten hörte er das Brummen des Kühlschranks in der Küche. Er schlug die Bettdecke zurück und

strich mit der flachen Hand über das Laken. Es war zerknittert und uneben. Feucht. Und jetzt roch er abgestandenes Wasser. Flüsse und Steinbrüche. Der Scheißkerl hatte in seinem Bett gelegen.

Er schleuderte die Decke auf den Boden. Unter dem Kopfkissen funkelte etwas. Eine Schere. Seine eigene Nagelschere aus dem Badezimmerschrank. Eine Schere wie die, mit der Jakes die Haare abgeschnitten worden waren.

Er fuhr sich mit der Hand über den Hinterkopf. Ganz unten im Nacken, am Haaransatz, war eine winzige kahle Stelle. So groß wie ein Penny.

Er atmete tief und langsam ein und aus, um sich zu beruhigen.

Das kleine Fenster stand offen, aber nur der obere Flügel. Nichts und niemand konnte da hereingekommen sein. Und unten? War es

möglich, dass da jemand eine Tür geöffnet und sich hereingeschlichen hatte, ohne dass er es bemerkte? Oder im Bad? Er legte die Schere auf den Nachttisch und stand auf. Die Flasche hielt er immer noch vor sich.

Ein Geräusch. Unten. Die Haustür wurde verstohlen geöffnet. Nur ein winziges Knarren. Aber es genügte. Er war gerade noch rechtzeitig oben an der Treppe, um zu sehen, wie ein Schatten, ein Schemen, der ein wenig dunkler wirkte als seine Umgebung, zur Haustür hinausschlüpfte.

Er stürmte die Treppe hinunter, nahm immer zwei Stufen auf einmal, riss die Tür auf und rannte barfuß hinaus. Der Mond war hinter den Wolken verschwunden, und so weit draußen in den Mendips gab es keine Straßenbeleuchtung. Der Garten lag im Dunkeln. Mitten in der Einfahrt blieb er stehen, die Flasche in der erhobenen Hand, und lauschte. Aus dem Wald zur Rechten kamen die gespenstischen Rufe

zweier Eulen, die sich gegenseitig das Revier streitig machten. Irgendwo hinter den Bäumen auf der linken Seite plätscherte der Bach, der am Ende des Gartens vorbeifloß, und weit, weit weg im Norden hörte er den Höllenlärm eines Flugzeugs im Anflug auf Bristol. Sonst nichts. Kein Motorroller. Keine Schritte.

Der Autoschlüssel lag im Wohnzimmer. Er ging ins Haus und holte ihn. Als er wieder herauskam, war es im Garten immer noch still. Er nahm die .45er Hardballer aus dem Handschuhfach und schlug die Wagentür zu. Lauschte wieder. Da war etwas am Ende der Einfahrt, das er vorhin nicht gesehen hatte. Ungefähr zehn Meter weit vor ihm. Etwas Ungewöhnliches in der Dunkelheit. Ein Lichtfleck, wo keiner sein sollte.

Er rammte das Magazin in den Griff der Pistole und senkte die Waffe; nur im Kino hielt man eine geladene Pistole in die Höhe, wo sie einem leicht aus der Hand geschlagen



werden konnte. Dann tappte er auf den Fleck zu. Es war ein Gummischuh. Ein Croc. Er hob den Kopf und spähte wieder suchend in die Dunkelheit. Sah die schweigenden Bäume. Die Wand des Cottages. Er hob den Schuh auf und ging ins Haus.

Drinne war es dunkel. Er legte die Kette vor und ging in die Küche. Als er das Licht einschaltete, fiel ihm auf, dass zwei Schränke offen standen. Ein Beutel Reis lag auf dem Boden, der Inhalt war auf den Fliesen verstreut. Und in den Schränken, wo sich das übliche Männersortiment von Dosen, Baked Beans und Suppen befunden hatte, lauter Zeug, das er in fünf Minuten heiß machen konnte, war nichts mehr. Nur ein paar verstreute Nudeln und die weißen Rückwände. Er ging umher und sah nach, was noch alles fehlte. Lebensmittel, alles, was irgendwie essbar war. Der CD-Player auf dem Sideboard war noch da, und der tragbare Fernseher, der in seinem Karton auf dem Boden stand.

Er stellte den Croc neben die Pistole auf den Tisch, setzte sich und stützte die Ellbogen auf. Die Farbe der Gummisandale war ein dunkles Khaki; sie war staubig und sehr groß. Er drehte sie um und warf einen Blick auf die Sohle. Größe zwölf.

Das ist so krass, wenn ich nur dran denke. Nie im Leben geh ich mit einem Mutanten ins Bett.

Er betrachtete seine Hände. Sie zitterten. Es reichte jetzt. Er war zu viel allein. Er musste mit jemandem reden.

## 25

An Mistys Schuhen war Tonerde gewesen. Das hatte wahrscheinlich nicht viel zu bedeuten, aber es war das Einzige, woran sie sich halten konnte. Flea entschied sich für das

## Rapsfeld am Fluss.

Wenn sie recht hatte, musste Misty von der Klinik aus in Richtung Südosten gegangen sein. Wahrscheinlich hatte sie den Weg verloren und war stundenlang, zeitweise im Dunkeln, durch schwieriges Gelände geirrt. Wenn sie noch einen Rest Orientierung gehabt hatte, als sie die Straße erreichte, war sie vermutlich in westlicher Richtung weitergegangen, um zur Klinik zurückzugelangen. Sie konnte noch nicht lange auf der Straße unterwegs gewesen sein, als der Unfall passierte: Lehm, Gras und Rapsblüten hatten noch an den Schuhen geklebt. Flea würde die ganze Straße von der Klinik aus absuchen, bis sie eine Meile weit hinter dem Rapsfeld wäre. Wenn sie nichts fände, würde sie umkehren und das Gleiche bei dem zweiten Rapsfeld versuchen.

Sie stellte den Wagen auf dem Parkplatz vor einem Pub in Norton St. Philip ab; dort würde

er nicht so schnell auffallen wie in einer Parkbucht an der Landstraße. Sie nahm einen Feldweg und ging die halbe Meile bis zur Straße, deren Lichter zur Rechten funkelten, zu Fuß. Sie erreichte das südwestliche Ende kurz vor zehn Uhr, ließ den Rucksack fallen und wühlte die Reklamebeilagen und die Taschenlampe hervor, rollte das Papier zusammen, schob es über die Taschenlampe und befestigte es mit einem Gummiband. Mit einem zweiten Blatt blendete sie die offene Seite ab. Sie hielt die Lampe mit ausgestrecktem Arm vor sich, drehte sie hin und her und zog das Papier so zurecht, dass man seitlich kein Licht mehr sehen konnte. Der Lichtstrahl fiel jetzt schmal auf den Boden, aber aus der Ferne wäre die Lampe nicht auszumachen, wenn man nicht danach suchte.

Sie hielt die Taschenlampe gesenkt und ging langsam am südlichen Straßenrand entlang. Im Geist zählte sie ihre Schritte. Eins. Zwei. Drei.

Vier. Sie konzentrierte sich auf die Straße, und auf die wenigen Häuser, die sie passierte, warf sie nur einen kurzen Blick, um festzustellen, ob sich dort etwas rührte. Manche standen dicht an der Straße, andere weiter weg; ihr Licht schimmerte warm zwischen den Bäumen hindurch. Kein Auto war unterwegs; sie befand sich allein mit ein paar Kühen auf den Weiden und dem Geräusch ihrer Schritte auf dem Asphalt und ihres eigenen Atems.

Hundertzehn,      hundertelf,      hundertzwölf,  
hundertdreizehn.

Der Mond kam hinter den Wolken hervor und ließ die Straße wie ein sich schlängelndes, silbrig schimmerndes Band erscheinen. In diesem Licht hatten die Pflanzen keine Farben; Feldfrüchte, Bäume, Gras - alles war so eintönig grau wie der Schatten vor ihren Füßen.

Hunderteinundzwanzig,  
hundertzweiundzwanzig,      hundert      -

dreiundzwanzig...

Sie blieb stehen, ihre Nackenhaare sträubten sich. Da war ein Geräusch gewesen, beinahe unhörbar über dem leisen Klappern des Rucksacks. Eine Bewegung in der Hecke. Vorsichtig drehte sie sich um und hielt die Lampe wie eine Waffe vor sich. Ihr Blick wanderte über die Straße. Es war von der anderen Seite der Hecke gekommen, etwa zwei Schritte dahinter. Und ohne zu begreifen, warum, war sie sicher, dass es seinen Ursprung ungefähr in Hüfthöhe gehabt hatte.

»Hallo?«

Ihre Stimme klang hohl und flach durch die kalte Luft. Mit schmalen Augen suchte sie das silbrige Geflecht von Hecke und Bäumen ab. Vielleicht stand Vieh dahinter. Oder es war ein Fuchs oder ein Vogel gewesen. Auf jeden Fall ein Tier. Sie dachte an Steinbruch Nummer acht. Sie dachte an ein Haus, in dem sie im Zusammenhang mit Operation Norwegen

gewesen war, ein Haus mit dunklen Zimmern, in denen sie überall das Gefühl gehabt hatte, ein kleiner Schatten bewege sich in Hüfthöhe hinter ihr.

»Bringen wir's hinter uns«, zischte sie. »Ich hab's eilig.«

Stille. Das ferne Dröhnen eines Flugzeugs, das in den Luftraum von Bristol einschwenkte, die sanften Bewegungen, die der leichte Wind in der Hecke zur Linken verursachte. Sie ging ein paar Schritte zurück bis zu der Stelle, wo sie das Geräusch vernommen hatte, und trat gegen die Hecke. Zweige, nichts weiter. Nichts rührte sich. Sie lief ein Stückchen weiter und tat das Gleiche noch einmal. Und noch einmal. Nichts.

Sie atmete ein paarmal tief durch und schüttelte sich. Jack Caffery und seine Hirngespinnste verfolgten sie. Erbozt reckte sie der Hecke den Mittelfinger entgegen, wandte sich ab und setzte ihre Suche fort. Die schmale

Straße führte jetzt bergauf. Ausweichbuchten wechselten sich mit Gattern an den Einfahrten zu den Feldern ab, und Flea wanderte mit der nach unten gerichteten Lampe dicht am Rand entlang und suchte nach Auffälligkeiten. Der Mond stand jetzt hoch am Himmel, und nach ungefähr hundert Metern, hinter einer Kurve, wurde die Strecke wieder eben. Die Straße verbreiterte sich zu einer zweispurigen Landstraße mit einer Mittellinie. Jetzt konnte man fast eine Viertelmeile weit sehen. Mit dem Auto würde man hier Gas geben und so schnell fahren, dass ein Unfall mit einer Person tödlich enden konnte.

Das Feld lag auf der linken Seite. Im Mondlicht waren die Blüten grau, aber es gab keinen Zweifel: ein Rapsfeld. Vom Straßenrand aus stieg das Gelände leicht an. Weiter vorn auf der rechten Seite, wo es ebenfalls bergauf ging, funkelten ein paar Lichter zwischen den Bäumen hindurch. Ein winziges Dorf schmiegte sich dort an den



Hang; der Mond beschien Dachpfannen, einen Kamin, zwei Strohdächer. Ihre Taschenlampe würde niemand in diesen Häusern sehen, aber vielleicht sie selbst, ihre schwarze, ungeschützte Silhouette auf der Straße. Sie trat hinunter auf den unbefestigten Rand, wo eine Reihe Pappeln stand, geradlinig und geordnet wie an den Römerstraßen in Frankreich. Im Schatten der Bäume ging sie weiter; sie bewegte die Lampe hin und her über Baumstämme, Gras und Asphalt.

Und dann blieb sie stehen.

Ungefähr fünf Meter weit rechts von ihr bemerkte sie eine deutliche, klar umrissene Reifenspur auf der Straße.

Sie starrte sie an, und ihr Herz schlug schneller. Die Spur sah so perfekt aus, dass sie sich beinahe umgeschaut hätte, um herauszufinden, ob da jemand war, der sich einen Spaß mit ihr machen wollte und grinsend ihre Reaktion verfolgte.

Langsam ging sie hin und leuchtete die schwarzen Streifen mit der Lampe an. Sie waren leicht zur Straßenmitte hin gekrümmt, als hätte jemand in einem Ausweichmanöver das Steuer herumgerissen. Mit vorsichtigen Schritten lief sie an der Spur entlang. Sie war ungefähr zwölf Meter lang und reichte etwa einen Meter weit in die Gegenfahrbahn hinein.

Flea atmete hörbar. Der Radstand war nicht zu breit, nicht zu schmal - sie hätte gewettet, dass es ein kleiner Personenwagen gewesen war. Ein Focus vielleicht. Wenn Thom diese Spur hinterlassen hatte, musste er aus östlicher Richtung gekommen sein. Misty musste auf diesem Fahrstreifen unterwegs gewesen sein, auf der dem Rapsfeld gegenüberliegenden Straßenseite. Thom konnte sie aus mindestens fünfzig Metern Entfernung gesehen, aber nicht schnell genug reagiert haben; er hatte an dem Abend zwei Flaschen Rotwein getrunken. Er war auf die Bremse gestiegen und hatte sie ungefähr hier auf der Mittelmarkierung

erwischt. Misty war über das Dach geschleudert worden und wahrscheinlich - die Beule befand sich auf dem Dach über der Fahrerseite - vom Wagen herunter auf die Gegenfahrbahn oder den gegenüberliegenden Straßenrand gefallen.

Flea richtete die Lampe auf den Boden und suchte den Asphalt ab. Hier blinkte eine Glasscherbe, dort lag ein Fetzen Kaugummipapier. Da, wo das Gras vom Straßenrand über den Asphalt hing, sah sie eine pinkfarbene Haarspange. Sie hatte sich ein wenig in den Asphalt gedrückt, als er von der Sonne weichgeworden war. Vielleicht stammte sie von einem Kind, einem kleinen Mädchen, vielleicht gehörte sie aber auch Misty Kitson.

Flea nahm den Rucksack ab und zog die Handschuhe und einen Gefrierbeutel heraus. Schnell, bevor ein Auto auftauchen konnte, kauerte sie sich an den Straßenrand und

stocherte die Spange mit einem Nagel aus dem Asphalt. Bei näherer Betrachtung sah sie eher aus, als gehörte sie einem Kind. Sie schob sie trotzdem in den Gefrierbeutel. Dann stach ihr etwas anderes ins Auge.

Etwa einen Schritt weit links von ihr sah das Gras am Straßenrand eingedrückt aus. Was immer die Mulde hinterlassen hatte, musste groß und schwer gewesen sein. Nicht so groß wie ein Reh, aber größer als ein Dachs. Die Grashalme waren auf einer fast kreisrunden Fläche geknickt, als hätte sich da etwas hingelegt und ein Nickerchen gemacht. Oberhalb davon, zwischen Straßenrand und Rapsfeld, zog sich eine niedrige Feldsteinmauer entlang. Aus der obersten Reihe hatten sich vier Steine gelöst; einer ragte kippelig über das Feld, als würde er jeden Moment herunterfallen.

Flea blieb in der Hocke und schwenkte die Taschenlampe im Kreis herum. Der

Wiesenkerbel an der Mauer war zerdrückt und von etwas Dunklem überzogen: die Köpfe hingen schlaff herunter. Sie achtete sorgfältig darauf, die flache Mulde nicht zu berühren, als sie eine Pflanze abriss, um sie zu inspizieren. In diesem Licht war nicht genau zu erkennen, was sie da gefunden hatte, aber als sie die Lampe beiseitelegte, mit den Zähnen den Handschuh auszog und mit dem Fingernagel am Stiel der Pflanze entlangschabte, blätterte der dunkle Überzug ab und fiel ihr in die hohle Hand.

Blut. Sie kannte seine Eigenschaften und sein Verhalten nur zu gut. Es war getrocknetes Blut. Hier also, an diesem wenig bemerkenswerten Straßenrand, war Mistys Leben zu Ende gegangen.

Ein Bild trat ihr vor Augen: Thom, wie er mit schreckensstarrem Gesicht aus dem Wagen sprang. Seine Panik. Ganz sicher war er in Panik geraten, als er die zerschmetterte Gestalt

am Straßenrand gesehen hatte. Seine Tränen, als er Misty aufhob und in den Kofferraum legte. Ihre Handtasche musste auf der Straße gelegen haben, irgendwo da vorn, mit glitzernden Pailletten. Er hatte sie ebenfalls aufgehoben und ...

Flea hockte am Straßenrand, den Wiesenkerbel in der einen Hand, die trockenen Blutkrümel in der anderen, den Latexhandschuh zwischen den Zähnen, als sie plötzlich erstarrte. Da lag etwas im Gras, links neben ihr. Etwas Kleines, das im Mondlicht matt metallisch glänzte. In einer dunklen Nacht, und wenn sie hier nicht am Boden gehockt hätte, wäre es ihr sicher entgangen, dachte sie. Sie legte den Kerbelzweig auf ihre Knie, fischte einen Gefrierbeutel aus dem Rucksack und ließ die Blutkrümel hineinrieseln. Dann brach sie den Kerbelzweig entzwei und schob ihn ebenfalls in den Beutel. Sie streifte sich den Handschuh wieder über und schlurfte in der Hocke vorwärts. Vorsichtig schob sie die Hand

zwischen Holunder- und Weißdornwurzeln durch das Gras.

Mistys Telefon.

Sie löste es aus dem Gestrüpp und nahm es in beide Hände. Es war ein Nokia mit einem diamantenbesetzten Edelstahlgehäuse, genau wie auf den polizeilichen Fahndungsfotos. Wo war der Ein-und-Aus-Schalter? An ihrem eigenen Handy musste man die Abbruchtaste gedrückt halten, damit es zum Leben erwachte. Dieses hier verfügte am oberen Gehäuserand über eine kleine, eingelassene Taste und drei weitere an der Seite. Jede dieser Tasten könnte das Gerät einschalten. Und sofort würde es ein Signal an die Mobilfunkmasten senden.

Sie durfte es nicht fallen lassen. Sie durfte es nicht zurücklassen. Der Akku. Sie musste den Akku herausnehmen. Sie hatte gehört, dass manche Telefone eine GPS-Technologie enthielten, die auch dann aktiv blieb, wenn man sie ausschaltete. Oder war sie nur dann

aktiv? Flea wusste es nicht mehr. Nein. Wenn es ein GPS-Handy gewesen wäre, hätte die Polizei es schon längst gefunden. Es war ungefährlich, den Akku herauszunehmen. Ganz bestimmt.

Sie drehte das Handy um und schob einen Fingernagel unter die Abdeckung. Dann hörte sie ein Auto. Es näherte sich schnell durch den Wald hinter ihr.

Sie riss die Taschenlampe an sich und schlich sich halb kriechend in den Schatten eines großen Ahorns. Schon fiel das Licht der Scheinwerfer unter das Laubdach der Bäume. Sie krümmte sich um die Taschenlampe und machte sich so klein wie möglich. Ihre Knie bohrten sich in die Erde.

Das Scheinwerferlicht strich über die Hecke neben ihr. Sie drückte das Kinn an die Brust, und Telefon und Taschenlampe pressten sich hart aneinander. Das Auto brauste vorbei und verschwand.



Flea richtete sich kniend auf und untersuchte das Telefon. Es war dunkel geblieben; sie hatte es nicht versehentlich eingeschaltet. Sie atmete tief aus, lehnte sich mit dem Rücken an den Baumstamm und sah ein einzelnes, vom Mondlicht erfasstes Haar in der Luft über den Reifenspuren. Wie eine Feder im Wind schwebte es weiß und kraus in einer schaukelnden Bewegung langsam zu Boden.

Sie kannte den Kopf, von dem es stammte. Es gehörte Misty Kitson. Nicht der lebenden, die mit offenen Augen über diese stille Straße wanderte, ihre Handtasche und ihr Handy umklammernd, sondern der endgültig schweigenden, die zehn Meilen von hier versteckt in einer Badewanne lag.

Es war nach Mitternacht. Caffery holte zwei Krüge Cider aus der Speisekammer, zog seine RAB-Outdoor-Jacke an, verschloss das Haus und stieg in den Wagen. Er drehte das Radio laut auf und fuhr los, ohne sich zu überlegen, wohin. Sein Instinkt führte ihn auf die kleinen Landstraßen, die sich um die Mendip Hills herum und weiter nach Osten schlängelten, fast bis Wiltshire. An jedem Feld, an dem er vorbeifuhr, und an jeder Einmündung nahm er den Fuß vom Gas, reckte den Hals und spähte über die Hecken. Aber er entdeckte nichts - keinen roten Feuerschein, keine flackernden Flammen in der Dunkelheit.

Als Caffery die Metropolitan Police verlassen hatte, war er aus einem bestimmten Grund nach Bristol gegangen: um die Person aufzuspüren, die unter dem Namen Walking Man bekannt war. Der Walking Man war dafür

verurteilt worden, dass er einen Pädophilen namens Craig Evans, den Mörder seiner Tochter, gefoltet hatte. In Cafferys Augen verband ihn dieses Detail mit dem Walking Man, denn wenn ihm etwas vertraut war, dann das Gefühl der Rache. Ivan Penderecki, der alte polnische Pädophile, der auf der anderen Seite der Bahnlinie hinter dem Haus der Cafferys gewohnt hatte, war davongekommen, nachdem er Ewan Caffery ermordet und seine Leiche versteckt hatte, und dieses Wissen hatte jahrelang in Jacks Seele geschwärt. Und als Penderecki gestorben war, hatten ihn auch weiterhin Rachegelüste gequält.

Also war er hergekommen, um einen zu finden, der sich gerächt hatte, wie er sich an Penderecki hätte rächen wollen. Was er nicht erwartet hatte war diese seltsame Freundschaft, die sich anscheinend zwischen ihm und dem Walking Man entwickelte.

Er fuhr jetzt auf einer B-Straße, die

geradewegs durch die Gegend führte, in der die Suchtruppe nach Misty Kitson gesucht hatten. Sie zog sich am Fuß des Berges entlang und vorbei an der Einfahrt zur Klinik Farleigh Park Hall, diesem riesigen, hell erleuchteten Herrenhaus mit seinen Kolonnaden und der imposanten Freitreppe. Er fuhr langsamer und versuchte sich vorzustellen, wie Misty aus diesem Gebäude kam und sich nach rechts wandte - oder nach links? Eine Ironie des Schicksals, dachte er, als das Hinweisschild an der Zufahrt im Scheinwerferlicht aufleuchtete: Lucy Mahoney war ungefähr genauso lange vermisst gewesen wie Misty Kitson, und während die Polizei ihre gesamte Kavallerie auf den Fall Kitson gehetzt hatte, die komplette Hochleistungsmaschinerie der MCIU, hatte Lucy Mahoney nur einen einzigen Detective Inspector, einen Pappkameraden, der nicht mal die Obduktion durchgestanden hatte, und eine Familienbetreuerin, die zu faul war, um die

Verwandten der Toten wissen zu lassen, dass man sie gefunden hatte, ehe Beatrice Foxton ihre Innereien herausgewühlt, gewogen, zerschnitten, analysiert und wieder in die Bauchhöhle gestopft hatte.

Caffery fuhr langsam an einem Rapsfeld vorbei, das bergauf bis zu dem Teich reichte, den Flea Marleys Team abgesucht hatte. Auf der anderen Seite funkelten die Lichter einer kleinen Ortschaft zwischen den Bäumen hindurch. Den Suchradius hatte er inzwischen verlassen. Die Straße war jetzt breiter und von Pappeln gesäumt, und er gab Gas. An der nächsten richtigen Kreuzung bog er nach links ab, fuhr noch einmal fünf Meilen und sah dann links einen Feldweg, den er wiedererkannte. Hier war er Anfang der Woche mit dem Walking Man gewesen.

Er hielt an, stieg aus, schloss den Wagen ab, kletterte über ein Gatter und wanderte den lang gezogenen Hang hinauf. Die kleine

Taschenlampe an seinem Schlüsselring beleuchtete seinen Weg; ihr bläuliches Licht wirkte kümmerlich in der Finsternis. In der Ferne ließ Bristol den Himmel natriumgelb leuchten. Da, wo das Lagerfeuer des Walking Man vor ein paar Tagen gebrannt hatte, blieb er stehen; er knöpfte seine Jacke auf, kniete sich auf den Boden und sog den Restgeruch von verbrannter Erde in die Nase. Der Boden war kalt.

»Hey«, rief er leise in die Dunkelheit. »Sind Sie da?«

Er hörte nichts, nur das ferne Rascheln des Windes in den Bäumen. Der Walking Man war nicht da.

Er ging zum Wagen zurück und fuhr im Rückwärtsgang über den ausgefahrenen Feldweg bis zur Straße. An der A 36 bog er nach links und nach einer halben Meile nach rechts auf eine kleine, kurvenreiche Straße ab, auf der er fast zehn Minuten lang blieb. Ab

und zu sah er seine eigenen Augen im Rückspiegel. Blau, mit dunklen Wimpern. Die Augen seiner Mutter. Sie war ein braves katholisches Mädchen aus Toxteth gewesen. Er hatte sie seit mehr als zwanzig Jahren nicht mehr gesehen - nicht, seit sie Ewan aufgegeben hatte und aus London weggezogen war, um alles hinter sich zu lassen. Sogar ihren jüngeren Sohn Jack. Er wusste nicht einmal, ob sie gestorben war oder noch lebte. Aber eins stand fest: Wenn sie gestorben war, hatte sie einen Rosenkranz um die Finger geschlungen gehabt, als man sie ins Grab legte, und niemand hatte sich etwas dabei gedacht. Ein Armband aus Menschenhaaren erschien vor seinem geistigen Auge, ein Schutz gegen böse Geister. »Primitives Zeug«, hatte Powers gesagt. Aber es gab viele Wege, die zu Gott führten, dachte Caffery und betastete die kahle Stelle an seinem Hinterkopf. Eine ganze Welt von verschiedenen Wegen.

Er trat hart auf die Bremse. Der Funke war so klein, dass er ihn fast übersehen hätte. Irgendwo in den Feldern auf der rechten Seite, unten am schlammigen, von Binsen überwucherten Flussufer, brannte ein Feuer. Er setzte auf der stillen Straße ein kleines Stück zurück, stemmte sich auf dem Sitz hoch, um einen Blick über die Hecke zu werfen, wendete den Wagen und bog in den ersten Feldweg ein, den er fand. Rumpelnd fuhr er auf ein Feld; der Auspuff schrammte über den Boden zwischen den Furchen. Er stellte den Motor ab, schaltete die Scheinwerfer aus und blieb einen Augenblick lang still sitzen, schaute zu dem Feuer. Der Walking Man.

Er hatte Cafferys Wagen gehört, blickte jedoch nicht auf. Gelassen saß er am Feuer, kratzte sich den öligen Bart und starrte in die Flammen, als hätten sie ihm eben eine Geschichte erzählt, die er sich jetzt durch den Kopf gehen ließ. Seine Habseligkeiten lagen um ihn herum verteilt im roten Lichtschein des



Feuers: Schlafsäcke, Allwetterzeug, seine Plastikflaschen mit Cider. Zwei Teller standen bereit für das Essen im Topf über dem Feuer. Zwei Teller, nicht einer. Er wurde erwartet. So war es mit dem Walking Man: Man konnte ihn nicht einfach finden. Er entschied, wann der richtige Augenblick gekommen war, und dann - als wären ihre gemeinsamen Erfahrungen ein verbindendes Element - übte er eine fast magnetische Anziehungskraft auf Caffery aus: Er warf ein unsichtbares Lasso aus und zog ihn heran.

Caffery stieg aus und nahm die beiden Zwei-Liter-Krüge Cider mit.

»Sie haben lange gebraucht, um mich zu finden«, sagte der Walking Man, als Caffery herankam. Er pflegte seine Füße, und seine Garderobe bestand aus teurer Outdoor-Bekleidung, aber wenn man ihn sah, hätte man glauben können, er sei in ein Teerfass getaucht worden: Er war von Kopf bis Fuß schwarz, als

hätte er in der Holzkohle seines Lagerfeuers geschlafen. »Sie suchen mich jetzt seit zwei Stunden.«

»Woher wissen Sie das?«, fragte Caffery, aber er war nicht überrascht.

Der Walking Man antwortete nicht. Er stocherte im Feuer und schob die Blechteller näher an die Flammen. Caffery stellte seinen Cider ab. Der Walking Man hatte mehr als zwei Millionen Pfund irgendwo auf einem Sparkonto gebunkert, aber er trank den einfachen Cider aus der Umgebung, den schlechtesten Stoff, den die einheimischen Apfelpressen ausspuckten.

Und er schlief niemals, niemals unter einem Dach. So war er einfach.

»Ich habe die Wege, die Sie gehen, auf der Karte markiert.« Caffery entrollte die Isomatte, die der Walking Man für ihn am Feuer aufgewärmt hatte. »Allmählich kommt

da ein Muster zum Vorschein.«

Der Walking Man schnaubte. »Ja. Natürlich haben Sie das Bedürfnis, mich zu studieren. Sie sind Polizist.«

»Mir steht eine Datenbank zur Verfügung, die mir hilft. Leute, die Sie sehen, melden es uns.«

»Weil sie Angst vor mir haben.«

»Sie wissen, wozu Sie fähig sind.«

Craig Evans, der die Tochter des Walking Man ermordet hatte, war nach der Folter nur noch halb lebendig gewesen. Bei der Einlieferung in die Notaufnahme hatte man ihn für tot gehalten. Und als sie ihn zusammenflickten und feststellten, was der Walking Man ihm angetan hatte, dachten die meisten der professionell Beteiligten insgeheim, der Tod wäre besser für ihn gewesen. Ohne Augen und Genitalien würde er nicht mehr viel vom Leben haben. Für Penderecki wäre es besser gewesen, wenn er so geendet hätte. Aber er

trickste das Schicksal aus und brachte sich selbst um: Er erhängte sich an einem Deckenbalken in seinem Badezimmer. Es schmerzte Caffery noch heute, wenn er an diese entgangene Gelegenheit dachte.

»Ich hab Ihnen neulich ein paar Krokuszwiebeln gebracht. Hab mich gefragt, was sie damit machen?«

»Sie sind hier.« Der Walking Man klopfte auf seine Brusttasche. »Gut aufgehoben.«

»Wann werden Sie sie einpflanzen?«

Der Walking Man blickte auf. Seine Augen hatten die gleiche Farbe wie Cafferys: ein dunkles Blau mit dunklen Wimpern. »Wenn die richtige Zeit kommt. Und woher wollen Sie wissen, dass ich nicht schon welche gepflanzt habe? Ich lasse mich nicht noch einmal von Ihnen danach fragen. Jack Caffery. Polizist.«

Caffery verzog seinen Mund zu einem

schiefen Lächeln. So etwas war beim Walking Man nicht ungewöhnlich. Allmählich begriff er, wie es funktionierte: Alles würde zu seiner Zeit erklärt werden. Während der Walking Man sich um das Essen kümmerte, entkorkte Caffery die Ciderflasche, goss zwei Blechbecher voll und ließ sich auf die Isomatte zurücksinken. Er hob eine Hand und tastete nach dem Loch in seinem Haar. Die Nacht senkte sich langsam herab. Der Fluss strömte gurgelnd durch die Felder, und der Motor seines Wagens tickte, als er sich abkühlte. Weiter stromabwärts hörte man das leise elektrische Summen eines Stauwehrs. Ungefähr fünfzehn Schritte weit vor ihnen hatte jemand, vielleicht waren es Kinder, einen Autoreifen mit einem Seil an einen Baum gehängt, der über den Fluss hinausragte. Reglos hing er im Sternenlicht.

»Sie haben es gesehen, nicht wahr?«, sagte Caffery nach einer Weile. »Als ich das letzte Mal bei Ihnen war, ist es da gewesen. Ich habe

es mir nicht eingebildet - da war etwas zwischen den Bäumen und hat mich beobachtet.«

Der Walking Man grunzte. »Ja. Stimmt.«

»Sie hatten keine Angst davor.«

»Warum sollte ich? Es wollte nichts von mir.«

»Und wenn doch? Wenn Sie an meiner Stelle wären? Hätten Sie dann Angst?«

Der Walking Man schwieg eine Zeit lang und dachte nach. Er schöpfte das Essen auf die Blechteller und streute frische Kräuter darüber, die er im Lauf des Tages gesammelt hatte. Die Mahlzeiten an seinem Lagerfeuer gehörten zum Besten, was Caffery je gegessen hatte - einfach und immer dampfend heiß. Der Walking Man verteilte alles auf die Teller, holte Gabeln hervor und reichte Caffery einen der Teller.

Caffery nahm ihn und fragte noch einmal.

»Hätten Sie Angst?«

»Keine Ahnung.« Der Walking Man setzte sich und ließ den Dampf des Essens in seine Nase steigen. Sein Mund stand leicht offen wie bei einem Hund, der Witterung aufnimmt.

»Haben Sie Angst?«

»Ich weiß nicht, was es - was er will. Ich weiß nicht, wozu er fähig ist.«

Der Walking Man nahm einen Bissen auf die Gabel, schaute Caffery listig an und lächelte halb. »Was ist? Warum lächeln Sie?«

Der Walking Man zeigte mit dem Messer auf ihn. »Ich lächle über Sie. Darüber, dass Sie nichts loslassen können. Dass Sie Ihren Beruf als Buße betrachten.«

»Als Buße? Buße wofür?«

»Das wissen Sie.«

»Reden Sie schon wieder von Ewan?«

»Natürlich rede ich von Ihrem Bruder. Sie

büßen immer noch dafür, dass er so gestorben ist und Sie nicht. Diese Buße hat Ihre Mutter immer von Ihnen verlangt. Und das ist der Hauptgrund, weshalb Sie tot bleiben können.«

Erst wenige Tage zuvor hatte der Walking Man ihm gesagt, er habe die Chance, zwischen Leben und Sterben zu wählen. Er könne weiterhin Ewan folgen, dem Kind, das verschwunden war, indem er alles nur in seine Arbeit steckte. Oder er könne sich »dem Kind, das sein könnte« widmen. Dem Kind, das sein könnte. In den letzten Tagen hatte Caffery immer wieder über diese Worte nachgedacht. Es gab keine Kinder in seinem Leben, und es würde niemals welche geben. So war es in sein Herz eingeprägt. Es war besser, nie welche zu haben, als zu riskieren, dass man sie verlor.

»Wenn Sie ein Kind haben, dann gibt es eine Verbindung zwischen Ihnen und diesem Kind, die niemals unterbrochen werden kann. Im Augenblick ist das einzige Kind, zu dem Jack



Caffery eine Verbindung hat, ein totes Kind. Deshalb sind Sie verbunden mit dem Tod. Aber Sie und ich wissen, für Sie könnte es ein Kind geben, das lebt. Wir wissen es beide. Hören Sie auf, den Tod anzuschauen, Jack Caffery.« Der Walking Man wischte mit dem Finger über seinen Teller und leckte ihn sorgfältig ab. Dann stellte er ihn auf den Boden und schaute versonnen erst zu den Sternen hinauf und dann hinüber zu den Bäumen, als befände sich dort etwas, etwas, das sie beide beobachtete. »Wenn Sie aufhören, den Tod anzuschauen, wird der Tod aufhören, seine Dienerinnen auf die Suche nach Ihnen zu schicken.«

## 27

In dem Zimmer ist es so warm, dass der Mann nichts anhat. So ist es einfacher. Weniger

schmutzig. Er steht geschäftig an einer Werkbank und zieht einem Kaninchen das Fell ab. Er reißt die Haut vom Fleisch, bis sie nur noch an den Füßen, am Schwanz und am Kopf hängt. Mit einem schweren Küchenbeil aus Damaszenerstahl schlägt er die Pfoten und den Schwanz ab.

Bei einem Tier ist das Häuten weniger mühsam als bei einem Menschen. Das liegt daran, dass in der subkutanen Hautschicht eines Tiers weniger Fett enthalten ist.

Er schneidet den Hals des Tiers auf, bis die Wirbel zutage treten. Sie sehen aus wie kleine, verschmierte Zähne. Mit einer schnellen Drehung löst er Kopf und Wirbelsäule ab und zieht das kleine Fell mit den beschwerten Enden herunter. Er drückt den Finger darauf und reibt darüber hinweg, sodass die silbrigen äußeren und inneren Faszien aneinander auf und ab gleiten. Dann beugt er sich vor und schnuppert daran, lässt den Geruch durch die

Nasenlöcher in die Kehle dringen, wo er sich sammelt. Es ist ein einfacher Geruch, holzig und bitter. Ganz, ganz anders als der Geruch einer menschlichen Haut.

Er richtet sich auf, hebt die Haut mit einem Finger hoch und lässt sie kurz über dem Mülleimer baumeln. Dann wirft er sie hinein.

Tierhaut ist immer so. Eine Enttäuschung. Selbst wenn man sie in Lauge einweicht, enthaart und aufzieht, ist sie nie das Wahre. Aber die Haut interessiert ihn auch nicht. Nicht sie, sondern der Vorgang an sich ist es, den er braucht. Das reißende Gefühl, wenn die untere Hautschicht sich von dem darunterliegenden Muskel löst.

Mindestens einmal in der Woche häutet er ein Tier. Öfter, wenn seine Unruhe besonders groß ist.

In dieser Woche hat er es fünfmal getan.

Am nächsten Morgen war es still auf den Landstraßen rings um das Rapsfeld. In der Sonne funkelte der Tau auf dem Gras wie kleine Diamanten. Flea ließ den Clio am Straßenrand stehen, stieg aus und ging in Turnschuhen die Straße entlang. Beiläufig passierte sie die Stelle, an der Misty gestorben war, und kehrte nach hundert Metern wieder um.

Es war erst sieben Uhr, aber sie wusste, dass es ein warmer Tag werden würde. Die Tautropfen im Gras endeten eine Handbreit vor dem Schatten des Hügels in der aufgehenden Sonne. Ein paar Kühe standen da und glotzten sie an, umweht von den Dampfwolken ihres Atems. Sie blieb einen Moment lang bei ihrem Wagen stehen, sah sich um und lauschte, ob auch niemand auftauchte. Aber auf der Straße herrschte

Stille. Diese Gegend war nicht nur weit von der Klinik entfernt, sie lag auch außerhalb der Mobilfunk-Basisstation-Zelle. Misty hatte ihr Handy lange vor dem Unfall abgeschaltet. Die MCIU wäre niemals auf den Gedanken gekommen, hier draußen nach ihr zu suchen.

Aber - sie drehte sich um und schaute zum Hügel empor - wenn der Fall weiterhin unaufgeklärt bliebe, würden sie sich der weiteren Umgebung zuwenden; vielleicht würden sie nicht mehr suchen, aber sie könnten von Haus zu Haus gehen und die Anwohner befragen. Zum Beispiel in dem Dorf dort oben. Die Dächer und Kamine viktorianischer Häuser und fünf oder sechs ältere Cottages waren dort zu sehen. Ein paar der Häuser besaßen Strohdächer, andere erinnerten sie an ihr Elternhaus mit seinen bemoosten, feuchten Dachziegeln. Unterhalb der Cottages, auf dem Hang in der Nähe der Straße, stand ein moderner Bungalow, ein Fremdkörper in dieser Umgebung mit seinem

Giebeldach und den Kunststofffenstern.

An der Rückseite blitzte plötzlich etwas auf, ein Licht oder ein Reflex.

Sie hob die Hand, beschirmte ihre Augen und schaute hinauf. Es blitzte noch einmal. Ein kurz aufleuchtendes Viereck aus weißem Licht. Dann nichts mehr. Vielleicht hatte jemand ein Fenster geöffnet und wieder geschlossen. Jemand in dem Bungalow war schon auf den Beinen. Vielleicht beobachtete er sie.

Sie ließ die Hand sinken, schob den Kragen ihrer Jacke mit einer Schulterbewegung höher hinauf, stieg ins Auto und fuhr eine halbe Meile weiter bis zu den Bäumen unterhalb der Ortschaft. Auf der rechten Seite befand sich eine kleine Einmündung. Flea bog ab und parkte den Wagen weit unter den Bäumen, wo niemand vorbeikommen würde. Sie stieg aus, schloss ihn ab und folgte einem schmalen, von Brennnesseln überwucherten Pfad, der auf den

Bungalow zuführte. Es ging stetig bergauf. Als der Wald zu Ende war, blieb sie vor einer niedrigen Backsteinmauer stehen und schaute in den Garten des Bungalows.

Groß und ungepflegt erstreckte er sich über den Hang; Gras und die ersten Löwenzahnblüten sprossen durch die braunen Skelette der Winden vom letzten Jahr. Brombeersträucher breiteten ihre Tentakel über dem Gelände aus, und überall ragten Figuren aus Fibrestone aus dem nassen Gras: Katzen und Delphine, ein Pegasus mit einem abgebrochenen Flügel, ein Esel vor einer Krippe. An Bäumen und Schösslingen hingen Futterhäuschen aus Plastik in verblichenen Pastellfarben: Rosa, Orange und Gelb. Eine Siamkatze - eine lebendige, gefärbt wie eine Creme brûlée - saß unter einem davon und blinzelte schläfrig in Fleas Richtung.

Das Haus wirkte ebenso schäbig wie der Garten. Seine Fensterrahmen waren einmal

dunkelrot gewesen, aber im Lauf der Jahre hatten Sonne und Regen sie verblassen lassen. Es war ebenfalls übersät von Tierfiguren: Schmetterlinge mit abblätternder Farbe flogen an den Wänden hinauf, drei aus Zement gegossene Katzen auf dem First standen einander in Kampfstellung gegenüber, und eine vierte schien mit dem Kopf voran in den Kamin zu kriechen. Die Fenster waren alle geschlossen. Aber sie erkannte jetzt, woher der Sonnenreflex gekommen war - nicht von einer Fensterscheibe. Auf der Terrasse, neben den Glastüren, stand ein Teleskop auf einem Stativ und daneben eine Kamera, ebenfalls auf einem Stativ.

Lautlos kletterte sie über die Mauer und lief mit schnellen Schritten zur Seite des Hauses und zu einer von der Sonne rissigen Zementplatte, auf der ein verblichener, mit weißem Vogelkot bekleckter alter Volkswagen stand. Im Haus war außer dem sehr leisen Geräusch eines Fernsehers - eine



aufgeregte Stimme, schrill und anschwellend - nichts zu hören. Flea trat einen Schritt näher an die Terrassentür und lauschte noch einmal. Drinnen bewegte sich nichts. Das Teleskop stand einen halben Meter von ihr entfernt. Sie versuchte herauszufinden, worauf es gerichtet war. Dann spähte sie zur Straße hinunter. Die Reifenspuren im Asphalt waren von hier aus gut zu sehen. Klar und deutlich. Unübersehbar. Genug. Das war genug. Jemand hier konnte den Unfall beobachtet haben.

Sie ging durch den Garten zurück und hockte sich auf die noch warme Motorhaube des Clio. Hier war sie weder von der Straße noch vom Haus aus zu sehen. Sie zog ihr Telefon aus der Tasche und wählte die Nummer der polizeilichen Kommunikationsabteilung.

Sie und Thom mussten sehr, sehr vorsichtig sein. Sie musste jedes Risiko vermeiden, und sei es noch so klein.

Ganz unten in Fleas marineblauem Rucksack lag der Teilnehmergegenstand des Taucherkongresses, den sie im vergangenen Monat besucht hatte. Sie wühlte ihn heraus, hängte ihn um den Hals, stopfte ihr Haar unter eine Baseballmütze und ging wieder hinauf zum Bungalow. Die Kommunikationsabteilung der Avon and Somerset Police führte Buch über jede Adresse in ihrem Zuständigkeitsbereich. Die sogenannten STORM-Logs enthielten detaillierte Angaben über die Einwohner und ihre jeweiligen Kontakte zur Polizei, und aus ihnen ging hervor, dass die Eigentümerin des Bungalows Mrs. Ruth Lindermilk hieß; in den letzten zehn Jahren war es nur einmal vorgekommen, dass die Polizei zu dieser Adresse gerufen worden war - wegen des

tätlichen Angriffs einer Frau mittleren Alters gegen einen Mann. Ein Luftgewehr war ohne Gegenwehr beschlagnahmt und in die Waffenkammer im Hauptquartier eingeliefert worden, aber es hatte keine Festnahme gegeben.

Die Türklingel funktionierte nicht, und einen Türklopfer gab es nicht; also schlug Flea zwei- oder dreimal gegen den Briefkasten. Niemand öffnete. Sie klopfte noch einmal, trat dann zurück und spähte zum Dach hinauf. Sie sah, dass der Schwanz der Fibrestone-Katze, der aus dem Kamin ragte, verblichen und rissig war.

Sie drehte sich um und ließ den Blick über die Ortschaft wandern. Der Bungalow war das einzige Haus mit Blick auf die Straße. »Atemberaubender Ausblick auf das Weiße Pferd von Westbury«, würde es in einem Maklerprospekt heißen. Sie wollte gerade wieder auf die Terrasse zurückkehren, als sie

hörte, wie an der Haustür eine Kette zurückgezogen wurde. »Ja? Was gibt's?«

Die Haustür hatte sich einen Spaltbreit geöffnet, und zwei Augen mit schweren Tränensäcken spähten unter einer Matrosenmütze hervor. Es waren die Augen einer Frau; das erkannte man an ihrer Größe und ihrem weicheren Blick. Eine wachsame, misstrauische Frau, sonnengebräunt und mit einer flachen Nase. Sie sah aus, als hätte sie das harte Leben eines Mannes unter freiem Himmel geführt.

»Hallo.«

Die Augen musterten sie argwöhnisch. »Wer sind Sie? Eine Zeugin Jehovas? Verschwinden Sie lieber von meinem Grundstück.«

»Nein.«

»Wenn Sie mir was verkaufen wollen, können Sie ebenfalls abhauen. Ich mag keine verdammten Vertreter an meiner Haustür.«

»Nein, ich will Sie nur sprechen.«

»Das ist ein Witz. Verschwinden Sie jetzt.«

»Sind Sie Ruth?«

Die Frau schwieg.

»Ruth Lindermilk?«

»Wer sind Sie?«

Flea nahm die Baseballmütze ab, fuhr sich mit der Hand durch die Haare und gab sich möglichst natürlich. »Ich heiße Phoebe.«

»Ja - aber wer sind Sie?«

»Ich bin von der Straßenbehörde.« Sie hob ihren Ausweis und verdeckte die Worte »Somerset Police« mit dem Finger. »Von der Stadt?«

»Yep.«

Etwas in Ruth Lindermilks Gesicht veränderte sich. »Wegen der Briefe?«

»Wegen der... ? Ja. Kann ich reinkommen?«

Ruth Lindermilks Blick hastete von rechts nach links, um herauszufinden, ob jemand sie beobachtete. »Sind Sie allein? Niemand bei Ihnen?«

»Niemand. Nur ich. Kann ich reinkommen?«

Die Frau zögerte, musterte Flea noch einmal von oben bis unten. Das T-Shirt, die Combathose. Dann öffnete sie die Tür. Flea trat ein. Mrs. Lindermilk schlug die Tür zu und ging durch einen schmalen, kurzen Korridor. Es war dunkel. Flea folgte dem geisterhaft weißen Schimmer ihrer Mütze mit leicht eingezogenem Kopf; sie spürte, dass die Decke plötzlich niedrig werden könnte, genau wie zu Hause. Ein Geruch hing in der Luft, eine Mischung von vor langer Zeit gekochtem Essen und Alkohol. Kein Whisky. Etwas Süßeres, vielleicht Mixdrinks mit Rum.

»Ich bin wie eine Schlange.« Mrs. Lindermilk

blieb im Dunkeln stehen. Ihr Atem rasselte. Vor ihnen drang ein matter Lichtschein unter einer Tür hervor. »Eine verdammte Schlange.«

»Wie bitte?«

»Wie eine Schlange im Aquarium. Sie würden alle kommen und mich anlotzen, wenn sie könnten. Mich anlotzen und auf mich zeigen. Die Wichser. Interessieren sich nur dafür, mir das Leben schwerzumachen. Also, Sie haben sich nicht angemeldet; jetzt nehmen Sie mich so, wie Sie mich vorfinden. Okay?«

»Okay.«

Ruth Lindermilk öffnete die Tür, und Flea sah ein großes, chaotisches Zimmer. Vor der Terrassentür gegenüber hing ein Lamellenvorhang; sie war einen Spalt breit geöffnet, und ein kleiner Fächer aus Sonnenlicht beleuchtete die dicht gedrängt stehenden Möbel: Stühle, kleine Tische und plumpe Sessel. Die Regale waren vollgestopft

mit Zeitschriften, Paperbacks und Nippes - schlechte Kopien von Dresdner Schäferinnen, dicke, einander küssende Kinder mit Hauben, Pferde, die sich aufbäumten, schlafende Katzen. Jedes Stück Wand war bedeckt mit gerahmten Fotos in allen Formen und Größen. In einer Ecke flimmerte der Fernseher: QVC. Eine dralle Blondine in Hotpants bemühte sich, auf einem Gymnastikball zu balancieren. Durch eine schmale Lücke im Lamellenvorhang erkannte Flea das glänzende Okular des Teleskops auf der Terrasse.

»Das ist es. Sehen Sie sich nur satt. So bin ich, und ich entschuldige mich nicht.« Mrs. Lindermilk ging hin und her, schaltete Lampen ein und verscheuchte Katzen von den Sesseln. »Setzen Sie sich. Setzen Sie sich.« Sie deutete auf ein Sofa auf der anderen Seite des Zimmers. Jetzt konnte Flea sie besser sehen. Sie war stämmig und trug weiße Shorts und ein pinkfarbenedes Polohemd mit einem Anker auf der Brust. Kurze, muskulöse Beine. Die



Füße steckten in engen, hochhackigen Sandalen; sie hatte schmale Fesseln und harte Männerwaden. Ihr dünnes Haar unter der kessen Mütze war kurz geschnitten und gelblich-rot gefärbt. »Schieben Sie die Katzen runter. Setzen Sie sich hin, oder sterben Sie im Stehen. Können Sie sich aussuchen.«

Flea warf einen Blick auf das Sofa. Zwei langhaarige, getigerte Katzen hatten sich in einem Haufen Stofftiere zusammengerollt. Das rissige Leder unter ihnen wies einen Salzleck auf, der aussah wie Schweiß oder Meerwasser. Sie schob die Plüschtiere zur Seite und setzte sich neben die beiden Katzen. Die eine kuschelte sich dichter an ihre Nachbarin. Flea spürte ihre Wärme am Bein - ein angenehmes Gefühl.

»Was zu trinken? Ich nehme an, Sie möchten was trinken.«

Auf einer Bar aus schwarzem Glas und Chrom in der Ecke standen sauber aufgereihte bunte

Tumbler, ein goldener Eiskübel und ein Cocktailshaker. Fleas Blick wanderte über die Schnapsflaschen dahinter. »Ja.« Sie legte ihre Kappe auf die Armlehne des Sofas. »Ich nehme das Gleiche wie Sie.«

Mrs. Lindermilk wischte sich die Hände an ihrem Polohemd ab und ging zur Bar. Sie drehte zwei Gläser um, legte die Hand an eine Flasche Bacardi, hielt inne und sah Flea mit mattem Lächeln an, als wollte sie sagen: Fast hätten Sie mich erwischt. Aber nur fast. »Also eine Coke«, sagte sie. Sie holte zwei Dosen unter der Bar hervor, riss sie auf und goss die Gläser voll. Eins davon reichte sie Flea. »Mrs. Lindermilk...«

»Ruth. Sie können mich Ruth nennen, wenn Sie wollen.«

»Okay, Ruth. Gibt es einen Mr. Lindermilk?«

»Es gab einen.« Sie nahm ihr Glas und setzte sich in einen abgenutzten Ruhesessel neben

einem wackligen Beistelltisch mit einer Fernbedienung und einem Aschenbecher. Ihre nackten Beine in den hochhackigen Schuhen waren braun und sehnig und überzogen von schwärzlichen Adern, die aussahen wie Spinnennetze. »Jetzt gibt's nur noch mich und Stevie.«

»Ihr Sohn?«

»Ja - das ist er.« Sie deutete mit dem Kopf zur Wand. Ein paar der gerahmten Fotos zeigten Boote. Auf einem sah man eine sehr viel jüngere Ruth mit ihrer kessen Mütze am Steuer neben einem grauhaarigen Mann in einem Hawaiihemd, auf einem anderen einen jüngeren Mann in einem weißen Trägerunterhemd und einer Baseballmütze mit einem Anker, am Steuer eines kleinen Boots. Er schaute direkt in die Kamera. Er war sonnengebräunt und sein Haar dicht und blond, aber der verkniffene Ausdruck seines Mundes verhinderte, dass er gut aussah. »Hat

jetzt sein eigenes Geschäft. Kommt gut zurecht, unser Stevie.«

»Ruth, vor ein paar Jahren war die Polizei hier. Sie und einer der Nachbarn?«

»Woher zum Teufel wissen Sie das?«

»Wir haben Zugang zu solchen Informationen.«

»Ich hab nicht angefangen. Haben Sie auch zu dem Teil der Geschichte Zugang? He?«

»Das hab ich auch nicht gesagt.«

»Es war seine Schuld. Er hat die Eichhörnchen vergiftet. Er wusste, dass meine Katzen das Gift fressen konnten, und er wusste, es würde mich aufregen. Hat es auch getan. Er hat gekriegt, was er verdient.«

»Sie haben ihn mit einer Waffe bedroht?«

»Mit einem Luftgewehr. Nicht gerade eine Kalaschnikow, oder?«

»Ein Gewehr ist es trotzdem. Es kann eine Menge Schaden anrichten.«

Ruth Lindermilk hob die Hand. »Nein. Sie werden mich nicht desavouieren. Kommt überhaupt nicht infrage, dass Sie hier ohne Anmeldung hereinplatzten und versuchen, mich zu desavouieren.«

»Okay, okay«, sagte Flea beschwichtigend. Sie wollte zu dem Teleskop hinausschauen, aber sie wandte den Blick nicht von Ruth. »Das will ich ja gar nicht. Wirklich nicht. Ich versuche nur, mir ein Bild von Ihrer Lage zu machen.«

»Wie groß soll das Bild denn noch sein? Sie haben die Briefe, die ich Ihnen geschrieben habe, oder?«

»Ja. Ich... Verbringen Sie viel Zeit damit, die Straße zu beobachten?«

»Die meisten Abende.«

»Wann gehen Sie zu Bett?«

»Spät.«

»Wann ist spät?«

Ruth verlagerte ihr Gewicht im Sessel. »Sind Sie hier, um mir zu helfen, oder nicht?« Herausfordernd zog sie die Brauen hoch. »Hmmm?«

Fleas Blick richtete sich auf das Glas in ihrer Hand. Ruth Lindermilk ließ ihre Coke geistesabwesend im Kreis herumschwappen. Wie man es tat, wenn Alkohol drin war. Die Sache würde nicht einfach werden. Aber der Drink - sie hatte eindeutig ein Alkoholproblem. Das könnte nützlich sein. »Darf ich einen Blick durch die Kamera werfen?«, fragte sie. »Und durch das Teleskop?«

Ruth antwortete nicht. Sie betrachtete Flea nachdenklich. Ihr Blick wanderte wieder zu der Combathose, dann zu der Ausweiskarte

auf ihrem T-Shirt.

»Ruth? Die Kamera?«

Die Frau lächelte. »Natürlich dürfen Sie.«

Flea stand auf und öffnete die Glastür. Sie traten beide hinaus in den strahlenden Tag. Der Tau im Gras und auf den Bäumen blitzte in der Sonne. Zwei Katzen folgten ihnen, und hockten sich auf die langsam trocknende Terrasse. Flea stellte sich auf die Zehenspitzen, kniff ein Auge zu und spähte durch den Sucher der Kamera. Sie war auf die Straße gerichtet. Nicht auf die Unglücksstelle, sondern ein Stück weiter, näher am Haus, wo sie ihren Wagen abgestellt hatte. Sie drückte auf die Taste für »Schnellansicht« und ließ die Bilder durchlaufen. Es waren nur ungefähr zwanzig Fotos: Katzen, ein Sonnenuntergang, ein Dachs, der Katzenfutter fraß. Alle schienen im Garten aufgenommen worden zu sein. Es gab kein Bild von ihr selbst neben dem Clio auf der Straße.

Flea schaltete die Kamera wieder in den Aufnahmemodus, ging einen Schritt zur Seite und schaute durch das Teleskop. Es war ebenfalls auf die Straße gerichtet.

»Können Sie damit umgehen?«, fragte Ruth Lindermilk.

»Ja. Hier stellt man es scharf, oder?«

»Es ist ein gutes. Marinequalität. Die Nachbarn sind wütend, weil ich es benutze.«

Mit großer Geste justierte Flea das Teleskop. Sie schwenkte es über den Hang oberhalb des Rapsfeldes, den Weg an der Seite hinunter und am Straßenrand entlang, drehte es noch ein Stück weiter nach rechts und erfasste etwas Pinkfarbenes.

Sie hob den Kopf. Ruth Lindermilk war ein Stück weit in den Garten hinausgegangen und stand jetzt da, die Hände in die Hüften gestemmt, und grinste ins Teleskop. Sie hatte einen abgebrochenen Schneidezahn in der



oberen Reihe, neben dem Eckzahn. »Können Sie gut sehen?«

»Ja.«

»Und fällt Ihnen was auf?«

»Nur Sie. Sie stehen im Weg.«

»Aber irgendwas Besonderes an mir? Na los, sagen Sie schon, was Ihnen aufgefallen ist.«

Dass du verrückt bist? Eine Alkoholikerin?  
»Was soll mir denn auffallen?«

»Dass ich nicht blöd bin.« Sie kam zurück, drehte das Teleskop zur Seite und drückte den Deckel auf das Objektiv. »Das soll Ihnen auffallen.«

»Ich versuche nur, meine Arbeit zu tun, Mrs. Lindermilk.«

»Nein, das tun Sie nicht. Sie versuchen nicht, Ihre Arbeit zu tun, weil Sie nicht von der verdammten Stadt kommen. Sie sind nicht von der Straßenbehörde und auch nicht von der

Stadtverwaltung.«

»Selbstverständlich bin ich das.«

»Glauben Sie, ich bin von gestern? Die haben Sie geschickt, stimmt's?« Sie drehte sich um und deutete zum Dorf hinauf. »Die Nachbarn verbünden sich gegen mich und wollen in meinem Haus herumspionieren. Na los, sagen Sie's schon. Sagen Sie: >Sie haben mich geschickt<.«

»Ich sage doch, ich komme von der Stadt.«

»Na, wenn das stimmt, dann sind Sie nicht von der Behörde, die mir helfen will, sondern von der verdamnten Umweltschutzbehörde, nicht wahr?«

»Nein.«

»Dann erzählen Sie mir von den Briefen, die ich geschrieben habe. Wann kam der Letzte? Mit welchem Datum?«

»Ich bearbeitete jede Woche mehrere solche

Fälle. Da habe ich die genauen Daten nicht im Kopf.«

»Dann sagen Sie mir, worum es in den Briefen ging.«

»Um die Straße.«

»Was ist mit der Straße?«

Flea schob die Hände in die Taschen, stellte sich wieder auf die Zehenspitzen und schaute zum Horizont.

»Wenn Sie wirklich von der Stadt kommen, dann sagen Sie mir, weshalb mich die Straße interessiert.«

Flea ließ sich wieder auf die Fersen sinken und schaute der Frau in die Augen. »Ich weiß es nicht«, gestand sie. »Ich weiß es einfach nicht.«

»Verdammt, ich glaub's nicht!«

»Sagen Sie mir, was Sie da unten gesehen haben. Das will ich wissen.«

Ruth Lindermilk packte das Stativ, schob es zusammen, klemmte sich alles unter den Arm und trug es ins Haus. »Los, hauen Sie ab. Ich will Ihren Arsch sofort auf dem Weg nach unten sehen.«

»Sagen Sie mir, nur, was Sie da beobachtet haben.«

Aber Ruth Lindermilk reichte es. »Nein, verflucht. Das werde ich nicht tun. Jetzt verschwinden Sie, bevor ich die Polizei rufe.«

## 30

Als Caffery steif und durchgefroren aufwachte, war der Lagerplatz verlassen, und nur die fleckige, kalte Feuerstelle bewies, dass der Walking Man da gewesen war. Das Erste, was ihm in den Sinn kam, war Benjy: Lucy Mahoneys verdammter Hund. Er hatte von

ihm geträumt: von einem gehäuteten Hund in einem Leichensack auf dem Tisch des Tierarzts. Von dem Geruch und den Augen, die aussahen wie geschälte Eier. Mallows hatte gesagt, die beiden tansanischen Brüder hätten Hunde gehasst und sie niemals angerührt. In Afrika galt der Hund oft als unrein. In der Literatur über muti war häufig die Rede davon, dass Teile gefährdeter Arten verwendet wurden, aber Hunde fanden keine Erwähnung. Waren es also Jugendliche gewesen, die den Hund gehäutet hatten? Oder Arnos Chipeta? Und wenn es Chipeta gewesen war, warum hatte er es dann getan? Während Caffery die Isomatte zusammenrollte und sich den Mund mit Wasser aus einer Flasche ausspülte, kam er zu dem Schluss, dass er mehr über die Ereignisse des Abends wissen wollte, an dem Lucy Mahoney gestorben war.

Er rief das Revier in Wells an, und als er eine Stunde später dort eintraf, erwartete ihn der Asservatenverwalter schon mit einem Stift in

der Hand, damit er Beweisstück acht quittieren konnte: drei Zapfenschloss- und einen Yale-Schlüssel. Beatrice Foxton hatte Lucy Mahoneys Tod auf Suizid zurückgeführt, und formal gesehen gehörten die bei der Obduktion sichergestellten persönlichen Gegenstände in die Zuständigkeit des Untersuchungsrichters. Aber der Asservatenverwalter meinte, ein paar Stunden lang werde sie niemand vermissen.

Lucy hatte in einer neuen Siedlung am Rand von Westbury-sub-Mendip gewohnt. Caffery fuhr an endlosen Reihen von Backsteinfassaden vorbei: Einsteigerhäuschen mit Maisonettes, winzigen Vorgärten und leeren Einfahrten, die sich abends mit Mazdas und kleinen Peugeots füllen würden, denn dies war eine Siedlung für Arbeiter, nicht für Familien. Lucy besaß eine Maisonette, deren Eingang im Erdgeschoss lag. Zwei Mülltonnen und ein fahrbarer Recyclingcontainer mit einer aufgemalten weißen »32« standen vor der kleinen Eingangsveranda. Als er den Schlüssel

ins Schloss steckte, sah er durch die Glasscheibe die Handzettel mehrerer Take-aways auf dem Boden liegen: Domino's, Chilli's Curry, Thai House.

Er warf einen Blick über die Schulter und trat dann ein, ohne das Licht anzuknipsen. Gleich hinter der Tür blieb er stehen und zog blaue Plastikgaloschen und ein Paar Nitrilhandschuhe an. Anschließend schloss er die Haustür, öffnete die Innentür und tappte hindurch.

Das Wohnzimmer war dunkel und unaufgeräumt. Nicht das, was man erwartete, wenn man das Haus von außen sah. Auf einem Schreibtisch in der Ecke standen ein neuer Dell-LCD-Bildschirm, ein Scanner und eine Digitalkamera, aber alles andere war abgenutzt und ein bisschen schäbig. Auf dem Boden ein verschlissener türkischer Teppich, überall verstreut bestickte Kissen, die Möbel mit Blumen- und Rankenmustern bemalt. Jede

Fläche war vollgestellt mit Holzschnitzereien, Aromatherapiefläschchen, bemalten nepalesischen Pappmachefiguren. Die verblichene Figur eines Watvogels sah asiatisch aus. An das Wohnzimmer grenzte eine kleine Essecke, dahinter befand sich eine Küche mit handbemalten Kacheln über der Spüle. Die Vorhänge vor dem großen Fenster waren offen, und man konnte die Berge in der Ferne erkennen. Glastonbury Tor lag da draußen - ein Pünktchen am Horizont.

Caffery wanderte durch die paar Zimmer, betrachtete dies und das und versuchte, ein Gefühl für diese Wohnung zu bekommen. Lucy war eine Sammlerin. Anscheinend stand sie auf gläserne Briefbeschwerer. Briefbeschwerer mit eingeschlossenen Blumen. Briefbeschwerer mit Vulkanausbrüchen in Rot und Orange. Briefbeschwerer, in denen winzige, durchscheinende Muscheln schräg zueinander schimmerten. Aber die Wohnung war sauber -



sauberer, als sie es hätte sein dürfen. Gespenstisch, dachte er, als er die Küche in Augenschein nahm. Gespenstisch sauber. Kein Grund zur Aufregung, manchmal veranstalteten Selbstmörder einen großen Frühjahrsputz, bevor sie das Co-Proxamol schluckten. Trotzdem erschien diese Sauberkeit seltsam und unpassend. Plötzlich musste er an etwas denken, das Stuart Pearce, der Fahndungsberater, gesagt hatte. Lucy Mahoney hat gegen alle Regeln verstoßen.

Er ging die Treppe hinauf und schaltete das Licht an. Oben am Treppenabsatz gab es drei Türen. Die eine führte in ein blau gekacheltes Bad. In die Klobrille aus Akryl waren Muscheln eingegossen. An der Stange des Duschvorhangs hingen zwei breit gestreifte Strumpfhosen zum Trocknen. Die Hundeführer hatten sich nicht dafür interessiert, weil sie keinen Geruch aufwiesen; sie hatten vermutlich Pyjamas oder Unterwäsche gesucht, Sachen aus dem

Wäschekorb.

Die zweite Tür war verschlossen. Er rüttelte am Knauf, aber er ließ sich nicht drehen. Er ging hinunter und suchte zuerst in den Schubladen nach Schlüsseln, dann auch in der Garderobe in der Diele. Nichts. Er kehrte nach oben zurück, legte sich auf den Teppich vor der Tür und drückte das Gesicht an den Spalt über dem Boden. Er schloss den Mund und atmete die Luft ein, die unter der Tür hervordrang.

Parfüm. Parfüm und Räucherstäbchen. Und noch etwas anderes. Terpentin vielleicht. Die Fahnder hatten diese Tür wahrscheinlich geöffnet, als sie nach der Vermisstenmeldung hergekommen waren, um sie zu suchen. Danach musste noch jemand hier gewesen sein, der sie wieder abschloss. Vielleicht Lucys Exmann. Er war als nächster Angehöriger geführt worden, weil ihre Eltern nicht mehr lebten.

Hinter der letzten Tür lag das Schlafzimmer. Grüne Samtvorhänge umrahmten die Fenster, und vor den Scheiben hingen Kristalle und Traumfänger aus Rehleder, und Bauchtanzschleier, mit Ziermünzen bestickt, waren über die Lampen drapiert, als hätte sie kürzlich einen Liebhaber zu Besuch gehabt. Caffery trat ans Fenster und betrachtete das gerahmte Foto auf der Fensterbank: ein kleines Mädchen auf einer Party, mit einem breitkrempigen schwarzen Strohhut auf dem Kopf und einer altmodischen Stoffpuppe im Arm. Das dürfte Daisy, die Tochter sein. Der Asservatenverwalter in Wells hatte gesagt, die Mahoneys hätten eine Tochter gehabt, und sie lebe irgendwo in der Nähe von Gloucester bei dem Exmann und der Schwiegermutter.

Von unten hörte er ein Geräusch, ein leises Klappen und Schlurfen. Caffery hob den schwersten Briefbeschwerer auf, den er fand, und ging hinaus auf den Treppenabsatz. Vor der Tür blieb er stehen, wog die Glaskugel in

der Hand und zählte im Kopf.

Auf der Eingangsveranda ging das Licht an. Die Tür öffnete sich, und unten an der Treppe erschien ein Gesicht. Es war der Exmann in einem zerknautschten Anzug, der aussah, als gehörte er einem Versicherungsvertreter. Blinzelnd spähte er zu Caffery hinauf, zu den Händen in den Nitrilhandschuhen und dem Briefbeschwerer. Dann wanderte sein Blick nach unten zu den Galoschen. »Und wer sind Sie noch mal?«

»DI Caffery.« Er ging die Treppe hinunter. »Wir haben gestern im Krankenhaus miteinander gesprochen. Ich weiß Ihren Namen auch nicht mehr.«

»Colin Mahoney.«

»Und was machen Sie hier?«

»Ich hole die Post ab.«

»Sie sind doch geschieden.«

»Aber wir waren immer noch Freunde. Ich wusste nicht, dass es verboten ist, mit seiner Ex befreundet zu sein. Man hat mir gesagt, ich würde erst wieder was von Ihnen hören, wenn die Untersuchung abgeschlossen ist.«

»Dann hat sich niemand bei Ihnen gemeldet? Niemand vom F District?«

»Nein. Hätten die das tun sollen?«

»Hat man Sie über den Hund informiert?«

»Ja. Er ist in den Steinbruchsee gefallen, so wie es aussieht.«

»Das muss schwer gewesen sein. Ich meine, schwer zu verkraften.«

»Ja. Na ja, manchmal tritt dir das Leben ins Gesicht, Und dann fallen dir die Zähne aus.«

Mahoney ging ins Wohnzimmer und setzte sich. Er legte die Hände auf die Knie und schaute sich um, als wäre irgendwo an den Wänden des vollgestopften Zimmers die

Antwort auf irgendetwas zu finden. Caffery folgte ihm und blieb vor ihm stehen.

»Hier.« Er reichte ihm ein Paar Handschuhe.  
»Fassen Sie nach Möglichkeit nichts an.«

Mahoney nahm die Handschuhe. »Zu welcher Einheit gehören Sie, haben Sie gesagt?«

»Ich hab's nicht gesagt. Major Crime Investigation Unit.«

»Dann bearbeiten Sie Schwerverbrechen. Morddezernat?«

»Ganz recht.«

»Am Freitag haben Sie gesagt, Sie sind nicht zuständig für den Fall. Jetzt sind Sie es doch.«  
Er starrte die Handschuhe an. »Ich glaube nicht, dass Benjy in den See gefallen ist. Nie im Leben. Er war nicht blöd. Den Kadaver wollten sie mir nicht zeigen, und das kam mir auch komisch vor.« Er hob den Kopf. »Und? War es Mord? Sind Sie hier, um mir das zu

sagen?«

»Nein.« Caffery stellte den Briefbeschwerer auf den Couchtisch neben die beiden A5-Durchsuchungsformulare, die das Fahndungsteam zurückgelassen hatte. »Wir machen Stichproben - überprüfen einzelne Selbstmordfälle hier und da. Das Innenministerium erprobt dieses Verfahren in Avon und Somerset, und später soll es landesweit angewandt werden.«

»Ist das wahr?«

Caffery hielt seinem Blick stand. »Wirklich?«

Caffery räusperte sich und deutete mit dem Kopf auf die Handschuhe. »Ziehen Sie die bitte an?«

»Warum? Die Wohnung ist durchsucht worden. Hat sich was geändert?«

»Ziehen Sie sie bitte an.«

Mahoney gehorchte, und Caffery setzte sich

ihm gegenüber. »Mr. Mahoney, ich habe noch ein paar Fragen an Sie.«

»Das dachte ich mir schon.«

»Glauben Sie, Lucy war ein Mensch, der sich umbringt?«

»Natürlich nicht. Das hab ich doch die ganze Zeit gesagt. Steht das nicht in Ihren Notizen?«

»Wie gesagt, ich überprüfe den Fall nur. Ich bin nicht darauf vorbereitet. Erst am Freitagmorgen habe ich davon erfahren. Kannte sie die Strawberry Line? Kannte sie die Gegend gut?«

»Sie wusste, dass es sie gab, aber meines Wissens ist sie nie da gewesen.«

»Hatte sie Freunde in der Nähe?«

»Nicht dass ich wüsste.«

»Und was ist mit den Steinbrüchen bei Elf's Grotto? Steinbruch Nummer acht? Man nennt ihn den Selbstmördersteinbruch.«



»Ich weiß nicht mal, warum Sie da überhaupt gesucht haben.«

»Weil ihr Wagen in der Nähe gefunden worden war. Eine halbe Meile weit entfernt. Aber Sie sagen, sie ist nie bei den Steinbrüchen gewesen?«

»Nein. Merkwürdig, nicht? Dass sie da geparkt hat. Und auf keinen Fall hätte sie Benjy dahin mitgenommen. Sie ist nie mit ihm ans Wasser gegangen. Sie hatte es nicht gern, wenn er nass wurde.«

»Da war ein Teppichmesser.«

»Hab ich gehört.«

»Wissen Sie, woher es stammte?«

»Von oben. Aus ihrem Atelier. Sie hat's für ihre Bilderrahmen benutzt.«

»Das ist die Tür, die abgeschlossen ist.«

»Ja.«

»Warum abgeschlossen?«

Mahoney zuckte die Achseln. »Sie mochte es nicht, wenn da Leute reinkamen. Da sind alle ihre Bilder. Darin war sie eigen. Ich durfte sie sehen, aber sie konnte es nicht ausstehen, wenn sonst jemand ins Atelier kam. Nachdem die Fahnder fertig waren, hab ich es abgeschlossen.«

»Können wir hineingehen?«

»Der Schlüssel ist bei meiner Mutter. Das ist eine Stunde hin und zurück mit dem Auto.«

»Aber das Messer ist ohne Zweifel aus dem Zimmer verschwunden?«

»Ja. Ich hab nachgesehen. Nachdem man sie gefunden hatte.«

Caffery blickte sich um. Sah die Briefbeschwerer, in denen sich das Licht fing. Sauber und funkelnd. »Sie haben Lucy zuletzt am Sonntag gesehen?«

»Da war ich hier. Wir haben zusammen Kaffee getrunken. Um halb sechs bin ich gegangen.«

»Und da schien alles okay zu sein?«

»Absolut. Sie war völlig entspannt.«

»Sie hat nicht gesagt, dass sie aus irgendeinem Grund bedrückt ist? Deprimiert?«

»Überhaupt nicht.«

»Haben ihre Freunde erwähnt, dass sie deprimiert war?«

»Nein. Die Polizei hat ihr Adressbuch genommen und sie alle befragt. Keiner wusste etwas. Allen geht es genauso wie mir. Alle haben das Gefühl...« Er sprach nicht weiter, aber Caffery bemerkte seinen Blick. Er sah ihn, und er sah seine eigene Mutter vor sich - sah sie schreiend in der Küche, sah, wie sie sich in der Diele an einen Polizisten klammerte und ihn anflehte: »Finden Sie meinen kleinen Jungen. Tun Sie's einfach,

gehen Sie los, und finden Sie meinen kleinen Jungen.«

Caffery schloss die Augen. Dann öffnete er sie wieder. »Es ist sehr sauber hier. Haben Sie sauber gemacht?«

»Nein. Sie hat es so hinterlassen.«

»War das Haus normalerweise so sauber?«

»Nein. Das war ungewöhnlich. Lucy hatte...«  
Er zögerte. »Sie hatte ihre Prioritäten. Und wie Sie sehen, auch bestimmte Vorlieben. Ein paar davon sind nicht meine.«

Caffery nahm den Briefbeschwerer vom Couchtisch, drehte ihn um und betrachtete gelangweilt die Unterseite. »The Emporium« stand auf einem goldenen, rautenförmigen Aufkleber. »Wir haben ihr Handy nicht gefunden.« Er stellte den Briefbeschwerer hin und nahm einen anderen. Auf dem Boden klebte der gleiche Aufkleber. »Ich war in Wells und habe mir alles angesehen, was sie

bei sich hatte. Ich habe nach Rechnungen gesucht, aber der verantwortliche Kollege sagt, er hat sie hiergelassen. Er sagt, es war verdammt mühsam, denn die meisten Bankauszüge und Rechnungen fehlten. Tatsächlich, sagt er, waren kaum irgendwelche Unterlagen im Haus.«

»Ich weiß. Man hat mir gesagt, sie hätten einen Herausgabebeschluss erwirkt. Man hat mir gesagt, der Telefonprovider müsste die fehlenden Rechnungen rausrücken.«

Mahoney hatte recht. Aber auch hier bevorzugte das System Leute wie Misty Kitson: Deren Telefonrechnungen waren innerhalb von wenigen Stunden verfügbar gewesen. Aber auf Nachfrage hatte Caffery erfahren, dass Lucy Mahoneys Unterlagen nie eingetroffen waren. Sie mussten irgendwo im System steckengeblieben sein, und nachdem ihre Leiche aufgetaucht war, hatte niemand sich mehr die Mühe gemacht, sich darum zu

kümmern. Caffery hatte Turnbull angewiesen, sie ausfindig zu machen, aber es würde noch Tage dauern, bis er sie einsehen könnte, Tage, bis sie wüssten, was mit Lucy Mahoney in ihren letzten Stunden wirklich geschehen war.

»Hat sie ihre Unterlagen an einem bestimmten Ort aufbewahrt?«

Mahoney deutete auf einen Aktenordner neben dem Computer. »Da drüben.«

Caffery stellte den Briefbeschwerer ab, ging zum Schreibtisch und öffnete den Ordner. Er enthielt vier Telefonrechnungen, fast alle aus dem vergangenen Jahr. Nur eine war aus diesem Jahr, die vom Januar. Außerdem fand er zwölf Stromrechnungen, zwei Gemeindesteuerbescheide und zehn Bankauszüge. Alles war mehr als zwei Jahre alt. Er drehte sich um und hielt Mahoney den Ordner hin. »War das alles? Als Sie das erste Mal hier hereinkamen?«

»Ja, das war's.«

»Wissen Sie, warum sie Belege für diese Monate aufbewahrt hat und für andere nicht?«

»Sie war sehr verschlossen; mehr kann ich nicht sagen. Als die Polizei ihre Freunde befragte, konnte sie nichts über sie erfahren. So war es schon, als wir noch verheiratet waren. Ich wusste nie, was sie dachte.«

Caffery betrachtete die Wände und die bunt zusammengewürfelte Einrichtung. »Ich sehe, wie sie gelebt hat, aber ich hab keine Ahnung, wie sie ausgesehen hat.«

Mahoney stand auf und ging zum Computer. Er schaltete ihn ein, zog einen kleinen Hocker unter dem Tisch hervor und streckte die Hand aus. »Bedienen Sie sich. Ist alles da drin.«

Caffery setzte sich. Der Computer, gut und schnell, mit einem 2,9-Gigabyte-Prozessor, war das neueste Stück in der Wohnung. Rasch sah er ihre Dateien durch. Nichts Interessantes.

Die Fahnder würden sie auch gründlich durchgekämmt haben. Er öffnete ihr E-Mail-Programm: zwei neue Mails, beide Spam. Er startete den Internet Explorer und öffnete das Fenster mit den gespeicherten Suchdaten und sah die letzten Suchbegriffe, die sie eingegeben hatte: Topfpflanzen, die TV-Serie Hollyoaks, Mascara, Body Toning, Kristalle. Alles nicht besonders interessant. Er klickte das Videoverzeichnis an und wählte ein x-beliebiges Video aus.

Auf dem Bildschirm erschien ein freies Feld - irgendwann im Sommer, denn das Gras war grün, und die Bäume waren dicht belaubt. In mittlerer Entfernung stand eine große, schwere Frau in einem wadenlangen schwarzen Kleid. Mit ausgestreckten Armen versuchte sie, die Beine eines zierlichen Mädchens in rosa Shorts zu fassen, das umherhüpfte und immer wieder einen wackligen Handstand vollführte. Die Frau lachte. Sie hatte sehr kurzes, kastanienbraunes Haar. Ihr Gesicht war gerötet



und grobknochig. Es war schwer, sie mit dem dunklen Klumpen auf dem Obduktionstisch in Verbindung zu bringen.

»Das habe ich gefilmt.« Mahoney stand hinter ihm. »Im Sommer vor drei Jahren. In dem Jahr, als Daisy beschloss, Nastia Liukin Konkurrenz zu machen.«

»Daisy? Ihre Tochter?«

»Sie ist bei meiner Mum. Natürlich hat es ihr das Herz gebrochen.«

Daisy vollführte noch einen Handstand. Diesmal erwischte Lucy ihre Beine. Einen kippligen Augenblick lang bemühte Daisy sich, ihre Position zu halten, dann knickten ihre Arme ein. Lucy wollte sie hochhalten, aber Daisy fiel auf den Rücken, blieb kichernd liegen und drückte die Hände auf den Bauch. Die Kamera zoomte an Lucy heran. Auch sie lachte, aber als sie merkte, dass sie gefilmt wurde, hörte sie auf. »O nein!« Sie schüttelte

den Kopf und hob eine Hand, um ihr Gesicht vor der Kamera zu verbergen. »Nicht. Bitte. Ich werde sonst rot. Lass mich in Ruhe.«

Die Kamera schwenkte zur Seite. Ein paar Sekunden lang sah man nur die Wiese, und man hörte, wie an der Kamera herumgefummelt wurde, um sie abzuschalten.

»>Ich werde sonst rot.<« Mahoney wandte sich ab und ging zurück zum Sofa. »Ja. Das war typisch Lucy. Alles machte sie verlegen.«

»Sie hat Daisy geliebt.«

»Jeder liebt Daisy.«

Caffery startete das nächste Video. Es war erst drei Monate alt. Man sah ein kleines Zimmer. Mattes Tageslicht fiel durch ein Fenster herein. Eine Frau stand seitwärts gewandt vor der Kamera und betrachtete eine Staffelei mit einer Leinwand. Lucy. Ihr dunkelrotes Haar hing wirr auf den Rücken - es war jetzt viel länger -, und sie war anders gekleidet. Bunt,

eine rote Weste über einer saphirblauen Bluse. Ein geblümtes Kopftuch war über der Stirn verknotet. In der einen Hand hielt sie einen Pinsel, mit der anderen zupfte sie vor dem Bauch an ihrem Hemd herum. Sie wirkte schlanker. Viel schlanker. Im Lauf der drei Jahre hatte sie eine Taille bekommen.

»Wer hat das gedreht?«

»Das weiß ich nicht. Eine Freundin vielleicht. Ich war nicht dabei.«

Die Kamera bewegte sich auf Lucy zu. Lucy drehte sich um und schaute fest in die Linse. Sie wurde nicht rot, Sie versuchte nicht, sich zu verstecken. Sie lächelte ironisch, hielt den Pinsel hoch und sagte mit pseudofranzösischem Akzent: »Willkommen in meinem Atelier, mein Kleiner. Hier wird die Magie gemacht.«

Das Video war zu Ende, und einen Augenblick lang herrschte Stille im Raum. Caffery

trommelte mit dem Finger auf das Mousepad. Hier wird die Magie gemacht. Da war etwas, in diesem Video. Etwas Wichtiges. Er spielte es noch einmal ab und beobachtete aufmerksam ihr Gesicht, die Hand, die an ihrem Hemd nestelte und befangen ihren Bauch berührte. Hier wird die Magie gemacht. Was willst du mir sagen, Lucy? Was willst du sagen?

Er hörte ein Geräusch hinter sich. Mahoney saß vorgebeugt da und starrte auf den Tisch. »Das ist merkwürdig«, murmelte er. »Sehr merkwürdig.«

Caffery schob seinen Hocker zurück. »Was denn?«

»Die da.«

Mahoney streckte den Zeigefinger aus, aber da war nichts Außergewöhnliches, nur die Durchsuchungsprotokolle, der Briefbeschwerer und Lucys

Wohnungsschlüssel, die er dort hingelegt hatte.

»Ihre Schlüssel? Die hab ich mir auf dem Revier in Wells aushändigen lassen.«

Mahoney nahm die Schlüssel in die Hand. »So haben Sie sie gefunden?«

»Sie waren in ihrer Tasche. Ja.«

»Nur diese zwei? Der Chubb und der Yale?«

»Sie gehören zur Haustür.«

»Aber da fehlt einer. Es müsste noch einen Schlüssel für die Hintertür geben. Normalerweise hängt er dort oben, an dem Nagel da.«

Caffery drehte sich um. An dem Nagel hing nichts. Er warf einen Blick zur Haustür und dann zur Hintertür, und einen Moment lang fröstelte ihn. Als wäre da etwas ins Zimmer gekommen und habe sich bei ihnen niedergelassen.

»Und...« Er hustelte. »Und ich nehme an, Sie haben ihn nicht?«

Mahoneys Pupillen waren zu Stecknadelköpfen geschrumpft. »Nein. Und wenn Sie ihn auch nicht haben«, sagte er, »wer zum Teufel hat ihn dann?«

### 31

In den Wohnstraßen von Hanham war es mittags still. Als Flea um die Ecke bog, sah sie Thoms schwarzen Escort wegfahren. Er raste blinkend bis zum Ende der Straße und bog an der T-Kreuzung nach rechts. Sie blieb dicht hinter ihm und tastete nach ihrem Telefon auf dem Beifahrersitz.

Natürlich saß Mandy am Steuer. Das war zu erwarten. Flea wusste, was die Jungs in der Einheit über Mandy sagen würden: »Das ist

ein Mädchen mit einer Neun-Zoll-Klitoris.« Oder etwas in diesem Sinne. Der Escort stoppte an der Ampel, Flea hielt hinter ihm an und wühlte mit dem Daumen Thoms Nummer. Sie beobachtete, wie Mandy den Kopf zur Seite drehte und zusah, als Thom in seinen Jackentaschen wühlte. Er sagte etwas zu ihr, als er das Telefon herauszog, aber der Anruf wurde an die Mailbox weitergeleitet; er lehnte sich zur Seite und steckte das Telefon wieder ein, lehnte die Stirn ans Seitenfenster und starrte hinaus.

Flea trat das Gaspedal durch, drückte auf die Hupe und ließ die Scheinwerfer aufleuchten. Mandy hob den Kopf, und Flea sah ihren erschrockenen Blick im Rückspiegel. Sie streckte den Arm aus dem Fenster und deutete an den Straßenrand.

Eine Schrecksekunde lang rollten die beiden Autos beinahe Stoßstange an Stoßstange die Straße entlang. Mandy begriff nicht gleich,

was passiert war. Dann erreichten sie eine Friedhofseinfahrt, in die der Escort jäh einschwenkte und gleich hinter dem Tor anhielt. Flea bremste dicht dahinter, sprang aus dem Clio und war mit zwei Schritten an der Fahrerseite des Escort. Mit einer kreisenden Bewegung des Zeigefingers befahl sie Mandy, das Fenster herunterzulassen.

Aber die starrte sie nur mit bleichem Gesicht durch die Scheibe an. Thom war auf dem Beifahrersitz zusammengesackt; sein Kinn lag auf der Brust. Er hatte den Kopf schräg gelegt und drückte die gespreizte Hand vor das Gesicht, sodass man seine Miene nicht erkennen konnte.

»Mach das Fenster auf.«

Mandy gehorchte. »Du hast mir eine Heidenangst eingejagt. Was ist los?«

»Wir müssen reden.«

»Ich bin auf dem Weg zur Arbeit.«



»Sofort, Mandy. Jetzt sofort.«

»Ja, jaaa«, sagte Mandy vorsichtig. »Du bist ja ganz außer dir.«

»Steig aus.«

Mandy stieg langsam und mit erhobenen Händen aus, als würde Flea sie mit der Waffe bedrohen.

Thom öffnete seinen Gurt und stieg ebenfalls aus. Sein Gesicht tauchte hinter dem Autodach auf. Er wirkte nervös. »Flea, das ist doch nicht nötig. Ich werde es ihr sagen.«

»Was wirst du mir sagen?«

»Mandy, hör nicht auf sie. Bitte. Ich schwöre, ich wollte es dir jetzt sagen.«

Flea hob die Hand. »Setz dich wieder ins Auto, Thom.«

»Ich will es ihr sagen.«

»Setz dich ins Auto!«

Er starrte seine Schwester an. Seine Hände lagen auf dem Wagendach, und aus seinem Gesicht war alle Farbe gewichen. Eine Ader an seinem Hals pulsierte bläulich.

»Tu, was sie sagt«, forderte Mandy ihn auf.  
»Los, setz dich rein.«

Thom mochte in der Lage sein, seine Schwester zu ignorieren, aber seiner Freundin hatte er nichts entgegenzusetzen. Er stieg ein und sackte auf dem Beifahrersitz zusammen. Mandy drehte sich zu Flea um und verschränkte die Arme unter den riesigen Brüsten. »Was ist denn los, verdammt?«

»Es hat einen Unfall gegeben. Thom hatte... einen Unfall.«

Mandy bückte sich sehr langsam und schaute durch den Wagen hinüber zu Thom. Er hatte wieder die Hände vor das Gesicht gelegt. »Er sieht nicht aus, als hätte er einen Unfall gehabt.«

»Er ist auch nicht verletzt worden.«

»Wer dann?«

»Eine Frau.«

»Eine Frau?« Mandy hob fragend die Brauen, als wäre die Vorstellung, Thom könne irgendetwas mit einer Frau zu tun haben, völlig absurd - selbst wenn es sich nur um einen Unfall handelte.

»Er ist gefahren. Neulich in der Nacht. Er war betrunken, und die Frau ist ihm vor den Wagen gelaufen. Er hatte keine Chance zu bremsen.«

»Und was ist ihr passiert?«

Flea schüttelte den Kopf. Es gab nichts zu beschönigen. »Es tut mir leid.«

Mandy schloss langsam die Augen. »Sie ist tot?« Sie öffnete sie wieder und sah Flea unverwandt an. »Willst du damit sagen, er hat sie totgefahren?«

»Ja.«

»Wann?«

»Am letzten Montag.«

»An dem Abend, als er bei dir war?«

»Ja.«

»Da kann er keinen Unfall gehabt haben. Er war den ganzen Abend bei dir. Und der Wagen ist nicht beschädigt.«

»Er war nicht den ganzen Abend bei mir. Er hat dich belogen. Du solltest nicht wissen, dass er zu einem Business Meeting wollte, weil du sonst denken würdest, er macht schon wieder irgendwelche bescheuerten Geschäfte. Deshalb ist er zu mir gekommen und hat meinen Wagen genommen. Seinen hat er draußen stehen lassen, für den Fall, dass du vorbeikommst und nachsiehst.«

Mandy wandte sich ab und schaute geistesabwesend hinüber zu den Gräbern, den

Plastikeimern unter dem Wasserhahn, den Seidenblumen, die von den Auspuffgasen der Straße grau geworden waren. Sie nahm nichts davon wahr. »Das kann ich nicht glauben. Niemand hat etwas davon gesagt.«

»Weil niemand es wusste. Es wurde nicht angezeigt.«

»Nicht angezeigt? Was ist denn dann mit der...?« Die neue Dimension wurde ihr schlagartig bewusst. Sie stützte die Ellbogen auf das Autodach und legte das Gesicht in die Hände. »Mein Gott. Mein Gott. Mein Gott.«

»Wir können etwas tun.«

»Das ist das Ende von allem.«

»Mandy, beruhige dich. Thom und ich haben darüber gesprochen, es ist noch nicht alles verloren. Wir müssen ihn in die Klinik bringen und eine Verteidigung konstruieren. Aber wir haben nicht viel Zeit.«

»Eine Verteidigung konstruieren? Du meinst, du willst lügen? Warum? Warum willst du das tun?«

»Weil er mein Bruder ist. Weil ich eine Scheißwut auf ihn habe und ihm am liebsten die Augen auskratzen würde. Aber er ist trotzdem mein Bruder, und ich liebe ihn.«

Mandy legte einen Finger an die Kehle, als wäre dort ein kleiner Klumpen. Dann schob sie den Ärmel zurück und sah auf die Uhr, als könnte sie damit alles unter Kontrolle halten und verhindern, dass die Welt aus den Fugen geriet. Donner grollte in der Ferne. Ein Vogel flatterte von einer der Zypressen auf, die wie eine Reihe Bleistifte am Rande des Friedhofs standen. »Wir brauchen einen Augenblick Zeit, um darüber nachzudenken«, sagte sie schließlich. »Okay.«

»Allein, meine ich.«

»Ich setze mich so lange ins Auto.«

»Nein. Mehr Zeit. Wir müssen nach Hause fahren und darüber nachdenken. Darüber schlafen. Ich rufe dich an.«

»Wann?«

»Morgen früh. Vielleicht morgen Nachmittag. Ich muss morgen früh arbeiten.«

»So lange kann es nicht warten. Die Dinge... verändern sich. An einem Leichnam.«

»An einem...? O Gott.« Mandy schüttelte den Kopf. »O mein Gott.«

»Du rufst mich gleich morgen früh an.«

»Irgendwann morgen Vormittag.«

»Wenn ich bis zum Mittag nichts gehört habe, stehe ich vor eurer Haustür. Und wenn wir dann nicht sofort etwas unternehmen, muss ich...«

»Was musst du dann?«

»Morgen Mittag. Wir sehen uns morgen

Vier Uhr nachmittags und Ruth fühlt sich gut. Sie hat einen Drink in der Hand, und die Musik ist laut. Gern würde sie alle Fenster aufreißen, damit die Nachbarn wissen, dass sie da ist. Denn der kleine Trick, den sie heute ausprobiert haben - diese Schlampe zum Spionieren herzuschicken -, hat nicht funktioniert. Und zwar kein bisschen. Im Gegenteil, er hat alles nur noch klarer gemacht. Wenn sie bisher nicht sicher gewesen war, was die geplanten Veränderungen angeht, so ist sie es jetzt tausendprozentig. Es wird Zeit, von hier zu verschwinden. Zeit, dahin zurückkehren, wo sie hingehört. In die Sonne. Sie und die Katzen und vielleicht Stevie - irgendwohin, wo es



besser ist als in diesem Dreckloch.

Sie geht mit ihrem Glas hinauf in ihr Schlafzimmer und stellt es auf den Nachttisch. Dabei verschüttet sie etwas; sie zieht das T-Shirt aus und wischt die Pfütze damit auf. Als sie sich wieder aufrichtet, sieht sie sich im Spiegel in der Tür des großen alten Kleiderschranks. Sie betrachtet sich lange und eingehend; dann knöpft sie ihre Shorts auf, streift sie hinunter und steigt heraus. Jetzt steht sie aufrecht in BH, Schlüpfer und hochhackigen Sandalen und taxiert ihr Spiegelbild.

Sie hat gute Beine. Immer schon gehabt. Kurz, ein bisschen muskulös, aber wohlgeformt, mit schönen Knien und Fesseln. Beine, die auf hohen Absätzen gut aussehen. Und gute Titten. Sie drückt die Brüste zusammen und beugt sich dem Spiegel entgegen. Macht ein Kussmündchen. Bei den Titten hat sie ein wenig nachgeholfen. Osteuropäische

Nachhilfe. Aber es genügt, und mit einer bestimmten Sorte von Männern ist sie immer gut zurechtgekommen. Ein bisschen was versprechen, ein bisschen Spass haben. Das ist Geben und Nehmen. Sie kriegen, was sie wollen, und Ruth kriegt auch, was sie will. Und im Moment will sie eine Fahrkarte, mit der sie von hier verschwinden kann. Weg von den Schnüfflern und dem Regen und all den Leuten, die es mit Gift und schnellen Autos auf ihre Katzen abgesehen haben.

Zwischen dem Dorf und Trowbridge bauen sie ein neues Shoppingcenter. Ein solches Projekt bringt alle möglichen einsamen Männer in die Gegend - Architekten, Ingenieure, Investoren. Einer oder zwei von denen sind schon in den Pubs in Rode aufgetaucht. Einer hat ihr neulich abends einen Drink spendiert, und das ist ein Schritt in die richtige Richtung. Nicht dass sie naiv wäre - ein Pierce Brosnan ist er nicht gerade, Himmel noch mal, aber man macht Kompromisse.

Sie nimmt einen Schluck Coke mit Rum, stellt das Glas hin, wendet sich wieder dem Spiegel zu und greift in das überschüssige Fleisch, das über den Rand des Schlüpfers quillt. Quetscht es zusammen und betrachtet die Runzeln. Sonnenbraune Hautfalten, mit Dellen und Klumpen. Stevie. Das hat er gemacht. Nicht dass sie es ihm übel nimmt, aber den Bauch hat sie von Stevie. Sie wackelt damit, zieht ihn ein und betrachtet sich im Halbprofil. Dreht sich um und betrachtet sich von der anderen Seite. Sieht mit Bewunderung, wie ihre Figur sich verändert, wenn sie den Bauch so einzieht.

Es ist nur ein winziger Eingriff. Eine winzige Narbe. Nach allem, was sie darüber gelesen hat, wird sie es als Hysterektomie ausgeben können. Ein Filmstar oder eine aus dem Jetset würde keinen zweiten Gedanken daran verschwenden. Sie würden es »Instandhaltung« nennen und sich keine Sorgen machen oder lange darüber

nachdenken. Du kackst oder du gehst runter vom Klo.

Ruth trinkt ihr Glas leer. Sie steigt die Treppe hinunter und steht in Unterwäsche und Highheels vor der Bar. Ein bisschen unsicher schaufelt sie Eis ins Glas und schenkt sich ein. Sie geht damit zum Computertisch und öffnet die Schubladen. Darin liegen haufenweise Fotos, und sie muss darin wühlen, um die Hefter mit Bankauszügen und Kreditkartenabrechnungen zu finden. Sie wirft sie auf den Tisch, setzt sich hin und fängt an, sie zu Stapeln zu ordnen.

Nach einer Weile begreift sie, dass es ein Problem gibt. Sie sortiert die Auszüge nach Daten und fängt noch einmal an; diesmal macht sie Notizen und addiert Zahlen. Aber es hat keinen Zweck. Zwei Glas Coke mit Rum später hat sie immer noch nicht kapiert, wie es so schlimm werden konnte. Sie gießt sich das nächste ein, setzt sich wieder hin, stützt den

Kopf auf einen Finger und versucht, es durchzurechnen.

Sie hat einen Termin für übermorgen. Den hat die kleine Sue besorgt. Ein braves Mädchen, die kleine Sue - sie hält die Verbindung trotz der Scheidung. Aber ein verrücktes Gesicht: irgendwie eingedrückt, als wäre irgendwo in den Genen der Lindermilks etwas vom Mantarochen. Aber im Grunde ist sie ein gutes Kind. Sie hat mit der Klinik gesprochen und gefragt, ob Tante Ruth für ihre Bauchstraffung einen Personalrabatt bekommen könne. Anscheinend sind das fünfundzwanzig Prozent.

Aber auch mit dem Rabatt wird es nicht reichen. Das stellt Ruth jetzt fest.

Was soll sie tun? Noch eine Hypothek auf das Haus aufnehmen? Das dauert eine Ewigkeit, und so, wie es in diesem Land zurzeit läuft, kriegt niemand mehr eine Hypothek, nicht mal Anwälte und Ärzte. Sie blickt auf und sieht

sich im Spiegel. Denkt an das Geld. Denkt an ihr Konto. Und plötzlich stimmt alles nicht mehr. Wie sie es auch betrachtet, alles kommt ihr mit einem Mal furchtbar vor. Sie sieht furchtbar aus, ihr Bauch sieht furchtbar aus. Ihr Gesicht sieht furchtbar aus. Und da ist dieser abgebrochene Schneidezahn. Der Himmel weiß, was es kosten wird, den zu reparieren. Wahrscheinlich braucht sie ein Implantat.

»Fuck«, sagt sie zu der kleinen schwarzen Katze, die sich zu ihren Füßen zusammengerollt hat. »Fuck.«

Sie geht wieder zur Bar. Öffnet die Rumflasche und gießt sich noch einmal zwei Fingerbreit ein. Kleckert ein bisschen auf die Bar, guckt die Pfütze an und überlegt, ob sie sie auflecken soll. Aber dann lässt sie es bleiben und legt eine Papierserviette darüber. Eine aus dem Hotel Puente Romano in Marbella. Einmal haben sie im Yachthafen

von Capobina festgemacht und an der Bar etwas getrunken. Stevie hat an dem Abend ungefähr hundert Servietten geklaut. Sie benutzt sie immer noch. Ein guter Junge, Stevie.

Sie nimmt ihr Handy und geht die gespeicherten Nummern durch. Als sie bei Stevies anlangt, hört sie auf und starrt sie lange an. Er hat ein gutes kleines Geschäft in Swindon. Verkauft Haushaltsgeräte. Aus dem Nichts hat er es aufgebaut. Er würde nicht wollen, dass es seiner Mum an irgendetwas fehlt. Ihr Daumen schwebt über der Anruftaste.

»Nein«, sagt sie zu der Katze und legt das Telefon weg. »Ich nehme meinem Baby nicht die Butter vom Brot. Das tue ich nicht. So eine Mutter bin ich nicht.«

Sie gießt Coke ins Glas und stellt zum Spaß einen Sektquirl hinein. Neulich stand etwas in einer Illustrierten: Eine Frau war zu ihrem

Arzt gegangen und hatte behauptet, wegen ihrer flachen Brust habe sie Depressionen. Depressionen. Der Arzt schrieb eine Überweisung, und sie kriegte neue Brüste von der Krankenkasse. Musste keinen Penny bezahlen. Was ist das für eine Welt?

Ihr Blick geht wieder zum Telefon, zu Stevies Nummer, zur Uhr. Es ist gleich fünf. Er wird jetzt auf dem Weg zum Pub sein. Sie wählt die Nummer, und seine Mailbox meldet sich. »Stevie, Herzchen, ich bin's, Mum. Schatz, ruf Mummy mal zurück, ja? Komm mal vorbei, ja? Ich hätte da eine Kleinigkeit zu besprechen.«

## 33

Caffery hing aus dem Fenster seines Büros in der MCIU in Kingswood und rauchte schuldbewusst eine Selbstgedrehte. Er



beobachtete, wie der Typ von der Halal-Metzgerei seinen Laden zumachte. Einer der DCs im Büro erzählte gern, wie die Blödmänner in dem chinesischen Supermarkt zwei Häuser weiter vor ein oder zwei Jahren mal neidisch darauf waren, wie gut das Geschäft dieses Metzgers lief. Sie kamen zu dem Schluss, dass es alles nur mit dem Wort »Halal« zu tun hatte. Also schrieben sie es sorgfältig ab und malten es auf ein Schild, das sie ins Schaufenster hängten. Halal-Rindfleisch im Angebot. Halal-Hühnchen. Halal-Schweinefleisch. Schweinefleisch. Das Schweinefleisch hatte der Metzger als Beleidigung aufgefasst, ihm war der Kragen geplatzt, und er hatte die Sense geschwungen. Eine Zeit lang hatte es ausgesehen, als wäre da draußen ein Bandenkrieg im Gange. Caffery rauchte langsam und schaute aus dem Fenster auf die Metzgerei hinunter. Er war aus London, und er begriff nicht, wieso der DC diese Geschichte erwähnenswert fand. In

Lewisham passierte so was jeden Tag.

Er schnippte die Kippe auf die Straße und ging an seinen Schreibtisch. Er musste mit Powers sprechen, aber der Superintendent war auf dem Opernfestival in Glyndebourne - nicht zu fassen! - und hatte sein Telefon abgeschaltet. Seit sie mit dem Fall Misty Kitson betraut wurden, hatte er täglich sechzehn Stunden gearbeitet, aber heute hatte seine Frau Karten für die Premiere von La Cenerentola, und in Anbetracht dessen, was sie sich im Lauf der Jahre hatte gefallen lassen, war er klug genug, sie jetzt nicht zu enttäuschen. Nach der Pressekonferenz am Morgen war er sofort nach Hause gefahren und hatte Smoking und Picknickkorb von Mottenkugeln befreit. Aber er hatte Caffery eine kleine Nachricht hinterlassen: Fotos von der Schauspielerin, die beim Ortstermin Misty Kitson gespielt hatte, klebten über den Obduktionsfotos von Ben Jakes und Jonah Dundas.

Er löste sorgfältig den Klebstreifen ab und nahm die Fotos herunter. Dann schob er sie zusammen und steckte sie in einen Umschlag. Bei dem Bild von Mistys Jacke zögerte er kurz. Violett - und aus Samt. Etwas an dem Stoff machte ihn stutzig. Es hatte etwas mit einem Auto zu tun, etwas, das ihn an ein Auto und an die Jacke denken ließ. Auto, Jacke. Auto, Jacke. Er versuchte, die beiden Bilder zusammenzubringen, aber es gelang ihm nicht.

Bei dem Ortstermin hatte sich bisher nichts ergeben. Kein Verdächtiger war im Gebüsch mit seinem Schwanz in der Hand ertappt worden, wie die Psychologen es vorausgesagt hatten. Das ganze Team wurde wahnsinnig bei dem Gedanken daran, über wie wenig Indizien sie für die weiteren Ermittlungen verfügten: die Aussage der Zeugen aus der Rehaklinik, die sie zuletzt gesehen hatten, und eine Aussage ihres Freundes. Mit Sicherheit wussten sie nur, dass eine andere Patientin ein paar Leckereien hereingeschmuggelt, es eine

Party gegeben und Misty kurz nach zwei das Gebäude durch den Haupteingang verlassen hatte. Noch auf dem Gelände hatte sie ihren Boyfriend angerufen. Es war ein tränenreiches Gespräch gewesen; sie hatte ihm gesagt, sie mache jetzt einen Spaziergang, weil sie Zeit zum Nachdenken brauche, und sie halte es in diesem Laden nicht eine Sekunde länger aus. Sie werde vor fünf wieder in der Klinik sein. Der Boyfriend war ohnehin schon sauer auf sie gewesen; das gab er bei der Vernehmung zu: Mit seinen im Mittelfeld sauer verdienten Pennys bezahlte er die Klinik. Jedenfalls kam es zum Streit. Sie legte auf, er rief nicht zurück. Erst als die Klinik sich ein paar Stunden später telefonisch bei ihm meldete, wurde ihm klar, dass etwas nicht stimmte.

Cafferys Handy klingelte. Es war Powers. Caffery legte die Fotos in die oberste Schublade und rückte den Stuhl nah an den Schreibtisch. Zeit für ein Gespräch.

»'n Abend, Boss. Sind Sie noch unten in Sussex?«

»Hören Sie auf. Scheiß Cenerentola. Musste bis zur Pause warten, bis ich das Telefon aus der Tasche holen durfte - und jetzt steht sie da drüben und verhext mich mit dem bösen Blick.«

»Wie ist das Wetter?«

»Das reinste Schlammbad. Sie sagt dauernd, ihre Jimmy Choos sind ruiniert. Ich meine, wer ist dieser Kerl? Haben Sie je von ihm gehört? Jimmy Choo?«

Jimmy Choo. Fick-mich-Schuhe. Nicht das, was Powers nach dreißig Jahren Ehe über seine Frau hören wollte. »Hab Sie heute Morgen im Fernsehen gesehen«, sagte er stattdessen. »Die Kitson-Pressekonferenz. Sie haben sehr ergriffen gewirkt. Ich dachte, Sie heulen gleich.«

»Gut, nicht? Jahre harter Arbeit. Haben Sie die

Lüge entdeckt?«

»Dass die Polizei sie ganz sicher finden wird?«

»Nein. Als ich erklärte, dass alle meine Leute im Einsatz sind. Als ich sagte, dass mein ganzes Team hundertprozentig bei der Sache ist.«

»Ja. Ich weiß. Wir müssen reden. Es gibt schlechte Neuigkeiten.«

Eine kurze Pause. »Okaaaay. Muss ich mir Schampus nachschenken, bevor wir weiterreden?«

»Vielleicht.«

»Das gefällt mir nicht.«

»Ich frage mich, wie viele Morde wir als Selbstmorde zu den Akten gelegt haben. Bei dem Gedanken kriegt man Kopfschmerzen.«

»Ich nehme an, Sie reden von Ben Jakes. Das war kein Selbstmord?«

»Doch. Das ist ja das Reizende. Jakes war ein Selbstmord, der aussah wie ein Mord. Aber ich habe noch was anderes: einen Mord, der aussieht wie ein Selbstmord. Die Tote heißt Mahoney. Lucy Mahoney. Wurde am Freitag an der Strawberry Line aufgefunden.«

»Was hat die Obduktion ergeben?«

»Die Rechtsmedizinerin bleibt bei Selbstmord. Aber sie irrt sich. Hören Sie, Boss, irgendetwas stimmt hier ganz und gar nicht. Der Exmann dieser Frau liegt mir mit ihrem verschwundenen Hund in den Ohren - der Hund war bei ihr, als sie vermisst wurde -, und was taucht gestern im Steinbruch auf?«

»Sagen Sie's mir nicht. Der Hund.«

»Er wurde verstümmelt. Die Forensik sagt, anscheinend wollte sich jemand aus seinem Fell einen Mantel machen. Und dann stellt der Ex fest, dass einer ihrer Hausschlüssel verschwunden ist.«

»Und was hat sie mit Operation Norwegen zu tun?«

»Nichts.«

»Weshalb, zum Teufel, zerbrechen Sie sich dann den Kopf darüber?«

»Sie haben mir doch Zeit gegeben, das Problem mit Norwegen zu klären, oder? Ich möchte sie jetzt gern hierfür verwenden. Ich will mit dem Coroner sprechen.«

»Himmelarsch.« Powers seufzte tief. Caffery sah sein Gesicht vor sich, und er wusste, dass der Super alle Mühe hatte, nicht durch die Leitung zu kriechen und ihm die Meinung zu sagen. »Damit ich das richtig verstehe: Sie sagen, Sie interessieren sich nicht mehr für Norwegen, aber statt ins Kitson-Team zurückzukommen, haben Sie beschlossen, dem nächsten Phantom nachzujagen. Ich hör wohl nicht recht. Allmählich glaube ich, Sie haben was gegen die Kitson. Als wollten Sie dem



verdamnten Fall aus dem Weg gehen. Als wäre Ihnen alles lieber als das. Ich fass es nicht.«

Caffery trommelte mit den Fingern auf dem Tisch. »Und? war das ein Ja?«

»Oh, hervorragend. Sehr komisch.« Er ließ sich Zeit und atmete langsam. Vielleicht war er bei einem dieser alternativen Therapeuten gewesen, bei denen man lernte, Stresssituationen durch Atmen zu bewältigen. »Hören Sie, wenn die District Police bei dieser Frau und ihrem Hund keinen Selbstmord, sondern was anderes vermutet, dann ist das deren Sache. Und wenn es so ist, und wenn sie bei der Achtundzwanzig-Tage-Revision der Ansicht sind, sie sollten damit zu uns kommen, dann ist das Sache des Revisionsteams, und mit denen werde ich mich nicht streiten. Denn bis dahin werden wir Misty Kitson gefunden haben, und sie wird gesund und putzmunter sein und sich mit

ihrem blöden Fußballer-Boyfriend und ihren grässlichen Schoßhündchen in ihrer Küche in Chislehurst fotografieren lassen. Oder in Chingford, oder wo immer diese Leute herkommen. Tut mir leid, Jack.«

»Bin ich wirklich so schwierig?«

»Nein. Sie sollen nur mit mir an einem Strang ziehen.«

Der Fall Misty Kitson war derart ressourcenlastig, dass man die Karrenräder knarren hörte. Die Polizei hatte alles getan, was sie konnte. Wirklich alles. Ihre Telefonunterlagen waren innerhalb von achtundvierzig Stunden verfügbar gewesen. Die von Lucy waren auf dem Dienstweg verschwunden, und niemand hatte es auch nur bemerkt.

»Wissen Sie was?«, sagte Caffery. »Sie haben recht. Ich komme gleich morgen früh ins Büro, setze mich zu den Computermädels und lasse

mich über die Ermittlungsdatenbank auf den neuesten Stand bringen. Wie wär's ?«

»Ja, schön«, antwortete Powers brummig.

»Ich werde Ihnen helfen, die Einsätze für den Tag einzuteilen, dann können Sie ausschlafen.«

»Mir reicht's schon, wenn Sie mir sagen, dass mein DI da sein wird, wenn ich morgen früh im Büro erscheine. Ich glaube, das ist nicht zu viel verlangt.«

»Ich bin da«, entgegnete Caffery. »Schönen Abend noch. Hoffentlich hört's auf zu regnen.«

Er legte auf und starrte eine Weile zu dem Metzgerladen hinunter. Er ging zu seinem Schreibtisch und suchte im Telefonverzeichnis die Nummer des Reviers in Wells heraus. Halb sieben. Er hatte noch Zeit. Wenn der DI, der den Fall Mahoney bearbeitete, noch im Dienst war, würde er sich von ihm sämtliche Zeugenaussagen im Zusammenhang mit der

Vermisstenmeldung geben lassen, sie mit nach Hause nehmen und sie von Anfang bis Ende durchlesen.

Der Walking Man hatte recht. Das war sein Verhängnis: Er konnte einfach nicht loslassen.

## 34

Überall auf der Welt gibt es Wissenschaftler, die Haut züchten. Sie benutzen Hautpartien, die bei kosmetischen Operationen entfernt wurden, ernten die Zellen und geben sie mit Agarose, Glutamin, Hydrokortison und Insulin in eine Petrischale. Sie fügen Melanozyten zur Pigmentierung hinzu, trocknen die oberste Schicht und lassen sie unter UV-Licht altern. Das Endprodukt verwenden sie, um Kosmetika zu testen, oder sie verkaufen es über das Internet als Transplantat für Brandverletzungen und andere Wunden.

Der Mann hat etwas von dieser synthetischen Haut bei einem amerikanischen Produzenten bestellt. Sie wurde in Spritzgussblöcken aus Styropor geliefert: fünf runde, weiche Scheiben, etwa so groß wie seine Handfläche, in einer Agar-Nährlösung, verpackt in Beuteln aus hochwertigem Polyäthylen. Als der Abend sich über die Felder senkt, die sein einsames Haus umgeben, begutachtet er die Haut. Er riecht daran, legt sie auf die Hand und hält sie ans Licht. Er kneift die Augen zu und drückt sie an sein Gesicht. Beißt die Zähne zusammen und wartet darauf, dass er sich besser fühlt.

Er ist ertappt worden. Schon wieder.

Schon wieder.

»Sssssshh.« Er wiegt sich leise vor und zurück. Schmiegt die Haut an seinen Kieferknochen. Das Problem ist erledigt. Da ist er ganz sicher. Kein Grund zur Aufregung.

»Sssssshh.«

Er zieht die künstliche Haut vom Gesicht und starrt sie wütend an. Sie weist kein Haar, kein Pigment und keine der Langerhans-Zellen auf, die es einer echten Haut ermöglichen, sich gegen Infektionen zu wehren. Sie enthält weder Blut noch Schweißdrüsen. Sie ist nicht besser als die Haut eines Kaninchens oder eines Hundes. Angewidert schleudert er sie in den Mülleimer, und dort bleibt sie innen an der Wand kleben.

Er behält sie im Auge, und als nichts darauf hindeutet, dass sie herunterrutschen wird, nimmt er eine lange Gerberahle und schiebt sie damit auf den Boden der Tonne. Nichts, aber auch nichts auf der Welt ist fair.

## 35

Der Gastropub lag oben an einer steilen Straße in Clifton. Der Boden war mit Backsteinen

gepflastert; es gab weiche Sofas und einen schwedischen Holzofen, und auf Regalen hinter Glas lagerten alte Weine. Caffery und Colin Mahoney bestellten J20-Fruchtsaft, einen Brotkorb und zwei Sandwiches. Sie setzten sich in einen der Erker mit großem Fenster, wo sie die Büroangestellten sehen konnten, die eilig auf dem Weg in die Mittagspause waren.

»Wie geht's Daisy?«, fragte Caffery. »Wie verkraftet sie es?«

»Was glauben Sie, wie sie es verkraftet? Es gibt einfach keine Worte dafür.«

»Haben Sie ihr von dem Hund erzählt?«

»Ich dachte mir, das erspare ich ihr.« Mahoney trug seinen grauen Anzug, ein weißes Hemd und eine altmodische Paisley-Krawatte. Er sah müde aus. »Seit Sie gestern da waren, hat sich kein Mensch gemeldet. Ich habe nichts gehört. Nichts. Nicht einmal eine Karte oder ein

Blumenstrauß von der Familienbetreuerin.«

»Diese Kolleginnen haben einfach Angst davor, sich zu sehr zu engagieren.«

»Aber ich habe wenigstens damit gerechnet, dass jemand mich anruft und mir sagt, dass der Fall anders eingestuft worden ist. Sie wissen schon - als Mord.«

»Was kann ich sagen?« Caffery tastete seine Tasche ab, fühlte den Tabaksbeutel und überlegte, ob er vor die Tür gehen solle, um zu rauchen. Er hatte am Morgen das Büro aufgesucht, sich im Computer die Ermittlungsdaten zeigen lassen und die entsprechenden Einsätze veranlasst, wie mit Powers besprochen. In seiner Mittagspause konnte er machen, was er wollte. »Ich arbeite daran. Wirklich. Ich habe mit der Rechtsmedizinerin gesprochen.«

»Und?«

»Sie hat Probleme damit, ihren



Selbstmordbefund zurückzunehmen. Sie bleibt entschieden dabei. Das einzig Wacklige ist das Temazepam. Wenn sie überhaupt einen Grund zum Zweifeln hat, dann ist es das. Als Lucy starb, war sie vollgestopft mit Benzodiazepinen.«

»Ihr Hausarzt hat ihr gesagt, dass sie davon süchtig wird, und sie solle lieber mal einen ordentlichen Gin Tonic trinken. Aber sie konnte ihn um den Finger wickeln. Der Medizinschrank im Bad war rappellvoll mit dem Zeug. Das hat mir Angst gemacht, wegen Daisy. Und? Bekomme ich noch eine Antwort? Behandeln Sie den Fall als Mord?«

»Nicht offiziell. Aber nehmen wir theoretisch an, wir beide gehen davon aus, dass es einer war?«

»Für mich ist das keine Annahme, sondern eine Tatsache.«

»Dann stellt sich als Nächstes die Frage nach

dem Täter. Wer ist verdächtig, wer hätte ein Motiv haben können?«

Mahoney spreizte die Hände, um zu zeigen, dass er es nicht wusste.

»Wir vermuten, dass jemand mit dem verschwundenen Schlüssel in ihr Haus eingedrungen ist. Vielleicht, nachdem es passiert war, ja? Um Spuren zu beseitigen und alles sauber zu machen. Oder könnte der Täter sonst noch etwas gewollt haben? Haben Sie nachgesehen, ob etwas fehlt?«

»Soweit ich es beurteilen kann, fehlt da nichts. Nur das Teppichmesser und der Schlüssel.«

»Aber wer immer den hat, kann rein und raus.«

»Nein, kann er nicht. Ich hab das Schloss ausgewechselt. Ich selbst, heute Morgen.«

Die Vorspeise kam - Haloumi-Brot, mit Käsebröckchen gefüllt, noch warm und

glänzend von Öl. Kümmelkörner schimmerten wie feine schwarze Adern durch die Kruste. Die Männer aßen schweigend und schauten dabei hinaus auf die Hängebrücke. Die Sonne funkelte auf dem schokoladenbraunen Fluss darunter.

»Ich habe letzte Nacht die Zeugenaussagen im Zusammenhang mit der Vermisstenmeldung gelesen«, sagte Caffery. »Erzählen Sie mir ein bisschen mehr darüber, wie es passiert ist. Sie ist am Sonntag um siebzehn Uhr dreißig verschwunden?«

»Da hab ich sie das letzte Mal gesehen.«

»Und am Montag haben Sie die Polizei angerufen?«

»Ja.«

»Das war fast vierundzwanzig Stunden später. Warum haben Sie gewartet?«

»Ich hielt es nicht für angebracht. Erst, als sie

nicht erschien, um Daisy von der Schule abzuholen.«

»Nicht für angebracht? Aber sie war verschwunden.«

»Das wusste ich ja nicht. Nicht zu diesem Zeitpunkt. Sie hat nur meine Anrufe nicht erwidert. Aber wenn sie Lust hatte, die ganze Nacht wegzubleiben, ging es mich nichts mehr an.«

»Seit wann sind Sie geschieden?«

»Seit einem Jahr. Getrennt seit zwei Jahren.«

»Aber Sie hatten immer noch ein enges Verhältnis?«

»Zuerst nicht. Daisy kam mit mir zusammen zu meiner Mutter; so war es von vornherein vereinbart; und anfangs wartete Lucy mit ihren Besuchen immer, bis ich in der Arbeit war. Ich habe sie ein Jahr lang nicht gesehen; wir haben es geschafft, einander aus dem Weg zu gehen.

Es wurde dann ein bisschen entspannter, als die Scheidung ausgesprochen wurde. Wir legten ein paar alte Streitigkeiten bei und sprachen wieder miteinander, um Daisys willen. Lucy hatte sich in dieser Zeit verändert. Das haben Sie doch auch gesehen, oder? In dem Video?«

»Warum haben Sie sich getrennt? Unter welchen Umständen?«

»Ich bin gegangen. Es gab nichts mehr, was uns verband. Wir hatten uns auseinandergelebt.«

»Auseinandergelebt - das klingt nach einem Vorwand, den man benutzt, um etwas anderes nicht zu sagen.«

Mahoney lächelte nervös. »Ich weiß nicht, aber Sie reden hier mit mir, als stünde ich vor Gericht.«

»Nein. Ich versuche nur, mir ein Bild zu machen. In dem, was Sie mir sagen, liegt

vielleicht der Schlüssel zu dem Ganzen, selbst wenn Ihnen das nicht bewusst ist. Hatte Lucy einen Freund? Sie war eine attraktive Frau.«

Mahoney faltete die Serviette auf seinem Schoß zusammen. Das restliche Essen war schon bestellt, aber er nahm trotzdem die Speisekarte in die Hand und studierte sie.

»Colin? Ich habe gefragt, ob Lucy einen Freund hatte.«

Mahoney hustete. »Ob ich vielleicht besser das Schweinebraten-Sandwich bestellt hätte? Im Sommer machen sie hier jeden Mittwoch einen Spießbraten auf der Straße, für die Leute aus den Büros. Ein ganzes Schwein am Spieß. Man isst es aus der Hand, von einer Serviette. Sehr gut mit Somerset-Apple-Sauce.«

Caffery lehnte sich zurück und beobachtete ihn. Wieder musste er an seine Mutter denken. Er fragte sich, ob sie noch Schmerz empfand, und ob es jetzt ein körperlicher Schmerz war,

ein Schmerz in den Gelenken, die abgenutzt waren, in den Muskeln, die zu schwer gearbeitet hatten, oder ob es noch immer der Schmerz um den Verlust Ewans war. Und ob die Zeit etwas an diesem Schmerz geändert, ihn verwandelt oder gemildert hatte. »Colin? Sie haben sie verlassen. Warum ist es jetzt so schwer, mir zu antworten?«

»Kommt es darauf an, warum?«

»Ich versuche, mit Ihnen an einem Strang zu ziehen, Mann. Ich arbeite nicht gegen Sie. Hatte sie einen Lover?«

Mahoney rieb sich die Augen und legte die Speisekarte auf den Tisch. »Die Antwort sollten Sie kennen. Sie wird in den Aussagen ihrer Freunde stehen.«

»Ich will es von Ihnen hören.«

»Ja. Sie hatte einen Lover. Okay?«

»Hat er einen Namen?«

»Nein. Und ihre Freunde haben Ihnen auch keinen genannt. Sie kennen ihn auch nicht, oder?«

»Merkwürdig... dass sie ihren Freunden nicht gesagt hat, wie ihr Lover heißt.«

»So merkwürdig ist das nicht. Sie war der verschlossenste Mensch, den ich kannte. Und sie wollte ihn schützen. Er war verheiratet.«

»Na, das ist ja interessant.«

»Eigentlich nicht. Es war so eine... halbe Sache mit den beiden. Sie mochte ihn, aber es war nichts Ernstes. Oh, keine Sorge, ich habe darüber nachgedacht, ob er etwas damit zu tun haben könnte, dass sie... Sie wissen schon.«

»Und?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Das passt irgendwie nicht. Sie fühlte sich nicht durch ihn bedroht.«

»Er interessiert mich trotzdem.«



»Ich wüsste was Interessanteres.« Caffery hob eine Braue. »Das Geld.«

»Das Geld?« Caffery beugte sich vor. »Jetzt bin ich aber gespannt. Reden Sie weiter.«

Mahoney lächelte nicht. »Bei unserer Trennung habe ich Lucy ein bisschen Geld gegeben. Nicht viel, gerade genug für eine Anzahlung auf das Haus und ein bisschen nebenbei. Sie arbeitete für eine Firma in Filton, die Weihnachtsschmuck herstellt. Hat dies und das für sie entworfen, im Büro gearbeitet und so weiter. Aber eines Tages verkündete sie, dass sie da aufhören wolle. Ich hab mir damals nichts weiter dabei gedacht, aber rückblickend muss ich sagen, dass ihr Lebensstil sich nicht geändert hat, als sie nicht mehr arbeitete. Sie ging immer noch jedes Wochenende shoppen und kam schwer beladen nach Hause, mit Briefbeschwerern und anderem Kram. Wie eine Elster. Na, Sie haben ja ihr Haus gesehen.«

»Hatte sie vielleicht einen Kredit aufgenommen?«

»Und worauf? Die Immobilienpreise sind in der Gegend nicht nennenswert gestiegen, und eine neunzigprozentige Hypothek hatte sie bereits. Aber sie hat letztes Jahr viermal Urlaub gemacht.«

»Hat er das bezahlt? Der Freund?«

»Nein. Der hat nichts dazugegeben, das weiß ich sicher. Seine Frau würde es merken, wenn er es täte. Und er ist auch nicht mit Lucy ins Ausland gefahren. Sie war entweder allein - ich weiß das, denn ich hab sie zum Flughafen gebracht - oder mit Daisy unterwegs. Und dann...«, Mahoney schob eine Hand in die Innentasche, zog ein zusammengefaltetes Blatt Papier aus der Jacke und schob es zu Caffery hinüber, »...ist da noch das hier. War heute Morgen in der Post.«

Caffery faltete das Blatt auseinander. Es war

eine Objektbeschreibung von einem Immobilienmakler: ein steingemauertes Cottage mit weiß gestrichenen Fensterrahmen und einer Clematisranke über der Haustür. »Da fehlt nur noch der weiße Lattenzaun.«

»Sehen Sie sich den Preis an«, sagte Mahoney.

»Sechshunderttausend.«

»Ihre Maisonette ist jetzt knapp zweihundert wert, abzüglich einer Hypothek von hundertvierzigtausend Pfund.«

Caffery drehte das Blatt um. Die Rückseite war leer.

»Goland & Bulley.« Mahoney deutete mit dem Kopf zum Fenster. »Da drüben. Auf der anderen Straßenseite. Was meinen Sie?«

»Ich würde sagen...«, Caffery legte das Blatt auf den Tisch und winkte der Kellnerin, »...ich würde sagen, wir nehmen die Sandwiches mit.«

Das Mädchen im Maklerbüro sah ein bisschen aus wie Keelie. Besser gesagt, wie Keelie vielleicht ausgesehen hätte, wenn sie nicht irgendwann als Teenager auf die Freuden des Crackgenusses gestoßen wäre. Dieses Mädchen hatte die kräftigen Schultern einer Schwimmerin, und ihr Körper war sonnengebräunt und zu muskulös für das marineblaue Kostüm, in das sie ihn gezwängt hatte.

»Mrs. Mahoney?« Sie gab die Referenznummer ein, die auf dem Angebotsblatt stand. »Natürlich kann ich Ihnen nicht viel über unsere Korrespondenzen sagen. So was ist vertraulich. Aber ich kann Ihnen sagen, ob sie eine Kundin von uns ist.«

Caffery legte seinen Dienstausweis auf den

Tisch.

Sie betrachtete ihn. »Polizei?«

»Polizei.«

Sie lachte nervös. Und reflexartig, wie es bei ehrlichen Leuten oft vorkam, sprudelten die Informationen nur so aus ihr heraus. »Ja, gut, natürlich erinnere ich mich an sie. Sie suchte etwas im Bereich zwischen, äh, fünf- und achthunderttausend. Da steht ein passendes Objekt zum Verkauf; wir sollen es, äh...«, sie studierte ihren Monitor »...morgen taxieren.«

»Das können Sie gleich absagen.«

»Ich verstehe.«

Caffery war sicher, dass sie es nicht verstand. Überhaupt nicht.

»Tja, falls ich...« Sie drehte den Monitor so, dass er einen Blick darauf werfen konnte. »Sehen Sie hier noch etwas, das Ihnen helfen könnte?«

Die beiden Männer beugten sich vor. Eine E-Mail-Korrespondenz füllte den Bildschirm aus. Nichts Ungewöhnliches: Lucy hatte um Informationen über Immobilien gebeten. Der Agent hatte geantwortet.

»Von welchem Tag stammt dies hier?«

»Vom letzten Sonntag.«

Das war der Tag, an dem Lucy verschwand. Sie hatte eine Hausbesichtigung für den Tag vereinbart, an dem sie sich umbringen wollte?

»Sind wir die Ersten, die zu Ihnen kommen? Haben andere Polizisten Sie nach Mrs. Mahoney befragt?«

»Nicht dass ich wüsste.«

»Das kann auch nicht sein«, sagte Mahoney mit gedämpfter Stimme. »Nichts von all dem hier war in ihrer Mailbox. Ich weiß das, denn ich habe stundenlang ihre E-Mails durchgesehen. Sie muss sie gelöscht haben.«

Caffery antwortete nicht. Er dachte an die Suchwörter, die er auf Lucys Computer gefunden hatte. Hollyoaks. Topfpflanzen. Body Toning. Wenn er es sich jetzt überlegte, hatte dies nie zu dem Eindruck gepasst, den er sich von Lucy machte. Sie klangen eher wie das, was man für eine Frau erfinden würde, über die man nicht viel wusste, um die Tatsache zu verschleiern, dass man den Browser-Cache geleert hatte.

Und dann kam ihm eine Idee, so greifbar und klar, wie Ideen es manchmal waren. Lucys Abschiedsbrief war nicht mit der Hand geschrieben worden, sondern auf einem Computer. Niemand hatte daran gedacht, sich zu fragen, warum er nicht zu Hause auf ihrer Festplatte zu finden war.

»Kommen Sie.« Caffery schob seinen Stuhl zurück und stand auf. »Sehen wir uns Lucys Computer noch einmal an.«

Mandy rief um Punkt zwölf Uhr mittags bei Flea an: Sie und Thom hätten lange miteinander gesprochen. Sie seien jetzt ruhiger. Sie wollten sich am Abend nach der Arbeit in Keynsham mit ihr treffen, um zu besprechen, »wie es weitergehen solle«.

»Wo bist du jetzt?«, fragte sie dann. »Du klingst, als wärst du weit weg.«

»Ich stehe vor der Bezirksverwaltung«, antwortete Flea.

»Wo?«

»In Trowbridge.«

»Was machst du da?«

»Was Wichtiges. Etwas, worüber wir nachdenken müssen. Ich erklär's dir später.«

Flea brauchte nicht lange, um die Abteilung zu finden, die sie suchte. Sie lag am Ende eines



Plattenbaukorridors mit schmutzigen Fenstern und brandsicherem Teppichboden. Der Abteilungsleiter wirkte gehetzt und gleichgültig; er vergeudete keine Zeit mit ihrem Ausweis - ein kurzer Blick genügte ihm, um sie zu dem Schreibtisch zu führen, auf dem sich Ruth Lindermilks Korrespondenz vermutlich befand.

Die zuständige Sachbearbeiterin war eine aufgekratzte Blondine Mitte fünfzig, mit einer nicht zur Jahreszeit passenden Sonnenbankbräune und Unmengen von Goldschmuck. Geschäftig wühlte sie sich durch die Briefe, die sich in drei überquellenden Plastikboxen stapelten. »Das hier ist die CYA-Ecke«, erklärte sie Flea. »Ich bearbeite die CYA-Ecke. Super, nicht?«

»CYA?«

»Cover your ass - sichere dich ab. Ich kriege all den Kram, den die anderen Abteilung in den Papierkorb werfen möchten. Sie wissen

schon: alte Damen, die sich darüber beschwerten, dass das Postamt an der Ecke geschlossen wird und die Stadtverwaltung sich in Wahrheit mit den UFOs über der Salisbury Plain befasst.« Sie deutete auf einen Stapel. »Die da hab ich schon beantwortet. Ich rechne nicht mit Antwort, aber ich muss sie abheften und sie eine Zeit lang aufheben - für alle Fälle.« Sie zog eine der Boxen zu sich heran. »Sie sagen, dieser Brief wurde letzte Woche geschrieben?«

»Ich glaube ja.«

»Und der Name?«

»Ruth Lindermilk.«

Ein kleines Lächeln ließ die Mundwinkel der Sachbearbeiterin zucken. »Lindermilk?«

»Ja.«

»Den Namen kenne ich. Er ist auffällig.« Sie nahm zwei mit Gummibändern

zusammengehaltene Briefstapel und legte sie zur Seite. Dann blätterte sie den nächsten Stoß durch, und bald schon hatte sie ein Schreiben mit dem Briefkopf der Bezirksverwaltung gefunden, an das ein Bogen geblümtes Briefpapier angeheftet war. »Das obere ist die Antwort, die wir allen schicken. Ein Formbrief, wissen Sie: >Wir kümmern uns um Ihr Anliegen Bla bla bla.<« Sie schlug das Antwortschreiben zurück und überflog den Brief darunter. »Ja, das ist sie. Ich nenne sie Ruth die Petze, weil sie andauernd versucht, Autofahrern Schwierigkeiten zu machen.« Sie reichte Flea den Brief. »Sie ist besessen von Tieren. Sie füttert Igel und Dachse, und wenn jemand auf der Straße auch nur eine Assel überfährt, dann kriegt Ruth die Petze es mit. Sie findet, wir sollten bei jedem Frosch, jeder Maus und jedem Wurm, der da plattgefahren wird, etwas unternehmen.«

Flea setzte sich mit dem Brief auf den niedrigen Plastikstuhl. Der Brief war

handgeschrieben und hatte einen mit Rosen und Spatzen geschmückten Rand. Er stammte vom 18. Mai, dem Morgen nach Mistys Tod.

Sehr geehrte Dame, sehr geehrter Herr, seit meinem letzten Schreiben vom 3. Januar habe ich kein Sterbenswörtchen von Ihnen gehört, und jetzt möchte ich Ihnen vier weitere Zwischenfälle melden. Ich habe den Eindruck, dass absolut nichts unternommen wird. Gestern Nacht handelte es sich um einen sehr ernsthaften Zwischenfall, bei dem ein Reh angefahren wurde. Wenn Sie mich ignorieren, tun Sie es auf eigene Gefahr.

Datum	Zeit	Ereignis	Automarke und -kennzeichen
15. Januar	22 Uhr 06	Dachs angefahren. Kroch mit gebrochenem Becken zum Straßenrand. Qualvoll ver- endet.	Schwarzer oder blauer Vauxhall
22. Januar	12 Uhr mittags	Kaninchen überfahren und getötet	Silberfarbener Land Rover N07XWT
3. März	19 Uhr 45	Dachs überfahren, sofort tot	Marke unklar, dunkler Wagen. Kennzeichen

Wie ich Ihnen schon häufig mitgeteilt habe, bin ich der Ansicht, dass alle diese Autofahrer zur Rechenschaft gezogen und da gepackt werden sollten, wo es wehtut. Wenn die Opfer Menschen wären, hätten Sie die Fälle zweifellos längst aufgeklärt. Man würde es »Fahrerflucht« nennen und die Polizei hinzuziehen. Ich habe Beweise, die ich bei Gericht vorlegen kann, wenn Sie mir die Möglichkeit dazu geben. Ich fordere Sie nochmals auf, diese Straftäter so zu verfolgen, dass es ihnen wehtut. ES IST NUR EINE FRAGE DER ZEIT, WANN WIEDER EINE MEINER KATZEN GETÖTET WIRD. Diese Sorge bereitet mir schlaflose Nächte und verkürzt mein Leben. Auch dafür kann ich Sie verklagen.

Ruth Lindermilk

Die Sachbearbeiterin war aufgestanden und beugte sich über einen Aktenschrank. Aus einer unteren Schublade zog sie weitere Blätter hervor. Flea beobachtete sie, ohne sie wirklich zu sehen. 17. Mai. Zehn nach elf. Ein silberfarbener Ford Focus. Das Kennzeichen endete mit GBR. Ein »Reh« überfahren, auf der Straße unterhalb der Siedlung.

»Hier sind die anderen.« Die Sachbearbeiterin kam zum Schreibtisch zurück und warf die Briefe neben die aus der Eingangsbox. »Die sind alle von Ruth Lindermilk.«

Flea schob sie hin und her und stellte fest, dass die Daten bis in das Jahr 2001 zurückreichten. Sie waren in der gleichen hektischen Handschrift verfasst und enthielten die gleichen Tabellen, in die Ruth sorgfältig Daten, Uhrzeiten und Autokennzeichen eingetragen hatte.

»Seit Jahren schickt sie uns Briefe. Sie ist besessen.«

Flea legte die alten Briefe zusammen und gab sie zurück. »Sie haben recht. Die Frau hat einen Knall. Offensichtlich.«

Die Sachbearbeiterin trug die Brief wieder zum Aktenschrank und schob sie in die Hängeregister. Flea faltete den Brief vom Mai zusammen und steckte ihn in die Gesäßtasche ihrer Jeans, bevor die Frau es bemerkte. Sie nahm einen Brief aus der Eingangsbox, legte die Antwort der Bezirksverwaltung darüber, um zu verbergen, dass es sich nicht um Ruths Brief handelte. Sie hielt ihn hoch, als die Sachbearbeiterin zu ihr herüber schaute.

»Vielen Dank hierfür.« Sie schob den Brief ganz unten in den Stapel, sodass es ein paar Tage dauern würde, bis die Behörde sich darum kümmerte. »Sie haben mir sehr geholfen.«



Caffery spähte an der Treppe in der Maisonette nach oben. »Vermutlich haben Sie den Schlüssel nicht dabei? Zum Atelier?«

»Ich hab nicht damit gerechnet, dass wir herkommen. Sagen Sie mir beim nächsten Mal Bescheid.«

Sie gingen ins Wohnzimmer. Caffery zog Handschuhe an, schaltete den Computer ein und sah sich die Cache-Ordner an, in denen die Internet-Cookies gespeichert sein mussten. Es waren nur zehn. Eine Zeit lang saß er vorgebeugt am Schreibtisch, dicht vor der leeren weißen Fläche, wo die Dateien hätten sein müssen. Der Papierkorb war ebenfalls leer. Manchmal ist der entscheidende Beweis das, was fehlt, hatte ein kriminalpolizeilicher Ausbilder einmal zu ihm gesagt. Manchmal ist es nicht das, was du siehst, sondern das, was du nicht siehst.

Mahoney legte die Sandwiches, die sie aus dem Pub mitgebracht hatten, in der Küche auf einen Teller und brachte sie herein. Er stellte den Teller auf den Schreibtisch, blieb hinter Caffery stehen und starrte auf den Bildschirm. Caffery wusste, dass er jetzt abwarten und den PC der Hightech-Einheit in Portishead übergeben sollte, aber er wollte es jetzt wissen. Er suchte im Internet nach Datenwiederherstellungsprogrammen, entschied sich für ein Shareware-Programm namens Recovery und lud es von einer schnellen europäischen Download-Site herunter.

»Was machen Sie da?«

»Wenn da nicht jemand ein spezielles Löschmodul wie Wipedisk benutzt hat, sind die Dateien immer noch irgendwo auf der Festplatte vorhanden. Solange niemand die Partitionen gelöscht, und das System den Speicherplatz nicht überschrieben hat, müsste

alles noch da sein.«

Sie aßen die Sandwiches und warteten den Download ab. Dann klickte Caffery auf »Setup« und sah zu, wie das Programm sich entpackte. Er wählte Laufwerk C für die Durchsuchung aus, setzte ein Häkchen vor die Option »Von anderen Dateien belegte Cluster durchsuchen« und konfigurierte die Suche so, dass auch das Erstellungsdatum der gefundenen Dateien angezeigt wurde. Dann startete er das Programm. Die Zahlen in der »Gefunden«-Spalte wirbelten in schwindelerregendem Tempo über den Bildschirm; in Sekundenschnelle füllte sich das Fenster mit Ordnern und Dateien aller möglichen Endungen - .doc, .xls, .ppt und anderen. Unter den ersten in der Liste fand sich eine Word-Datei, die am 6. Mai um 21 Uhr 30 - am vergangenen Sonntag, an dem Tag, an dem sie verschwand - erstellt worden war. Der Name der Datei lautete »Goodbye«.

Caffery öffnete sie und atmete tief aus. Der Abschiedsbrief. Er hatte ihn auf dem Revier in Wells ein paarmal gelesen und nichts Ungewöhnliches darin entdeckt. Es war das übliche deprimierende Zeug: die Qual zu groß, ein Leben, das sich nicht lohnte, niemand, der sie verstand. Andere brachten sich aus Feigheit um, oder weil sie es nicht mehr ertrugen zu wissen, was sie getan hatten. Leute wie Penderecki. Aber noch nie hatte Caffery erlebt, dass jemand einen Abschiedsbrief schrieb, ausdrückte und dann löschte.

»Das hat sie nicht geschrieben«, stellte Mahoney fest. »Nie im Leben hat sie das geschrieben. Das ist nicht Lucys Sprache.«

»Aber jemand hat es geschrieben. Geschrieben und gelöscht. Wenn es offen auf dem Rechner gewesen wäre, hätten die Fahnder es gefunden.«

Er scrollte durch die Liste. »Da sind E-Mails an den Immobilienmakler. Alle gelöscht.

Andere hat er stehen lassen. Er versteckt nur ganz bestimmte Sachen.«

Mahoney zeigte auf einen Ordner in der Mitte der Liste. »Ist das was?«

»Bankauszüge von NatWest.« Caffery verschob den Ordner an seine ursprüngliche Position und öffnete ihn. Er enthielt vierundzwanzig jpg-Grafikdateien, und jede trug den Namen eines Monats der letzten zwei Jahre. Er öffnete die Datei vom Januar des vorvorigen Jahres. Es war ein gescannter Kontoauszug. Caffery stieß einen leisen Pfiff aus. »Das sind die verschwundenen Auszüge.«

»Sie hat sie gescannt und auf dem Computer gespeichert? Um Platz zu sparen?«

»Sieht so aus.«

Caffery öffnete den jüngsten Auszug vom vergangenen April. Einen Moment lang starrten sie beide stumm auf den Monitor.

Als Lucy Mahoney gestorben war, hatte die Hypothek auf ihrem Haus, das zweihunderttausend wert war, gerade noch siebentausend Pfund betragen. Und auf ihrem Sparkonto lagen hundertneunzigtausend Pfund.

»O Gott«, murmelte Mahoney. »Was zum Teufel hat sie nur getrieben?«

»Und sämtliche Eingänge in bar.« Caffery klickte andere Monate an. »Zweitausend hier und im Dezember noch mal achttausend.«

»O Gott.«

»Und schauen Sie.« Caffery tippte auf den Bildschirm. »Hier hat es angefangen. Vor fast zwei Jahren.«

Beide studierten den Kontoauszug. Vor sechsundzwanzig Monaten hatte Lucy noch ein regelmäßiges Gehalt von der Weihnachtsschmuckfirma bezogen. Dann, im Mai nach der Trennung von ihrem Mann, hatte

sie eine einmalige Zahlung in Höhe von 7121 Pfund geleistet. Es war ein Scheck gewesen und der Empfänger nicht zu ermitteln. Zwei Wochen danach hatten die Bargeldeinzahlungen begonnen.

»Haben Sie irgendeine Ahnung, wofür sie die siebentausend gezahlt haben könnte?«

Mahoney schüttelte den Kopf. So müde, als wäre er nicht mehr fähig zu irgendeiner Art von rationalem Denken, nahm er den Teller und schlurfte in die Küche. Caffery blieb am Computer sitzen und klickte sich durch die gescannten Kontoauszüge. Da war eine Menge Geld. Wenn es nicht von einem reichen Freund stammte, wenn sie keinen Job und kein Darlehen aufgenommen hatte, woher, zum Teufel, kam dieses Geld dann?

»Erpressung.« Mahoney stand in der Tür und reichte Caffery einen dampfenden Becher Kaffee. Sein Blick war kalt und hart. »Das ist es doch, oder?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Caffery. »Es wäre eine Erklärung.«

»Es ist die einzige Erklärung. Sie hat jemanden erpresst. Und der hatte irgendwann die Schnauze voll. Hat beschlossen, die Sache zu beenden.«

Caffery nahm den Becher. »Ich sag Ihnen was, wir fangen langsam und wohlüberlegt an. Als Erstes wird der Fall neu klassifiziert.«

## 39

Caffery fuhr gemächlich zurück nach Kingswood und überlegte, wie er Powers dazu bringen könne, eine Herausgabeverfügung zu autorisieren, damit die Bank Auskunft über den Empfänger des Schecks über 7121 Pfund gab. Das würde Tage dauern. Aber der Scheck war wichtig. Je länger er darüber nachdachte,



desto mehr sah es so aus, als hätte Colin recht: Lucy hatte jemanden erpresst. Und die siebentausend waren der Dreh- und Angelpunkt. Sie hatte etwas gekauft, etwas Teures, und war dabei jemandem begegnet, den sie dann erpresst hatte. Und wer immer es sein mochte, er hätte schließlich die Nase vollgehabt. Vielleicht waren ihre Forderungen zu hoch geworden. Jedenfalls hatte er sie umgebracht und sich große Mühe gegeben, sämtliche belastenden Unterlagen zu vernichten. Es gab kaum einen Zweifel daran, dass es so gewesen war.

Mahoney hatte gesagt, sie habe sich von ihrem Freund nicht bedroht gefühlt. Caffery glaubte ihm. Aber dieser Freund besaß den Schlüssel zu allem. Nicht weil er Lucy umgebracht hatte - nicht unbedingt -, aber er besaß den Schlüssel. Ob er es wusste oder nicht.

Caffery trat auf die Bremse. Ein Lastwagen hinter ihm musste jäh ausweichen, um ihn

nicht zu rammen, und der Fahrer hupte wütend. Caffery lenkte seinen Mondeo an den Straßenrand und hielt an einer Bushaltestelle an. Er löste den Sicherheitsgurt und drehte sich um, stützte sich mit dem Ellbogen auf den Rücksitz und schaute durch das Heckfenster. Auf dem Dach eines Antik-Großmarkts auf der anderen Straßenseite stand ein Schild. Er war sicher schon hundertmal daran vorbeigefahren, ohne es zu bemerken. Aber jetzt zündete es ein Feuerwerk in seinem Kopf.

Es war ein querliegendes goldenes Oval. In der Mitte stand in schwarzen Lettern das Wort »EMPORIUM«. Er wartete, bis die Fußgängerampel hinter ihm auf Rot schaltete; dann fuhr er los, wendete auf die Gegenfahrbahn und bog in die Straße ein, die hinter den Großmarkt führte.

Dort war eine Art Gewerbegebiet entstanden, planlos und zusammengestückelt. Diverse Geschäfte und Betriebe verteilten sich im

Durcheinander der Gebäude rings um einen zentralen Parkplatz, der früher einmal ein Bauernhof gewesen sein musste. Das Gebäude, in dem das Emporium untergebracht war, sah aus wie eine alte Scheune, war so lang und hoch wie ein Flugzeughangar und an beiden Enden offen für Tageslicht und Frischluft - ein Schrottplatz unter einem Blechdach. Überall stapelten sich Altwaren, und dazwischen schlängelten sich planlos Gänge.

Eine Kundin stand mit gesenktem Kopf mitten in der Halle und konzentrierte sich darauf, die an Drähten hängenden Kristalle an einem Lüster zu entwirren. Sie trug ein mit Ethnomustern bedrucktes Kleid und hatte sehr blasse Haut; ihr dunkles Haar war zurückgekämmt und mit einem gemustert Tuch zusammengebunden. Im Profil sah ihr Gesicht schön und ungewöhnlich aus, aber aus der Nähe betrachtet, stellte er fest, dass die dunklen Lidschatten und der pflaumenfarbene

Lippenstift verschmiert waren. Sie blickte nicht auf und nahm keine Notiz von ihm, als er vorbeischlenderte.

Er ging um ein paar Reihen morscher Fensterrahmen herum, vorbei an einem Satz Karussellpferde und unter einer Galionsfigur hindurch, die von der Decke hing, und dann weiter zwischen den Innereien einer Ciderpresse, einem abgenutzten ledernen Werkzeuggürtel mit mehreren Messern und einer alten Eichenholzwerkbank, die durch jahrelangen Gebrauch blankpoliert war. Das Büro befand sich in einem Kasten aus Glas und Holz in der hinteren Ecke. Drinnen war jedes Regal, jede waagerechte Fläche, voll von Kuriositäten: alte Patronenhülsen, verstaubte Kerzenleuchter, eine rissige Betty-Boop-Puppe aus den dreißiger Jahren, eine vergilbte Hochzeitstorte in Form einer Kirche mit einem winzigen, staubbedeckten Brautpaar in der Kirchentür. Briefbeschwerer steckten in jeder Lücke. Eine Weile spazierte Caffery umher

und sah sich alles an; er dachte, er sei allein, aber dann bemerkte er in der Ecke einen Mann, der ihn anstarrte. Er stand halb gebückt über der offenen Schublade eines Aktenschranks - so reglos, dass Caffery ihn einen Moment lang für eine Kirmesfigur hielt. »Hallo.«

»Ja?« Der Mann schloss die Schublade und richtete sich auf. »Kann ich helfen?«

»Sie sind...?«

»James Pooley. Wer will das wissen?«

Caffery zeigte ihm seinen Ausweis. »Haben Sie einen Moment Zeit?«

Pooley kam herüber und studierte den Ausweis. Er war schlank und wirkte ein wenig feminin. Der fein gewirkte braune Rollkragenpulli sah teuer aus, und er trug seine dünne Lederjacke offen, mit umgeschlagenen Manschetten und hochgeklapptem Kragen. An seinen Händen befand sich mehr Schmuck, als

ein Mann tragen sollte. Sein dichtes Haar fiel bis auf den Kragen.

»Ups«, sagte er, und ein schmales Lächeln entblöste ebenmäßige Zähne. »Heißt das, ich habe mir wieder was eingefangen? Aus Versehen einen Virus heruntergeladen? Oder lauern ein paar nicht ganz koschere Stücke in irgendwelchen Winkeln?« Er deutete durch das Bürofenster auf die Unmengen von Waren in seiner Halle. »Das ist ja heutzutage das Problem - die Hehler werden immer besser, immer raffinierter. Manch einen könnte man glatt für einen Agenten von Christie's halten, so gut verstehen sie ihr Spielchen.«

»Es geht um eine Kundin.«

»Oh«, sagte er langsam und musterte Caffery. »Okay. Nehmen Sie doch Platz.«

Caffery setzte sich ihm gegenüber auf einen antiken Schreibtischstuhl, dessen hölzerne Armlehnen vom jahrelangen Gebrauch dünn

und glänzend waren. Er hatte ein Exemplar des Vermisstenplakats in der Tasche; jetzt faltete er es auseinander und legte es auf den Schreibtisch. Pooley betrachtete es, die Nase dicht über dem Foto. Es war lange still, und Caffery sah nur das gepflegte Haar auf seinem Schädel. Schließlich hob Pooley den Kopf. »Ja. Ich kenne sie. Lucy Mahoney. Sie ist eine Kundin.«

»Sie war.«

»Sie war?« Pooley lachte nervös. »Klingt nicht schön, die Vergangenheitsform. Benutze sie nie gern, wenn es um Kunden geht.«

»Sie ist tot.«

»Tot? Wieso?«

»Das wissen wir noch nicht.«

Pooley zögerte kurz, und dann verlor sein Gesichtsausdruck ein wenig von seiner Fassung, als zerbröselte er an den Rändern.

»Du lieber Gott. Du lieber Gott.« Er schüttelte den Kopf. »Wie tragisch. Was für eine Verschwendung. Sie war noch jung.«

»Sehr.«

»Wie schrecklich. Sagen Sie - ihre Familie? Hat es sie sehr schlimm getroffen?«

»So schlimm, wie man es erwarten kann. Sie hatte eine Tochter.«

»Ja, natürlich. Tja, wenn wir etwas tun können, wir hier vom Emporium... wenn wir unser Beileid aussprechen können... Sie war eine sehr geschätzte Kundin.« Er starrte seine Hände auf dem Schreibtisch an, nahm ein verirrtes Gummiband und legte es in eine Bleistiftschale. Er hatte sehr helle, fast unsichtbare Wimpern, und seine Haut war glatt. Auch die Hände, die mit dem Gummiband spielten, sahen hübsch und manikürt aus. »Und ich... Vermutlich nehmen Sie an, es war ein Sexualmord?«



»Was?«

»Ein Sexualmord. Ich nehme an, das war's?«

Caffery verschränkte die Arme und fixierte Pooley. »Machen Sie sich lustig?«

»Nein. Du lieber Gott, nein. Es ist nur...« Er schwieg und legte den Kopf zur Seite. »Sie wissen Bescheid über sie? Oder?«

»Bescheid? Nein, weiß ich nicht.«

Pooley musterte Caffery, der locker dasaß, als hätte er sich für eine Weile hier eingerichtet. Dann warf er einen Blick aus dem Fenster auf die dunkelhaarige Frau mit dem Tuch im Haar, die noch immer mit gesenktem Kopf an dem Lüster herumfummelte. Er lächelte kurz, stand auf, ging zu einer Vitrine an der gegenüberliegenden Wand, schloss sie auf, nahm einen samtgefütterten Kasten heraus und stellte ihn auf den Tisch. Caffery beugte sich vor.

Mehrere Edeltahlobjekte lagen in Mulden in dem grünen Samt. Er brauchte ein paar Sekunden, um zu begreifen, was es war. Sexspielzeug. Wunderschön modellierte Instrumente. Dildos. Analstöpsel. Nippelklemmen. Elfenbein, Jade, Glas. Eine Peitsche aus Menschenhaaren mit einem ziselierten Goldgriff. In einige der Stücke waren chinesische Schriftzeichen eingraviert. Die Preise auf den Etiketten begannen bei ein paar hundert Pfund pro Artikel.

»So was hat sie bei Ihnen gekauft?«

»Ja.«

»Und wie lange ist sie schon Ihre Kundin?«

»Seit anderthalb Jahren? Oder länger. Ich weiß es nicht genau.«

Lucy, dachte Caffery, du bist nicht die Frau, für die ich dich gehalten habe. Du hattest noch eine andere Seite. Hast du Sexspielchen gespielt? Vielleicht hat dir dabei jemand die

Tabletten gegeben. Hat er dir gesagt, sie machen den Sex besser?

»War sie immer allein, wenn sie herkam?«

»Ich glaube ja.«

»Und sie wirkte nie beunruhigt?«

»Nein.«

»Hat nie gesagt, dass sie sich bedroht fühlte?«

Nach einer kurzen Pause erwiderte Pooley in zurückhaltendem Ton: »Sie hat Sachen bei mir gekauft. Ich glaube nicht, dass sie je herkam, weil sie dachte, sie könnte uns ihre Geheimnisse anvertrauen. Ich kannte sie gerade gut genug, um ein paar freundliche Worte mit ihr zu wechseln. Ich wusste, was sie sammelte, und manchmal musste ich an sie denken, wenn ich etwas eingekauft habe, aber unsere Beziehung war rein ästhetischer Natur.«

Caffery schaute die Peitsche aus

Menschenhaaren an, die Analstöpsel.  
»Ästhetischer Natur?«

Pooleys Nasenflügel blähten sich, ein wenig als röche Caffery schlecht. »Ich habe ihre Sammlervorlieben geteilt, Mr. Caffery.« Er klappte die Schatulle zu. »Aber ihre Vorlieben im Schlafzimmer? Na, ich bitte Sie - sie war eine Kundin.«

»Sie hat auch Briefbeschwerer bei Ihnen erstanden.«

»Das war das Zweite, wofür sie sich interessierte.« Er ging zu der Vitrine, stellte die Schatulle hinein und nahm zwei Briefbeschwerer heraus, beide von einem tiefen Himmelblau. Er hielt sie auf den Handflächen wie zwei dicke Pflaumen. »Hübsch, nicht? Ich hab sie aus einem Geschäft in Andover; diese Gemeindelädchen, die ahnen meist gar nicht, was sie da besitzen. Die hier sind französisch. Aus der Manufaktur in Clichy. Ziemlich alt. Ich hab an sie gedacht,

als ich sie kaufte; dachte mir, die Farbe würde ihr gefallen.« Er stellte sie auf den Schreibtisch, schob die Zunge zwischen die Zähne und ging wieder zu dem Schrank. Er strich mit zarter Hand über die anderen Objekte, wählte ein paar aus und brachte sie herüber. »Auch dabei hab ich an sie gedacht.«

Es waren drei Briefbeschwerer, zwei voller Wirbel aus Orange und Rot, der dritte schlicht und weiß; seine Oberseite streckte sich spitz zulaufend in die Höhe, als griffe das Glas in den Himmel. »Nicht mein Ding, um ehrlich zu sein - zu modern, aber ich glaube, Mrs. Mahoney hätten sie gefallen. Ich wollte sie ihr immer zeigen. Sehen Sie? Man könnte sie so aneinanderreihen. Vielleicht auf einer Fensterbank.« Er setzte sich und legte die Hände zu einem schmalen Spitzdach zusammen. »Zum Beispiel, wenn da etwas vor dem Fenster wäre, auf das man die Aufmerksamkeit lenken wollte.«

»Und die Stücke, die sie bei Ihnen erworben hat?« Caffery fragte sich, was der mittlere Briefbeschwerer an sich hatte: Irgendetwas tickte in seinem Kopf, wenn er ihn anschaute. »Haben Sie Unterlagen darüber? Verkaufsbelege?«

»Verkaufsbelege. Ja, ich...« Pooley verstummte. Er sammelte sich und lächelte gelassen. »Die meisten Rechnungen bewahre ich zu Hause auf. Wohin könnte ich sie Ihnen bringen?«

Caffery schob die Hand in die Tasche, um seine Brieftasche herauszuholen, aber er ließ sich Zeit damit, denn er überlegte, ob da noch etwas war, noch eine Frage, die er hätte stellen sollen. Gerade wollte ihm die Antwort einfallen, als das Telefon in seiner Tasche klingelte. Er zog es heraus. Beatrice Foxtons Nummer leuchtete auf dem Display.

»Was machen Sie gerade?« Ihre Stimme hatte ein Echo. Vermutlich war sie im

Leichenschauhaus. »Wo sind Sie?«

»In Brislington.« Caffery schob seinen Stuhl zurück und stand auf. Mit einer Hand kramte er eine Visitenkarte aus seiner Brieftasche und legte sie vor Pooley auf den Schreibtisch.

»Rufen Sie mich an.« Er formte die Worte lautlos mit den Lippen und fragte dann: »Warum, Beatrice? Wo soll ich hinkommen?«

»Ins Southmead Hospital. Und zwar sofort.«

## 40

Die beiden Assistenten waren dabei, die Leiche zu versorgen, als Caffery eintrat. Er hatte seine Jacke im Büro gelassen und zog eben die weißen Galoschen an, die das Krankenhaus zur Verfügung stellte. Beatrice kam ihm in der Tür entgegen; ihre Maske hing unter dem Kinn, und sie hielt ein Becherglas in

der Hand. »Hallo, Jack.« Sie hielt ihm das Glas vor das Gesicht und ließ den Inhalt umherschwappen. Der beißende Geruch von Erbrochenem stieg ihm in die Nase. »Schön, dass Sie kommen konnten.«

»Danke.« Er drehte den Kopf zur Seite und suchte in seiner Tasche nach dem Airwaves-Kaugummi, ohne das Becherglas aus den Augen zu lassen. »Mageninhalt?«

»Ja. Coca-Cola, Salat, vermutlich Reste einer Pizza, Kaffee und ungefähr acht halb verdaute Temazepam-Tabletten. Wie bei Lucy Mahoney.«

»O Gott«, entfuhr es Caffery. Er schob das Becherglas von seinem Gesicht weg. »Das ist nicht das, was ich hören muss.« Er schaute an ihr vorbei in den Obduktionssaal, wo der eine der beiden Assistenten in Maske und sonnengelbem Kittel dabei war, den großen Y-förmigen Schnitt am Oberkörper der Leiche auf dem Tisch zu vernähen. »Was haben Sie



denn da?«

»Einen Suizid. Besser gesagt, einen Todesfall, der aussehen soll wie ein Suizid. Kommen Sie.«

Caffery steckte sich zwei Kaugummis in den Mund und folgte ihr in den Saal. Die Frau auf dem Tisch war zu Lebzeiten mollig gewesen; sie hatte eine blasse Haut und helles Schamhaar. Auf ihrer rechten Brust war eine Schwalbe eintätowiert. Ihr Gesicht und Haar waren nicht zu erkennen. Der zweite Assistent stand hinter ihrem Kopf und zog ihre Gesichtshaut mit behandschuhten Fingern behutsam über den Schädel herauf. Vermutlich hatte Beatrice am Hinterkopf einen Schnitt gemacht, die Kopfhaut und das Haar vorn über das Gesicht gezogen und in Falten unter das Kinn geschoben. Nach der Obduktion hatte der Assistent die Aufgabe, die Haut wieder zurückzuziehen und zu glätten, damit die Tote für die Angehörigen präsentabel war. Dahinter

stand, seitwärts abgewandt, ein Mann im blauen Regenmantel und hielt sich ein Handy ans Ohr. Ein Polizist, vermutete Caffery.

»Sie ist noch nicht lange tot?« Caffery ging um den Tisch herum und betrachtete den Leichnam. Die dunklen Nähte waren tief ins Fleisch eingegraben. Der Y-Schnitt war um den Nabel herumgeführt worden, sodass dieser auf dem linken Bauchlappen saß; der Assistent nähte das runzlige kleine Ding jetzt an den gegenüberliegenden Hautlappen. »Die Leichenstarre hat noch nicht eingesetzt.«

»Wir nehmen an, dass sie gestern irgendwann vor Mitternacht gestorben ist. Ihr Name lautet Susan Hopkins.«

Beatrice streckte die Hand aus, und der Kriminaltechniker reichte ihr einen Stapel Fotos. Sie gab sie Caffery. Die Bilder zeigten Susan Hopkins in Jeans mit Gürtel und einer mit schwarzweißen Blumen bedruckten Bluse auf dem Boden einer Garage, inmitten einer

dunklen Blutlache. Sie war jung und ziemlich hübsch mit ihrem flachen Gesicht und der kleinen Nase. Ihr blondes Haar war kurzgeschnitten. Unauffällig, aber hübsch.

»Sie war Krankenschwester in einer Privatklinik in der Nähe von Yate und hatte Frühdienst gehabt. Um sieben war sie mit ihrem Freund auf einen Drink verabredet; sie wollten feiern, weil ihr Freund von der Ölbohrinsel vor Aberdeen zurückgekommen war. Sie hatten sich drei Wochen nicht gesehen. Aber sie ist nicht erschienen. Die Polizei hat sie heute Morgen um drei in ihrer Garage gefunden. Keine sexuelle Gewalt, kein Raub. Die Eltern, die Ärmsten, sind in Kroatien in Urlaub. Man versucht, sie ausfindig zu machen.«

»Und Sie sind sich sicher, dass sie nicht selbst Schluss gemacht hat, weil... ?«

Beatrice warf einen Blick zu dem Polizisten hinüber, um sich zu vergewissern, dass er

nicht zuhörte. »Sie hat auf dem Boden gelegen«, sagte sie leise. »Auf dem Rücken. So wie Sie sie jetzt sehen. Genauso wie Mahoney.«

»Und?«

»Die meisten Selbstmordtoten sitzen. Wenigstens halb aufrecht irgendwo angelehnt. Noch nie gesehen? Wenn sie mit Leichenstarre eingeliefert werden, ist es, als wollte man einen Stuhl auf den Tisch stellen - die Beine sind sperrig und im Weg. Aber nein, ich breche ihnen nicht die Knochen, damit ich sie flach auf den Tisch legen kann. Falls Ihnen so was schon mal zu Ohren gekommen ist. Ich habe andere Methoden.«

»Sie ist also im Liegen gestorben. Ist das verdächtig?«

»Okay, okay.« Beatrice seufzte. »Geben Sie einer alten Frau eine Chance. Natürlich hat es nichts zu bedeuten, wenn ein Selbstmörder

flach auf dem Rücken liegt, die Hände an den Seiten. Es ist nur ein bisschen ungewöhnlich, weiter nichts. Aber im Gesamtzusammenhang... Ich weiß nicht. Vielleicht fange ich nur an, mich hier in der Wildnis unter Hinterwäldlern zu langweilen. Da sehe ich einen Mord an jeder Ecke, hm?«

Sie hob Susans rechte Hand und zeigte Caffery die Innenseite des Handgelenks. Es war ein grober Schnitt - in Längsrichtung, wie bei Lucy Mahoney.

»Keine Proberitzer?«

»Keine. Wie bei Mahoney. Sie haben's beide auf Anhieb richtig gemacht. Und sie haben beide gelegen. Isoliert betrachtet hat es nichts zu bedeuten. Aber es gibt noch mehr.«

»Was denn?«

»Sie hat es genauso gemacht wie Mahoney. Benzos und Messer. Und wie bei Mahoney ist das Temazepam nur halb verdaut.«

»Und was sagt uns das?«

Beatrice rieb sich mit der Fingerspitze über die Stirn. »Sagen Sie es mir. Lucy Mahoney hat das Temazepam wegen einer Operation verschrieben bekommen, aber Hopkins...« Sie sah ihn an. »Bisher weiß noch niemand, wie sie an die Tabletten gekommen ist.«

Caffery betrachtete den Schnitt am Handgelenk der Frau. Er konnte den Mechanismus des Arms unter der Haut erkennen: die dunkelgrauen Sehnen, die glatten Faszien auf den Muskeln. »Ich weiß nicht. Es klingt ein bisschen weit hergeholt.«

Beatrice strich sich eine graue Haarsträhne aus der Stirn und seufzte genervt. »Wissen Sie, ich habe nicht erwartet, dass sie mir dafür einen Heiratsantrag machen, aber auf eine andere Reaktion habe ich schon gehofft, Jack. Auf ein wenig Anerkennung vielleicht. Und wenn es nur ein Kopfnicken ist. Vielleicht ein Lächeln, weil ich mir die Mühe gemacht habe, Sie

anzurufen.«

Caffery warf einen Blick hinüber zu dem Polizisten, der immer noch leise telefonierte und sich dabei mit einem Finger das andere Ohr zuhielt, um das Rauschen der Klimaanlage auszublenden. »Es ist nur so«, flüsterte er und lehnte sich zu ihr hinüber, »wenn Sie recht haben, dann kann ich nur sagen: Gott helfe mir.«

»Und ich kann nur sagen, ich höre bereits Gottes Hufgetrappel - denn ich habe recht. Sie wissen noch nicht alles.«

Caffery drehte den Kopf zur Seite und sah sie an.

»Ja«, murmelte sie mit hochgezogenen Brauen. »O ja.«

Sie gab den beiden Assistenten ein Zeichen. Susan Hopkins war eine kräftige Frau gewesen, genau wie Lucy Mahoney, und die beiden mussten zu zweit anfassen, um sie

umzudrehen. Als sie es getan hatten, hörte Caffery auf zu kauen. Regungslos stand er da.

»Sehen Sie, was ich meine?«, fragte Beatrice.  
»Sehen Sie, warum ich nicht glaube, dass sie Selbstmord begangen hat?«

An den Fersen der Toten war die Haut abgeschürft. In den Schrammen waren kleine schwarze Punkte zu sehen: Schmutz, der sich dort eingegraben hatte.

»Sie wurde über den Boden geschleift? Wollen Sie sagen, sie wurde in die Garage geschleift?«

Beatrice lachte leise und freudlos. »Endlich«, knurrte sie. »Endlich sprechen wir dieselbe Sprache.«

## 41

Flea parkte im Schatten der Bäume, wo man



den Wagen von der Straße aus nicht sehen konnte, und lief zu Fuß zu Ruth Lindermilks Bungalow hinauf. Die Hitze des Tages ließ allmählich nach. In der kleinen Siedlung war es still; nur in einem der Cottages kläffte wütend ein Hund. Flea ging nicht zur Haustür, sondern öffnete das Tor und stapfte außen um das Haus herum zum Garten, wo das Gelände zur Straße hin abfiel.

Ruth stand ein paar Schritte vor ihr und wandte ihr den Rücken zu. Sie trug einen Rock und eine Jeansjacke, aber keine Mütze, und schüttete Körner in eins der Futterhäuschen.

»Hallo.«

Ruth fuhr herum, und als sie Flea erkannte, stellte sie den Futterbeutel auf den Boden und ging zum Haus. »Ruth, bitte.«

»Hauen Sie ab. Ich hole mein Gewehr.«

»Sie haben kein Gewehr. Die Polizei hat es beschlagnahmt.«

»Ich hab noch eins. Ich hol's jetzt.«

»Herrgott Ruth, wir sind doch nicht im Fernsehen.«

Ruth blieb wie angewurzelt stehen und drehte sich langsam um. Ohne die Mütze sah sie älter aus. Ihr schlecht gefärbtes Haar war kurzgeschnitten und am Hinterkopf grau. Die Augenwinkel waren von Make-up verkrustet. Sie schwitzte und atmete schwer. »Es ist verdammt dreist von Ihnen, sich hier noch mal blicken zu lassen.«

»Es tut mir leid, das vom letzten Mal. Aber die Nachbarn haben mich nicht geschickt. Wenigstens das müssen Sie mir glauben.«

Ruth schüttelte den Kopf. »Wer sind Sie dann? Mit Ihrer Combathose und ihrer Kappe? Hat Ihnen noch keiner gesagt, dass das Jungssachen sind? Sie sehen aus wie ein Wichser.«

»Ich bin Privatdetektivin.«

»Privat... ? Wieso erzählen Sie mir dann, Sie kommen von der Straßenaufsicht?«

»Es war das Erste, was mir einfiel.«

»Dass Sie nicht von der Behörde kommen, hätte ich mir gleich denken können. Von der Behörde ist noch nie jemand bei mir gewesen. Wenn ich Sozialhilfe kriegte, dann war's was anderes - bei denen kommen sie sofort...« Sie führte den Satz nicht zu Ende.  
»Privatdetektivin? Und was wollen Sie von mir?«

»Können wir uns unterhalten? Im Haus? Wir wollen doch keine Vorstellung für die Nachbarn geben, oder?«

Ruth' Mundwinkel zuckten. Ihr listiges kleines Gehirn versuchte die Situation einzuschätzen. Sie warf einen Blick zur Straße und zu den anderen Häusern. In dem aufgedunsenen Gesicht wirkten ihre Augen grau und hart. Kompromisslos. »Ich gebe Ihnen fünf

Minuten. Dann rufe ich die Polizei.«

Sie gingen ins Wohnzimmer. Die weit offene Terrassentür ließ es größer erscheinen; es roch nach Putzmittel und verbranntem Toast. Flea schob ein paar Katzen zur Seite und setzte sich auf das Sofa. »Ich will absolut ehrlich sein.«

»Das liegt nicht in Ihrer Natur.«

»Ich will absolut ehrlich sein. Obwohl ich es nicht tun sollte, werde ich Ihnen die Wahrheit sagen. Ich bin in Schwierigkeiten.«

»Na und? Glauben Sie mir, das ist mir scheißegal.«

»Dieser Fall ist meine letzte Hoffnung. Wenn ich ihn vermassele, bin ich meinen Job los. Darum hab ich Sie angelogen. Ich war verzweifelt.«

»Verzweifelt?« Ruth leckte sich die Lippen.  
»Wie schrecklich für Sie. Was ist es denn? Pleite bis auf die letzte Million?«

»Es ist ein schwieriger Fall. Der Mann meiner Klientin hat eine Affäre. Letzte Woche kam er betrunken nach Hause. Er hatte einen Unfall gehabt. Der Kühlergrill des Wagens war eingedrückt. Meiner Klientin erzählte er, er sei auf einer Büroparty in Bristol gewesen und habe den Wagen dort geparkt. Jemand sei auf dem Parkplatz dagegengefahren.«

»Und?«

»Meine Klientin hat ihm nicht geglaubt. Sie vermutet, dass er bei seiner Freundin in Tellisford war. Wenn das stimmt, muss er diese Straße hier benutzt haben, um nach Hause zu fahren. Und ich glaube, was immer mit dem Wagen passiert sein mag, ist hier passiert. Da unten sind Bremsspuren. Als ich sie mir gestern angeschaut habe, entdeckte ich von der Straße aus Ihr Teleskop. Deshalb bin ich heraufgekommen.«

Sie sah Ruth fest in die Augen. »Der Unfall ist am vergangenen Montag passiert. Irgendwann

vor Mitternacht. Wissen Sie etwas darüber?«

»Natürlich. Er hat ein Reh angefahren.«

»Woher wissen Sie, dass es ein Reh war?«

»Das erkenne ich an der Lautstärke des Zusammenpralls.«

»Dann haben Sie es nicht gesehen?«

»Ich hab's gehört. Das genügt. Das Reh muss davongehumpelt sein, denn als ich später mit der Kamera unten war, konnte ich nichts finden. Wahrscheinlich ist es auf einem Feld verendet, das arme...« Sie brach ab und musterte Flea argwöhnisch. Dann grinste sie. Es war ein bierseliges Grinsen, und man sah ihre Zahnlücke. »Oh«, sagte sie, »jetzt fangen Sie schon wieder an und halten mich für eine Idiotin.«

Flea sah sie mit versteinelter Miene an.

»Wollen Sie jetzt mit mir reden oder nicht?«

»Kommt drauf an.«

»Worauf?«

»Was Sie mir dafür geben können.«

»Ich weiß nicht, was ich Ihnen geben kann. Woran haben Sie gedacht?«

»Was glauben Sie, woran ich gedacht habe?«

»Vermutlich an Geld. Aber da werden Sie nicht weit kommen. Es ist gegen die Ethik, für Informationen zu bezahlen.«

»Gegen die Ethik? Wessen Ethik?«

»Gegen meine. Die meiner Firma. Und meiner Klientin.«

»Oh, ich bin sicher, Sie werden einen Weg finden. Zehn Riesen. Mehr will ich nicht. Das ist nicht viel. Nicht für jemanden wie Sie.«

»Sie würden sich wundern, was für jemanden wie mich >viel< ist.«

»Mir auch recht.« Ruth ging zur Bar, nahm ein gesprungenes Glas mit einem Drink und hob

es Flea entgegen. »Wenn es interessant genug für Sie ist, dann ist es auch interessant genug für jemand anderen.«

Flea stand auf.

»Wo wollen Sie hin?«

»Es gibt kein Geld. Ich gehe.«

Ruth zuckte die Achseln. Sie stellte das Glas ab und ging zum Computertisch. Aus der obersten Schublade nahm sie einen Zellophanumschlag mit einem Schwarzweißfoto. »Mein Beweismaterial.« Sie kam herüber und hielt Flea das Foto entgegen. »Das ganze Kennzeichen hab ich nicht erwischen können, nur die letzten drei Buchstaben. Sonst hätte ich ihm gleich die Polizei auf den Hals gehetzt.«

Flea sah sich das Foto an. Ihr Herz klopfte dumpf und hart in der Brust. Das Bild war von der Terrasse aus aufgenommen worden und zeigte die Straße bei Nacht. Eine doppelte



Reifenspur zog sich über den Asphalt, und an ihrem Ende stand ein Auto mit offener Fahrertür. Am Heck erkannte sie einen Mann, der aussah, als hätte er gerade den Kofferraum zugeschlagen. Er wandte der Kamera den Rücken zu und war zu weit entfernt, aber wenn man Thom kannte, wusste man, dass er es war.

Die Ziffern auf dem Kennzeichenschild waren wegen des schlechten Lichts unleserlich, aber die Buchstaben sah man deutlich: GBR. Und dicht über dem Nummernschild hing etwas Kleines, Dunkles herunter. Wenn man nicht dicht davorstände, würde man es gar nicht bemerken. Aber Flea sah es. Und sie wusste, dass es ein Zipfel von einer Samtjacke war. Er hatte sie schon in den Kofferraum gelegt und wollte abfahren ... Du hast also nicht alles gesehen. Du hast den Aufprall gehört, aber du weißt nicht, dass er einen Menschen angefahren hat. Du hast nicht gesehen, wie er Misty in den Kofferraum legte. Du dachtest, es

sei ein Reh gewesen ...

Flea griff nach dem Foto, aber Ruth war flink. Sie schob es zurück in die Zellophanhülle, ging zu einem kleinen Sekretär in der Ecke, legte das Bild hinein und drehte den Schlüssel um. Lächelnd wandte sie sich zu Flea um, und ihr Gesichtsausdruck bekam etwas Verschlagenes. »Nein, nein, nein«, sagte sie. »Das wäre zu einfach, oder?«

»Leihen Sie mir das Foto, Ruth. Es würde beweisen, dass der Mann meiner Klientin hier war.«

»Nein.« Sie schob den Schlüssel vorn unter ihren BH und zwinkerte. »Ich glaube, das werde ich nicht tun.«

»Ich mache eine Kopie davon. Ich brauche nur ein paar Minuten bis zum nächsten Copyshop. Dann ist der Fall für mich erledigt, und ich kann Sie in Ruhe lassen.«

»Der Preis ist soeben gestiegen.

Fünfzehntausend. So viel kostet es Sie jetzt.«

Flea öffnete den Mund. Klappte ihn wieder zu. Was bewies dieses Foto? Dass Thom angehalten hatte. Dass er ausgestiegen war, um nachzusehen, was er da angefahren hatte. Sie würden es in ihre Geschichte einflechten müssen. Sie würden Misty so weit auf das Feld tragen, dass man glauben konnte, sie sei durch die Hecke geschleudert worden und er habe sie von der Straße aus nicht sehen können, als er ausgestiegen war. Und er könnte sagen, er habe angenommen, es sei ein Reh gewesen, das sich davonschleppte. Ganz so, wie Ruth es berichtet hatte.

»Eher nicht.« Flea sah auf die Uhr. Halb sieben. In fünfundvierzig Minuten würde sie sich in Keynsham mit Thom und Mandy treffen. »Tut mir leid, aber ich glaube wirklich, daraus wird nichts.«

Dort, wo früher das alte Schleusenwärterhaus von Keynsham gestanden hatte, gab es nun ein modernes Ciderpub. Flea, Thom und Mandy gingen hinunter zum wackligen Angelsteg, wo das Tosen des Wehrs ihre Stimmen übertönen würde. Sie bemühten sich, normal zu erscheinen. Sie hatten Pintgläser mit dickem, orangegelbem Cider in der Hand, aber keiner von ihnen hatte Lust, etwas zu trinken. Thom stellte sein Glas auf einen Stützpfeiler, verschränkte die Arme und starrte auf seine Schuhspitze, die er kreisend über den Boden bewegte. Er vermied jeden Blickkontakt mit den beiden Frauen.

Flea stand neben Mandy und schaute mürrisch auf den Fluss. Sie hatte hier einmal eine Leiche herausgezogen, einen siebzigjährigen Mann mit Rachenkrebs. Während seine Frau beim Einkaufen war, hatte er mit Hammer und

Meißel sieben Steine aus der Gartenmauer geschlagen und sie in einen Rucksack gesteckt, den er sich umhängte und mit einem Vorhängeschloss vor der Brust sicherte. Dann war er hierhergekommen und geradewegs ins Wasser spaziert. Die Gäste einer Hochzeitsfeier im Pub gegenüber hatten ihn dabei beobachtet. Er war versunken und von der Strömung an das Wehr gedrückt worden. Die Unterwasser-Sucheinheit hatte sechs Stunden gebraucht, um ihn herauszuholen. Sein Gesicht, nach mehreren Krebsoperationen ohnehin nur noch teilweise vorhanden, war so oft gegen das Wehr geschlagen, dass es aussah wie rohes Hackfleisch.

»Wir brauchen jetzt einen Plan.« Mandy trug ein schwarzes Leinenkleid, das bis zur halben Wade reichte, und verblichene blaue Birkenstocks. Ihre massigen Oberarme waren von kleinen rötlichen Pickeln übersät. »In unser aller Interesse brauchen wir einen Plan. Wir müssen uns überlegen, wie wir am besten

aus dieser Sache herauskommen.«

Flea sah hinauf zum Pub. Ein paar Leute standen auf der Terrasse; einige trugen Büroanzüge, andere Shorts und T-Shirts. Niemand beachtete sie. Flea senkte die Stimme. »Hör zu, das ist einfacher, als du glaubst. In der Forensik sind zurzeit riesige Umwälzungen im Gange, und die meisten Ermittlerteams haben sowieso kein großes forensisches Budget. Die Obduktion wird ergeben, dass sie von einem Auto angefahren wurde. Wenn Thom ein Geständnis abgelegt hat, werden sie nicht mehr allzu genau hinschauen. Es gibt keinen Grund, zusätzliche Tests zu veranlassen.«

»Was für zusätzliche Tests?«

»Tests, bei denen sich herausstellen würde, dass sie nicht die ganze Zeit unter freiem Himmel gelegen hat. Das ist der einzige heikle Punkt. Wenn sie herausfinden, dass sie in den Wagen gelegt wurde...«

»Du hast wirklich an alles gedacht.«

»Der Wagen muss den richtigen Eindruck erwecken, denn sie werden die beschädigte Stelle untersuchen. Ich habe die Kofferraumverkleidung verbrannt, und ihr müsst irgendwohin fahren - vielleicht nach London - und eine neue besorgen und sie bar bezahlen. Ich kümmere mich um ihre Kleidung und beseitige die Faserspuren aus dem Kofferraum. Dann bleibt nur noch die Leiche.«

Mandy verzog schmerzlich berührt das Gesicht. »Ja. Die auch.«

»Im Kofferraum ist sie anders verwest, als sie es im Freien getan hätte. Am Straßenrand gäbe es Hinweise auf Tiere: Bissspuren von Ratten, Mäusen, Füchsen. Denen ist es egal, was auf der Speisekarte steht.«

»Mein Gott«, murmelte Thom. »Das ist ein Albtraum.«

Mandy warf ihm einen scharfen Blick zu. »Sei still.«

»Also, jetzt kommt das Wichtigste. Wir müssen sie irgendwo ablegen, wo sie gelandet sein könnte, wo man sie aber von der Straße aus nicht sieht. Sie muss mindestens eine Nacht da draußen liegen - eigentlich sogar länger damit die Tiere an sie herankönnen, sie ein bisschen bewegen. Spuren vernichten, damit es glaubhaft aussieht.« Sie trank einen Schluck Cider und wischte sich mit dem Handrücken über den Mund. »Und hier wird's schwierig.«

»Wieso?«

»Die Stelle ist ziemlich abgelegen, aber jemand hat einen Blick darauf. Einen guten Blick sogar. Und da kommst du ins Spiel, Mandy. Du musst sie ablenken.«

»Wie soll ich das anstellen?«

»Das weiß ich noch nicht. Du magst doch



Tiere, oder? Vielleicht erzählst du ihr, deine Katze ist verschwunden, und du suchst in der Nachbarschaft nach ihr.«

»Ich bin keine Schauspielerin.«

»Du brauchst vielleicht auch keine zu sein. Die Frau ist eine Säuerin. Wenn wir den richtigen Zeitpunkt wählen, brauchst du dich nicht sonderlich zu bemühen, sie zu überzeugen.«

Sie nahm noch einen Schluck, stellte ihr Glas ab und zog einen Kaugummi aus dem Päckchen in ihrer Tasche. Vorsicht mit dem Alkohol, sie durfte sich jetzt auf keinen Fall betrinken. »Und es passiert heute Abend. Heute Abend geht's los.«

Mandy und Thom starrten sie schweigend an.

»Ich weiß, ich weiß. Aber es muss sein. Wenn es erledigt ist, geht es uns allen besser.«

»Okay.« Mandy kratzte sich am Kopf. »Aber eins noch.«

»Was?«

»Erzähl mir noch mal, was da wirklich passiert ist, an dem Abend. Denn als ich angerufen habe, hast du mir gesagt, er sei im Garten. Dreimal hab ich dich angerufen, und jedes Mal hast du behauptet, er sei im Garten.«

»Das haben wir doch schon durchgekauft.«

»Nur, damit ich alles begreife.«

Flea seufzte. »Okay. Wie gesagt, ich hab ihn gedeckt. Er wollte sich mit ein paar Leuten treffen und mit ihnen über den Import von Kronleuchtern aus der Tschechischen Republik sprechen. War es so, Thom? Er dachte, er würde dich verlieren, wenn du davon erfährst. Deshalb haben wir gelogen. So einfach ist das.«

»Es ist nur so, dass du mir, als ich dich angerufen habe, immer wieder erzählt hast, er ist unten im Garten. Du hast gesagt, er stutzt einen Baum oder so was.«

»Mandy.« Flea bemühte sich um Geduld.  
»Konzentriere dich. Lies es mir von den Lippen ab. Ich. Habe. Gelogen. Thom war unterwegs. Er hat mit seinen Geschäftskontakten etwas getrunken, und er ist betrunken nach Hause gekommen. Jetzt sag was, Thom. Hast du ihr das alles nicht erklärt? Sie hört mir nicht zu.«

»Ich...«, er zögerte, »ich ... ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

»Erklär's ihr einfach, Himmel noch mal. Wir verplempern unsere Zeit.«

Er sah Mandy an und schaute dann weg. Sein abwesender Gesichtsausdruck war der gleiche wie in seiner Kindheit, wenn Dad versuchte, ihn auf irgendetwas festzunageln. »Ich ... ich erinnere mich nicht«, murmelte er. »Weißt du, es ist ein bisschen nebelhaft.«

»Ein bisschen nebelhaft? Ein bisschen nebelhaft? Wach auf, Thom. Die Sache ist

ernst.«

Mandy hob die Hände. »Lass uns ruhig bleiben, Phoebe. Wir versuchen nur, die Wahrheit herauszufinden.«

»Die Wahrheit? Ich hab dir die Wahrheit gesagt.«

»Ja, aber du siehst doch, worum es geht, oder? Das Gleiche hast du mir am Abend des Unfalls gesagt. Da hast du auch behauptet, das sei die Wahrheit. Aber sie war es nicht. Du hast da gelogen. Woher soll ich wissen, dass du nicht auch jetzt lügst?«

»Fuck, ich lüge nicht, Mandy!«

»Das ist kein Grund zum Schreien.«

»Aber ich lüge nicht. Warum, zum Teufel, sollte ich lügen?«

Mandy sah sie ruhig an. »Um dich zu retten? Vielleicht?«

Flea hob die Hand, um ihre Augen vor den

Lichtern des Pubs abzuschirmen, und blickte Mandy forschend ins Gesicht. »Soll das ein Witz sein?«

»Du hast den Wagen gefahren, stimmt's?«

»Was?«

»Ich habe gesagt, du hast den Wagen gefahren. Du hast dem Polizisten geschworen, dass du es warst.«

»Weil ich Thom beschützen wollte. Er war völlig neben sich.«

»Sagt wer?«

Flea presste alle Luft aus der Lunge. »Das ist komplett irrsinnig. Irrsinnig. Ich kann nicht fassen, dass du so etwas sagst.«

»Du warst überreizt an dem Abend. Du weißt doch, wie du manchmal sein kannst. Du warst aufgebracht wegen deiner Arbeit, aufgebracht wegen eurer Eltern.« Mandy klang jetzt gequält und ungläubig, als wäre sie mit

solchen Dingen zwar nicht vertraut, aber flexibel genug im Umgang mit dem, was andere taten. »Du warst außer dir, als du gefahren bist, und der Polizist ist dir nach Hause gefolgt. Er hat einen Alkotest mit dir gemacht. Das muss irgendwo aktenkundig sein.«

»Sag mir, das meinst du nicht ernst. Sag mir, dass du nicht versuchst, mir diese Sache in die Schuhe zu schieben.«

Mandy antwortete nicht.

Flea stieß einen leisen, ungläubigen Pfiff aus.  
»Du Miststück.«

»Pass auf, was du sagst.«

»Okay.« Flea richtete sich auf. »Wir gehen zur Polizei.«

Mandy rührte sich nicht. »Das glaube ich kaum. Da steht dein Wort gegen Thoms, meins und das des Polizisten.«

»Das wird nicht klappen, Mandy. Wenn du jetzt die Handschuhe ausziehst, Herzchen, wirst du verlieren. Ich kann beweisen, dass ich den Wagen nicht gefahren habe.«

»Ach ja?«

»Ein Foto. Es zeigt, wie Thom die Frau angefahren hat.«

Mandy seufzte. »Was ist das nur mit dir, Phoebe? Alles, was du sagst, klingt so unpraktikabel. Wo ist dieses Foto? Wollen wir es uns ansehen?«

»Es existiert.«

»Dann zeig's uns.«

»Es existiert, Mandy. Glaub es lieber.«

Mandy lächelte und legte ihr beruhigend eine Hand auf den Arm. »Ich bin sicher, es existiert. Irgendwo, vielleicht in deiner Phantasie. Aber es ist gar nicht nötig, dass du etwas erfindest, denn wir werden es

niemandem sagen. Nein, du hast nichts von uns zu befürchten. Wir schützen dich. Wir werden kein Wort sagen.«

Flea riss den Arm weg. »Fass mich nicht an, verdammt!«

Sie ging zu ihrem Wagen, setzte sich hinein und drehte die Fenster hoch. Ließ die Snow-Patrol-CD laufen, in voller Lautstärke, und trommelte wütend auf dem Armaturenbrett. Ein paar Leute auf der Terrasse des Pubs starrten den kleinen Clio an. Mandy und Thom standen Seite an Seite auf dem Angelsteg und schauten herüber. Ihre Gesichter lagen im Schatten, aber Flea konnte sehen, dass sie nicht miteinander sprachen. Sie taten gar nichts. Beobachteten sie nur.

Sie dachte an Ruth Lindermilk. Dachte an den Schlüssel, den sie unter ihr T-Shirt geschoben hatte. Stellte sich vor, wie sie reagieren würde, wenn sie jemals erfahren sollte, weshalb dieses Foto in Wirklichkeit so wichtig war. Sie war



nicht die Frau, die aus Angst vor der Polizei ein Beweisstück herausrücken würde. Schon gar nicht, um Flea zu helfen. Eher würde sie es vernichten.

Thom und Mandy. Immer noch da drüben auf dem Steg. Beobachteten sie wie zwei Schaufensterpuppen. Sie trommelte noch lauter.

PC Prody würde aussagen, dass er sie verfolgt habe. Nicht Thom. Es würde heißen, sie habe immer wieder beteuert, sie selbst habe den Focus gefahren. Und Pearce - tja, an Pearce wollte sie lieber nicht denken. Er würde überall erzählen, Sergeant Marley habe äußerst zuversichtlich ihre Theorien darüber verbreitet, wo Misty zu finden sei und wo nicht. Nicht im See, habe sie gesagt. Im See werden wir sie bestimmt nicht finden. Als wüsste sie es. Sie mit ihrer großen Klappe. Dabei hatte sie es nur gesagt, weil sie nicht glaubte, dass eine so gepflegte Frau wie Misty

Selbstmord durch Ertrinken begehen würde. Es war ein dummer, unbedachter Gedanke gewesen.

Sie schaute zum Steg hinüber.

Thom: Es ist ein bisschen nebelhaft.

Mandy: Wir schützen dich.

Sie stellte die Musik ab, stieg aus und ging zurück zum Steg.

»Flea.« Mandy streckte warnend die Hand aus.  
»Lass uns darüber reden, und...«

Zu spät. Flea hatte sich auf Thom gestürzt. Packte ihn bei den Schultern. Stieß ihn gegen den Pfosten. »Sag die Wahrheit!«, schrie sie.

»Lass mich los.«

Sie zog ihn zu sich heran. Stieß ihn wieder zurück. Seine Arme flogen zur Seite. Das Ciderglas fiel herunter und zerbrach. »Sag jetzt die Wahrheit.«

Atemlos rutschte er am Pfosten herunter und landete auf den Planken. Die Leute vor dem Pub drehten sich um und starrten herüber. Sie packte ihn unter den Armen, riss ihn nach vorn und warf ihn aufs Gesicht. Dann stellte sie sich mit gespreizten Beinen über ihn, ließ sich auf sein Gesäß fallen und riss an seinen Haaren. »Übernimm endlich mal Verantwortung.«

»Aufhören.« Mandy zerrte an ihren Händen.  
»Sofort aufhören.«

Flea hörte nicht auf sie. Sie sah Dad vor sich, wie er Thom ohrfeigte, vor einer Million Jahren. Thoms leeren Blick. Und wie er überhaupt nicht reagierte. »Sag die Wahrheit!«, kreischte sie.

Er tastete blindlings mit den Händen hinter sich. »Lass mich in Ruhe.« Er grub die Fingernägel in ihre Hände und versuchte, sie aus seinem Haar zu ziehen.

Sie biss die Zähne zusammen, lehnte sich

zurück und riss seinen Kopf hoch. »Du sollst die verdammte Wahrheit sagen...«

Er warf sich zur Seite und verdrehte die knöchernen Hüften, bis er auf dem Rücken lag und ihr ins Gesicht sah. Sie wollte seinen Kopf auf den Boden schlagen, aber er packte ihre Handgelenke und hielt sie fest. Sie rang mit ihm, und er riss zwei-, dreimal heftig das Knie hoch und traf sie in den Unterleib. Und jetzt hockte Mandy neben ihnen. Sie schrie nicht. Sie war still, und mit konzentriert zusammengekniffenen Augen schlang sie die fleischigen Arme um Flea.

»Loslassen, du Dreckstück.« Flea stieß mit dem Ellbogen zur Seite, aber sie traf nicht. Schmerz durchzuckte einen überdrehten Muskel in der Schulter. »Lass los.«

Sie warf sich mit ihrem ganzen Gewicht zur Seite, bog sich zurück und versuchte, sich aus Mandys Griff zu befreien. Aber Mandy war doppelt so schwer und so stark wie sie; sie

presste ihr Gesicht an Fleas Schulter, hielt sie grimmig umklammert und wiegte sich hin und her. Sie rollten über den Steg. Eine Glasscherbe zerschnitt Fleas Wange. Sie spürte, wie Thom unter ihnen davonrutschte.

»Lass mich los, Mandy«, fauchte sie. »Sonst bringe ich dich um.«

»Schnapp ihre Hände!«, schrie Thom plötzlich. »Pack sie!«

Flea trat um sich, als seine Hände nach den ihren griffen. Böseartig gruben sich seine Fingernägel in ihre Handgelenke. Sie wurde hochgehoben. Auch er war stark. Stärker, als sie je vermutet hätte. Blut lief ihr über das Kinn. Schemenhaft sah sie Leute, die aus dem Pub hasteten und schrien.

»Ich bringe dich um.«

Ein Fußtritt. Oder ein Faustschlag. In den Bauch, ziemlich weit oben, unter dem Zwerchfell. Sie hatte nicht gesehen, von wem

er kam, aber er presste alle Luft aus ihrer Lunge. Schlagartig war es zu Ende. Mandy ließ sie los, und sie kippte vornüber und blieb bewegungslos liegen. Die Polizistin, die darauf trainiert war, in jeder Situation auf den Beinen zu bleiben, lag auf dem Steg. Blut lief ihr über das Gesicht, und wichtig war nur noch, wie sie Luft bekam.

»Phoebe.« Mandys Stimme war nur ein Flüstern dicht an ihrem Gesicht. Ihr scharfer Schweißgeruch drang Flea in die Nase. »Phoebe, Thom und ich lieben dich sehr. Wirklich sehr. Deshalb werden wir dir helfen. Wir werden dir helfen, deine Probleme und Schwierigkeiten zu beheben, und gemeinsam - gemeinsam - werden wir eine Möglichkeit finden, dich nicht zur Polizei zu bringen.«

Caffery verstieß gegen alle Regeln und nahm Alkohol mit in die Dienstbesprechung am Abend. Er schnappte sich eine Dose Coke vom Aktenschrank, trank sie halb leer, schraubte dann eine Flasche Bell's auf und goss die Dose wieder bis zum Rand voll. Bell's war es, weil er dessen Geschmack, verglichen mit einem guten Malt, zum Beispiel mit Glenmorangie, nicht ausstehen konnte. Es ging darum zu verhindern, dass er die ganze Flasche auf einmal austrank. Manchmal funktionierte der Trick, manchmal nicht.

Jede Polizeieinheit, die er gekannt hatte, nannte die tägliche Besprechung mit dem Ermittlungsleiter »Gebetsandacht«. Manche Ermittlungsleiter veranstalteten diese Andacht einmal am Tag, um zusammenzutragen, was das Team am Tag zuvor gemacht hatte. Manche taten es zweimal: Es gab eine

Morgen- und eine Nachmittagsandacht. Und manche taten es immer, wenn der Wind die Richtung änderte. Wie Powers. Der Mann war ein Albtraum.

In der heutigen Andacht ging es hauptsächlich um Misty Kitsons Telefonunterlagen und darum, wie gut Powers in der Fernseh-Pressekonferenz herübergekommen war. Caffery lehnte an der Wand, trank sein Whisky-Cola und dachte nicht an Misty Kitson, sondern an Susan Hopkins. Sie und Lucy Mahoney, so weit war er inzwischen gekommen, hatten einander wahrscheinlich nicht gekannt. In Hopkins' Adressbuch und sonstigen Unterlagen wurde Mahoney nicht erwähnt, und auch umgekehrt fand sich nichts. Susans Verwandte und Freunde hatten den Namen Mahoney nie gehört; allerdings fand der Boyfriend von der Ölplattform, »Lucy Mahoney« höre sich nach einem Pornostar an, wenn Caffery die Wahrheit wissen wolle. Trotzdem - es gab einen Zusammenhang



zwischen den beiden Frauen. Irgendetwas verband sie miteinander, da war er sicher. Und das hatte eine hässliche Erkenntnis zur Folge, die sich anfühlte, als öffnete sich ein dunkles, bodenloses Loch vor ihn: Es war nicht Arnos Chipeta, sondern jemand anders. Jemand, der kalt und raffiniert war und einen Mord als Selbstmord tarnen konnte. Und der Gründe hatte, einem Hund die Haut abzuziehen.

»Sie waren ziemlich schweigsam heute, was?« Nach dem Meeting holte Powers ihn auf dem Korridor ein. »So still hab ich Sie noch nie erlebt.«

Caffery blieb an der Tür zu seinem Büro stehen. Er hielt noch immer die Cola-Dose in der Hand. Er versuchte gar nicht, sie zu verstecken; er wusste, was Powers in seinem Aktenschrank aufbewahrte. »Es gab nicht viel zu sagen.«

»Sie waren heute Morgen nicht im Büro, wie ich gehofft hatte.«

»Doch, war ich. In aller Frühe. Ich hab wie versprochen die Einsätze verteilt. Und dann bin ich zum Lunch gegangen.«

Nachdenklich musterte Powers erst ihn, dann die Cola-Dose. »Jack, ich sag's, wie es ist. Ich trinke im Dienst. Ich tu's einfach. Solange die Arbeit getan wird und mich keiner von der Verkehrspolizei in Almondsbury dabei erwischt, wie ich auf der falschen Fahrbahn über die M 4 rase, ist es egal. In zwanzig Jahren hat noch kein Mensch ein Wort darüber verloren.« Er blickte auf. »Und wissen Sie, warum nicht?«

»Warum nicht?«

»Weil ich meine Arbeit tue, und niemandem auf die Nerven gehe. Ich gehe den Leuten nicht auf die Nerven, und ich tanze nicht aus der Reihe, und deshalb kann mir niemand etwas anhaben. Aber wenn es anders wäre, wenn ich einer wäre, der die Leute wütend macht und sich nicht ins Team einfügt...«, er

machte eine Pause, »...dann würden sie mich durch den Wolf drehen. In einer Sekunde. Durch den Wolf.«

Caffery sah ihn lange an. Dann stieß er die Bürotür auf und ging hinein. Er stellte die Dose auf den Tisch, setzte sich hin, knöpfte sein Jackett auf und schlug es locker zurück. Dann winkte er Powers mit beiden Händen heran, als forderte er ihn zu einem Schlag auf. »Na los. Geben Sie's mir, wenn Sie müssen.«

Powers musterte ihn wachsam und kam dann zögernd herein. Er schloss die Tür hinter sich und nahm Platz. »Ich höre, Sie waren zum Lunch in Clifton.«

»Das hat sich ja schnell herumgesprochen.«

»Turnbull ist loyal.«

»Wie schön. Dabei dachte ich, zwischen ihm und mir ist was ganz Besonderes.«

»Und dann, höre ich, waren Sie bei einer

Obduktion.«

»Ja.«

Powers' Gesichtsausdruck zeigte sanfte Ratlosigkeit. »Wissen Sie, Jack, ich habe Probleme damit zu begreifen, was ein leitender Detective der MCIU bei einer Routineobduktion zu suchen hat, während er eigentlich zusammen mit uns anderen am Fall Kitson arbeiten sollte. Die District Police spricht von einem Selbstmord.«

»Aber die Ärztin sieht es anders. Sie hält es für einen Mord. Und ich glaube, es gibt einen Zusammenhang mit dem anderen >Selbstmord<, von dem ich Ihnen erzählt habe. Lucy Mahoney. Ich möchte, dass wir die beiden Fälle übernehmen, als zusammenhängende Morde.«

»Sie möchten was?«

»Sie hängen zusammen. Lucy Mahoneys Tod war kein Selbstmord, und allmählich stimmt

die Ärztin mir zu. Ich möchte sie beide in unsere Zuständigkeit holen, und als Erstes müssen Sie mir einen Durchsuchungsbeschluss besorgen. Ich muss Mahoneys Bankunterlagen sehen.«

Powers seufzte und fuhr sich mit der Hand über den Kopf. Er sah kein bisschen glücklich aus, aber er nahm sich Zeit und brachte sich mit seiner beruhigenden Atemtechnik wieder unter Kontrolle. Als er seine Fassung wiedergefunden hatte, klang seine Stimme sanfter. »Der Fall Kitson ist jetzt fast eine Woche alt. Bei dem Ortstermin ist nichts herausgekommen, und die Stimmung da draußen fängt an zu kippen.« Er deutete mit dem Kopf in Richtung Besprechungsraum. »Ich kann es riechen bei den Leuten. Und Sie, Jack, Sie bedeuten ihnen etwas. Sie schauen auf Sie. Vielleicht geben sie es nicht zu, aber alle wissen, was Sie in London getan haben. Die würden sich Ihr Poster an die Wand hängen. Einer unserer kriminalpolizeilichen

Ausbilder hat eine komplette Powerpoint-Präsentation über Ihren Pädophilenfall in Brixton. Wussten Sie das?«

»Toll«, murmelte Caffery. »Wirklich toll.«

»Aber nur weil Sie an ein paar öffentlichkeitswirksamen Fällen gearbeitet haben, können Sie noch lange nicht machen, was Sie wollen. Sie schwirren mit dieser wilden Norwegen-Operation ab und geben bei mir den einsamen Cowboy, und kaum ist das vorbei, jagen sie hinter dem nächsten Hasen her. Es gibt also etwas, irgendetwas, das Sie abhält, mit uns zusammen an der Kitson-Sache zu arbeiten. Na los, schauen Sie mir in die Augen. Sagen Sie mir, was es ist.«

Caffery gehorchte und sah ihm in die Augen. Er konzentrierte sich darauf, dem Blick standzuhalten, und sagte das Erste, was ihm in den Sinn kam. »Ich darf mich nicht öffentlich dabei sehen lassen, dass ich daran mitarbeite.«

»Was?« Powers kniff die Augen zusammen und schaute Caffery forschend ins Gesicht. »Soll das heißen, Sie haben einen Informanten?«

»Ja.« Es war glatt gelogen. Aber vielleicht würde er sich Powers damit noch einen oder zwei Tage von Hals halten können. »Genau das soll es heißen.«

»Sie sind seit fünf Minuten hier und haben schon einen Singvogel? In einer solchen Sache? Nein. Sie wollen mich auf den Arm nehmen, Jack. Sie verarschen mich.«

»Hören Sie, da gibt's eine ganze Truppe von Dealern, die Beziehungen zu der Klinik haben. Das ist bei diesen Rehaläden immer so. Irgendwelche Bengels aus der Nachbarschaft, die sich darum reißen, die Bedürfnisse der Patienten zu befriedigen. Bei Farleigh Hall kommen sie aus Bath und Trowbridge.«

»Die Kitson wollte sich mit einem Dealer

treffen?«

»Das Telefonat mit ihrem Boyfriend? Was haben Sie sich gedacht, als sie sagte, sie brauche >Zeit zum Nachdenken<.«

»Dass sie Zeit zum Nachdenken brauchte?«

»Finden Sie nicht, das klingt nach einer müden Ausrede? Er fragt: >Wo willst du hin?<, und sie sagt: >Ich gehe nur ein bisschen spazieren.< Klingt das einleuchtend? In Schuhen mit den höchsten Absätzen, die der Menschheit bekannt sind - und da wäre Jimmy Choo wirklich beeindruckt -, geht sie ein bisschen spazieren? Besichtigt die Kuhfladen der Nachbarschaft? Und wieso konnte sie so genau sagen, wann sie zurückkommen würde?«

»Weil sie aus irgendeinem Grund wieder da sein wollte? Was weiß ich? Zum Essen?«

»Oder weil sie wusste, dass das, was sie vorhatte, genau so und so lange dauern



würde.«

Powers stieß einen leisen Pfiff aus. »Ich wusste, dass Sie mir etwas bei diesem Fall verheimlichen. Ich wusste, Sie haben was im Ärmel.«

»Erkenntnisse sind eine Sache, aber was anderes ist es, sie gerichtstauglich zu machen, wie wir alle wissen. Deshalb warte ich ab. Ich brauche noch ein weiteres Puzzleteilchen. Aber ich darf keinen Druck machen und mich dabei sehen lassen.«

»Sie sind verschlossen wie ein zugekniffenes Arschloch, Caffery. Was soll ich bloß mit Ihnen machen?«

»Lassen Sie mich diese beiden Fälle als Morde zu uns holen.« Er leerte die Cola-Dose, drückte sie zusammen und warf sie in den Papierkorb. »Ich möchte bei der Kitson-Sache ein bisschen Zeit herausschinden; das muss sich ganz natürlich entwickeln. Lassen Sie

mich einfach ein Weilchen mit den Morden an Hopkins und Mahoney weitermachen. Den Fall Kitson halte ich auf kleiner Flamme, und sobald ich etwas in der Hand habe, komme ich damit zu Ihnen. Was meinen Sie? Nur ein bisschen Spielraum, damit ich arbeiten kann?«

Powers musterte Caffery eindringlich. Dann seufzte er und spreizte resigniert die Hände. »Ich möchte jeden Tag ein Update über Ihren Informanten. Und spätestens am Donnerstag will ich wissen, was da läuft. Okay?«

»Am Donnerstag?«

»Genau.«

»Okay. Abgemacht. Nur eins noch. Turnbull kriege ich diesmal nicht, nein? Ich will ihn nicht.«

»Turnbull kriegen Sie diesmal nicht.«

»Gut. Wen kriege ich?«

Powers sah ihm in die Augen und sagte

monoton: »Turnbull kriegen Sie diesmal nicht.«

## 44

Am nächsten Morgen um halb zehn saßen die neun Mitglieder der Unterwasser-Suchereinheit in ihrem Gebäude in Almondsbury im Halbkreis um einen Ausbilder und verfolgten, wie er einer Puppe eine Herzmassage verpasste. Flea und ihr Team hatten eine Grundausbildung in lebensrettenden Maßnahmen erhalten - kardiopulmonale Reanimation nannte man es -, und alljährlich gab es einen Auffrischkurs, denn manches vergaß man im Lauf der Zeit, und für anderes gab es neue Empfehlungen. Zum Beispiel, erklärte der Ausbilder, verlangte die Behörde jetzt nicht mehr fünfzehn Stöße auf zwei Atemspenden, sondern dreißig.

Flea saß am Ende des Halbkreises kerzengerade mit steifem Rücken und verschränkten Armen auf ihrem Stuhl und ließ unbewusst ein Knie auf und ab wippen. Sie hatte den Blick fest auf den Ausbilder gerichtet, aber sie sah nicht, was er tat. Sie hatte vier Tassen Kaffee getrunken und sechshundert Milligramm Cuprofen geschluckt - genug für die sofortige Entstehung eines Magengeschwürs -, aber das hatte nichts bewirkt außer Nervenzittern. Ihr Gesicht tat immer noch weh, und sie hatte Kopfschmerzen.

»Boss? Boss?« Wellard saß neben ihr; er beugte sich stirnrunzelnd vor.

»Was ist?«, fragte sie. Niemand achtete mehr auf den Ausbilder. Alle starrten sie an. »Was ist denn?«

»Äh, das Telefon? Wissen Sie - das in Ihrer Tasche?«

Dann kapierte sie. Ihr Handy klingelte, und sie hatte es nicht bemerkt. Sie fischte es aus der Tasche. »Unbekannter Anrufer« stand auf dem Display. Ein dienstlicher Anruf. Sie hob die Hand und bat den Ausbilder wortlos um Nachsicht, schob ihren Stuhl zurück und verließ den Raum. »Ja, Sergeant Marley. Was kann ich für Sie tun?«

Es war ein Fahndungsberater. Nicht Stuart Pearce, sondern der Fahndungsberater der MCIU.

»Ich möchte mit Ihnen über Misty Kitson reden.«

»Moment.« Sie ging in ihr Büro, schloss die Tür und kratzte sich einen Moment lang am Kopf, bis ihr Herz nicht mehr so laut schlug. »Okay«, sagte sie dann langsam. »Sie wollen über Misty Kitson reden. Was ist mit ihr?«

»Der Chief lässt uns ein bisschen Geld zukommen. Ich erweitere die Suchparameter.

Haben Sie eine Karte da?«

»Ich stehe davor.«

»Unser Radius betrug zwei Meilen. Ich vergrößere ihn auf vier. Keine Geländedurchsuchung, sondern eine Anwohnerbefragung. Sie machen doch Anwohnerbefragungen für uns, oder?«

Flea betrachtete die Karte an der Wand. Sie brauchte weder Kompass noch Lineal, um zu sehen, wie weit ein Vier-Meilen-Radius reichen würde. Ruths Dorf lag mitten in diesem Radius.

»Sind Sie noch da?«

»Ja.«

»Ich sagte, Ihr Team steht doch normalerweise für Anwohnerbefragungen zur Verfügung, oder? Ich wollte vorschlagen, dass Sie den südöstlichen Quadranten übernehmen. Für den Rest habe ich ein paar Einheiten aus Taunton.«

Den südöstlichen Quadranten. Ruths Dorf.  
»Wann sollen wir anfangen?«

»Morgen?«

»Mein Team hat Spätschicht.«

»Dann fangen wir nachmittags an. Sagen wir,  
gegen zwei.«

»Zwei Uhr?«

»Haben Sie ein Problem damit?«

»Nein. Wieso?«

»Sie klingen merkwürdig.«

»Mir geht's gut, vielen Dank. Absolut gut.  
Also morgen.«

Sie legte auf und ließ sich auf den Stuhl fallen, bettete den Kopf in die Hände und starrte auf die Astlochmuster im billigen Laminat der Schreibtischplatte. Das war raffiniert, so raffiniert: Die Welt hatte sie eiskalt in die Falle gehen lassen. Und Thom, ihr eigener Bruder,

sprang auf dem Steg herum und schrie: »Pack sie!«

Pack sie. Einfach unglaublich, verdammt.

Sie nahm den Hörer ihres Diensttelefons ab und fummelte am Bedienfeld herum. Anders als bei ihrem Handy wurde die Nummer bei ausgehenden Telefonaten unterdrückt; vielleicht würde Thom also abnehmen, statt sie sofort an die Mailbox weiterzuleiten. Außerdem hatte dieses Telefon eine Gesprächsaufzeichnungsfunktion. Sie drückte die Aufnahmetaste und wählte dann seine Nummer.

Er meldete sich nach dem vierten Klingeln.  
»Hallo?«

»Thom, bitte leg nicht auf.«

Es entstand eine Pause, und dann hörte sie ein unbestimmtes Rascheln am anderen Ende. Es blieb still. »Bist du da?«



Wieder dieses Rascheln, als bewegte er sich mit dem Telefon umher und zerstückelte dabei das Funksignal.

»Bist du da, Thom? Kannst du mich hören?«

»Ja, ich kann dich hören.« Mandy. Nicht Thom. »Ich kann hören, was du sagst, Phoebe.«

»Gib mir Thom wieder. Ich will mit Thom sprechen.«

»Tja, jetzt sprichst du mit mir.«

»Aber ich mag dich nicht, Mandy.«

»Ich mag dich auch nicht.«

»Gib mir meinen Bruder.«

»Er ist sehr aufgebracht, Phoebe, und er will eine Weile nicht mit dir sprechen. Ich glaube nicht, dass du ihn weiter schikanieren kannst. Warum rufst du an?«

Du weißt, warum ich anrufe. Miststück.

»Ich will die Sache klären.«

»Tja, Phoebe, ich weiß, du hast ein paar ernsthafte Probleme«, sagte Mandy in besänftigendem Ton. »Und du weißt, wie viel uns an dir liegt. Uns beiden. Thom und ich machen uns wirklich große Sorgen um dich, und wir werden tun, was wir können, um dir bei allen deinen Problemen zu helfen. Aber im Augenblick wäre es, glaube ich, eine gute Idee, ein bisschen Distanz zu halten.«

Flea schaute auf die rote Leuchtdiode, die am Telefon blinkte. »Ich will die Sache mit Mistys Leiche regeln.«

»Phoebe, ich...« Sie machte eine Pause. Es rauschte in der Leitung. Das rote Licht blinkte. An, aus, an, aus.

Sag's schon, du Biest. Los, sag's schon.

Aber als Mandy wieder sprach, tat sie es in einem theatralischen Flüstern und mit übertriebener Betonung. »Die Sache mit was?

Mit wem? Meinst du das vermisste Mädchen?  
Was hat sie mit dir zu tun?«

Flea lehnte sich zurück und rieb sich müde das Gesicht.

»Sprichst du immer noch von dem Abend, an dem du dieses Problem hattest, Phoebe? Geht's etwa immer noch darum?«

»An dem Abend hattest du das Problem. Erinnerst du dich? Das wird aus deiner Telefonrechnung hervorgehen. Du hast mich an dem Abend immer wieder zu Hause angerufen.«

»Weißt du was? Du hast recht. Das hab ich getan. Ich hab dich angerufen - jetzt weiß ich es wieder. Ich erinnere mich, dass ich mit Thom gesprochen habe; er hatte furchtbare Angst, dir könnte etwas passiert sein. Du warst unterwegs, bist mit dem Auto durch die Gegend gefahren.«

»Mandy, glaub mir lieber, wenn ich dir sage,

es gibt ein Foto.

Und es zeigt, dass Thom sie angefahren hat. Thom hat Misty Kitson mit meinem Wagen angefahren.«

Mandy seufzte. »Ich wünschte, du würdest dir bei irgendjemandem Rat holen, Phoebe.«

»Es ist wahr.«

»Dann bring es uns. Wir sind zu Hause. Du könntest in einer halben Stunde hier sein. Weißt du was? Ich kann ja schon mal Teewasser aufsetzen.«

»Dieses Gespräch bringt uns nicht weiter.«

»Dann will ich dich von deinem Leiden erlösen und dir sagen, wie wir die Sache zu Ende bringen. Du wirst nicht nur aufhören mit diesen üblen Hirngespinnsten über deinen kleinen Bruder, sondern du wirst dir außerdem einfallen lassen, wie du zu vertuschen gedenkst, was immer du da getan hast...«

»Was Thom getan hat...«

»Was immer du getan hast. Deadline ist morgen um Mitternacht.«

»Deadline? Auf welchem Planeten lebst du, Mandy?«

»Du kannst doch wohl mit einer gottverdammten Deadline leben, oder nicht, Sergeant? Ist das nicht alles, was du in deinem Job tust? Deadlines einhalten? Morgen um Mitternacht. Bei uns zu Hause.« Mandys Atem klang rau. »Ich wünsche, dass du hier aufkreuzt und mir sagst, dass du dich um dein Problem gekümmert hast. Ich will hören, dass du das alles aus der Welt geschafft hast, denn sonst muss ich die Notbremse ziehen und zur Polizei gehen.«

»Hör sofort auf. Dieses Gespräch wird nicht stattfinden.«

»Mir auch recht.«

Wieder dieses Rascheln, und dann war es still. Flea begriff erst nach ein oder zwei Sekunden, dass Mandy aufgelegt hatte. Sie drückte auf die Abspieltaste, beugte sich über den Lautsprecher und hörte sich ihre Stimmen an. »Ich will die Sache mit Mistys Leiche regeln.«

»Die Sache mit was? Mit wem?«

Mandy war clever. Ein wirklich cleveres Biest. Es klopfte. Wellard kam herein. Er sah besorgt aus.

»Alles okay mit Ihnen?«

Sie drückte sofort auf die Lösch Taste am Telefon und drehte sich mit dem Stuhl zu ihm herum. »Wieso?«

Er zuckte die Achseln. »Na ja, wegen Ihres... Sie wissen schon.«

Mit spitzen Fingern berührte sie ihr Gesicht. »Das hier?«

»Ja.«

»Das ist nichts weiter. Hab mich beim Rasieren geschnitten.«

Er versuchte zu lächeln, aber es klappte nicht.  
»Kein Bananenbrot? Ich dachte, vielleicht haben wir Sie geärgert.«

Sie sah ihn lange an. Der gute alte Wellard. Die guten Männer, die für sie arbeiteten und niemals infrage stellten, was sie sagte. Anständige, hochanständige Leute.

Sie stand auf und nahm ihre Sonnenbrille und die Schlüssel aus der obersten Schublade.  
»Halten Sie die Stellung für mich, ja? Nur für zwei Stunden?«

»Wo wollen Sie hin?«

»Zur Bank, Wellard. Ich hab was zu erledigen.«

Mahoney hatte versprochen, mit dem Atelierschlüssel in Lucys Wohnung zu kommen. Dafür würde er ungefähr zwei Stunden brauchen, und Caffery solle nicht früher da sein. Caffery war nicht überrascht, ihn schon anzutreffen, als er zehn Minuten zu früh eintraf.

Mahoney erwartete ihn an der Haustür. Sie verschwendeten keine Zeit mit Begrüßungen. »Ist das Atelier offen?«

»Ja.«

Mahoney ließ ihn herein und ging mit schweren Schritten die Treppe hinauf. Vor der Ateliertür blieb er stehen. »Ich hab alles so gelassen, wie es war. Hab nichts angerührt.«

»Natürlich nicht.«

»Alles hier drin ist Lucys Auswahl. Sachen, die sie ausgesucht hat. Verstehen Sie?«



Mahoney schloss die Tür auf und öffnete sie. Als Caffery an ihm vorbeiging, mied er seinen Blick; er folgte ihm hinein und blieb dann, ohne ein Wort zu sagen, mit verschränkten Armen in der Ecke stehen.

Das Zimmer war groß; anscheinend war es als Elternschlafzimmer gedacht. Caffery erkannte die Umgebung wieder, in der das zweite Video mit Lucy gedreht worden war. Die Wände waren metallicfarben gestrichen, und überall hingen Gemälde. Sie hatte den Raum mit einem bemalten orientalischen Wandschirm abgetrennt. Der Teil mit der Tür war voll von Bildern: Fast zwanzig Leinwände lehnten an der Wand, und vier weitere standen dem Fenster gegenüber auf Staffeleien. Er ging auf die andere Seite des Wandschirms, weg vom Fenster, und sah sich um.

Pooley hatte recht gehabt. Lucy besaß einen ungewöhnlichen Geschmack. Die fast lebensgroße Bronzestatue einer nackten Frau

beherrschte den Raum. Vornübergebeugt reckte sie den Hintern in die Höhe und offenbarte jedes Fältchen zwischen ihren Beinen. Eine Reihe kleinerer Holzskulpturen war vermutlich vom Kamasutra oder etwas Ähnlichem inspiriert. An der Wand hingen mehrere Aktgemälde: Männer und Frauen, manchmal allein, manchmal zusammen. Sie sahen so amateurhaft aus, dass sie wahrscheinlich von Lucy stammten. Auf einem kleinen Tisch in der Ecke stand eine Schatulle die so aussah wie die im Emporium: ein mit Samt ausgeschlagener Schaukasten mit Kristallpenissen und Nippelklemmen aus Zinn. Es war genau so, wie Pooley es beschrieben hatte.

Schweigend ging Caffery um den Wandschirm herum auf die andere Seite, wo sich die anderen Gemälde befanden. Er sah Mahoney nicht an, sondern spähte in ein Glas, in dem ein Bündel Pinsel mit den Borsten nach unten in Terpentin stand. Gemächlich schob er sie

mit den Fingerspitzen hin und her, als hätte er nichts weiter im Sinn, und spazierte dann an den Leinwänden vorbei. Es handelte sich hauptsächlich um Himmelsbilder: Wolken, Vögel, ein Windvogel. Alle waren in einem Blauton gehalten, der eine Erinnerung in ihm wachrief. Eine seiner Exfreundinnen in London war Malerin gewesen, und sie hatte von gesättigten und reinen Farben geredet, von Tönen am blauen oder roten Ende des Spektrums. Caffery hatte es nie ganz verstanden, und ihm fehlten die Begriffe, um dieses Blau zu beschreiben oder zu erklären, warum es ihm bekannt vorkam.

»Sie sind alle in der gleichen Farbe«, stellte er in gleichmütigem Ton fest.

»Die hat sie geliebt.« Mahoney hielt immer noch seinen Blick gesenkt und schaute auf seine Füße. »Hat sie selbst gemischt. Sie sagte, das sei ihr Markenzeichen.«

Caffery schwieg einen Augenblick. Er stand

zwischen den Bildern und betrachtete Mahoneys grauen Anzug.

»Colin, ich hab Sie nie gefragt. Was machen Sie eigentlich? Beruflich, meine ich?«

»Ich? Ich bin staatlich geprüfter Finanzplaner.«

»Was ist das? Ein Versicherungsvertreter?«

»Ein Berater in Verlustfällen.«

»Also ein Versicherungsvertreter?«

»Heutzutage nennen wir es eher Haftungsberater. Oder Risikomanagementagent.«

»Aber Sie sind Versicherungsvertreter.«

Mahoney hob den Kopf und sah ihn an. Dann zog er eine Leinwand heraus und hielt sie in die Höhe. Sie war vielleicht einen halben Meter hoch und ebenso breit und zeigte das Gesicht eines kleinen Mädchens aus nächster Nähe. Das Kind trug eine Schleife in den

blonden Haaren. Wieder dieses Blau. »Das war das erste Bild, das sie von Daisy gemalt hat.«

»Hübsch.« Caffery zog das Foto von Susan Hopkins aus der Tasche und hielt es Mahoney vor das Gesicht. »Wissen Sie, wer das ist?«

Mahoney drehte den Kopf zur Seite, als ob das Foto einen üblen Geruch verströmte. »Sie brauchend mir nicht so dicht unter die Nase zu halten.«

»Ich hab gefragt, ob Sie wissen, wer das ist.«

»Nein, ich hab sie noch nie gesehen.«

»Kennen Sie den Namen Susan Hopkins?«

»Danach haben Sie mich schon am Telefon gefragt, erinnern Sie sich? Ich habe nein gesagt.«

»Aber die Sache ist ernst. Wirklich ernst. Schauen Sie genau hin.«

Mahoney stellte das Bild weg, nahm das Foto

in die Hand und studierte es. Er schüttelte den Kopf und gab es zurück. »Nein. Ehrlich nicht. Worum geht's denn da?«

Caffery steckte das Foto wieder ein. »Der Fall ist neu klassifiziert worden. Ich habe mich noch mal mit Lucys Freunden befasst. Ich weiß, was sie über ihre Vergangenheit sagen. Über Sie.«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden. Was um alles in der Welt sagen sie denn?«

»Dass Sie einen Stock im Arsch haben, der bis in den Hals reicht. Dass Sie sie verlassen haben. Aber nicht, weil Sie sie nicht mehr liebten, sondern weil Sie nicht mehr fertig wurden mit dem, was sie tat. Mit dem Zeug, das sie hier gesammelt hat. Mit diesen Bildern. Warum haben Sie mir das nicht erzählt?«

»Ich hielt es nicht für angebracht.«

»Nicht für angebracht? Angebracht? Kommen Sie mir nicht dauernd mit diesem Ausdruck,

Sie arroganter Pinsel. Wussten Sie nicht, wie wichtig so etwas sein könnte?«

»Wie kann das wichtig sein? Es war halt ihr Hobby. Eine ihrer Sammelleidenschaften. Offengestanden, ich finde es peinlich.«

»Sie könnte eine Prostituierte gewesen sein. Wissen Sie nicht, wie oft Huren umgebracht werden?«

Mahoney wurde puterrot. »Sie war keine Prostituierte. So war sie nicht. Es ist nur ein Hobby.«

Caffery legte die Hände auf das Fensterbrett und blieb einen Moment lang so stehen, um sich unter Kontrolle zu bringen. Draußen wehten Nebelschwaden um Glastonbury Tor, der wie eine einsame Insel aus der trockengelegten Ebene von Somerset ragte - wie ein umgestürzter Pudding am Horizont. »Sie haben recht. Sie war keine Hure. Aber darum geht es nicht. Sie hätten es mir sagen

müssen. Sie könnte sich mit jemandem eingelassen haben, und vielleicht hat sie ihn erpresst.« Er deutete hinter den Wandschirm. »Haben Sie deshalb das Sorgerecht für Daisy bekommen? Haben Sie das Zeug da gegen sie verwendet? Wissen Sie, wenn ich Sie nur ansehe, kann ich hören, wie die Worte >widerwärtige moralische Verkommenheit, Euer Ehren< aus Ihrem Mund kommen. Sie sind genau der Typ dafür.«

»Seien Sie nicht albern. Es gab nie Streit um Daisy. Nicht eine Sekunde lang.«

»Aber es ist doch seltsam, dass die Mutter nicht das Sorgerecht erhält.«

»Das ist überhaupt nicht seltsam. Ich bin der Vater. Lucy durfte sie besuchen, aber sie hatte weiter keine Rechte. Sie hat Daisy nie adoptiert. Lucy hat sich absolut vernünftig benommen.«

Caffery sah ihn scharf an. »Was haben Sie



gerade gesagt?«

»Dass sie sich absolut vernünftig benommen hat.«

»Nein, davor. Dass sie Daisy nicht adoptiert hat.«

»Hat sie nicht. Nicht offiziell jedenfalls.«

»Sie war nicht ihre leibliche Mutter?«

»Sie war ihre Stiefmutter. Daisys leibliche Mutter ist tot.«

Caffery starrte ihn durchdringend an.

»Niemand hat erwähnt, dass sie ihre Stieftochter war.«

»Wir haben's nicht an die große Glocke gehängt. Hauptsächlich Daisys wegen. Sie sah Lucy immer als ihre Mum.«

»Und wo ist dann...?« Er zögerte. Er dachte an die verpfuschte Kaiserschnittnarbe. Hier fehlte etwas. »Was ist mit Lucys anderem Kind?«

»Mit Lucys anderem Kind? Sie hatte keins.«

»Sind Sie sicher?«

»Absolut sicher. Sie hatte keine Kinder. Sie wollte keine.«

»Und sie hat auch nie ein Kind verloren?«

»Nein. Ich sage doch, es gab keine Kinder. Nur Daisy.«

Caffery wollte noch etwas sagen, aber dann ließ er es bleiben. Er sah Mahoney an, dass er wirklich nichts von einem Kind wusste. Er ging zum Fenster zurück, massierte seinen Nasenrücken und schaute zum Glastonbury Tor, um seine Gedanken zu ordnen. Wenn Lucys Kaiserschnitt nichts mit Daisy zu tun hatte, dann musste er nach der Trennung vorgenommen worden sein. Es gab ein Kind. Aber Mahoney wusste nichts davon.

»Bei Ihrer Trennung...«, sagte er schließlich.

»Da war Lucy nicht schwanger, oder?«

»Schwanger? Du lieber Gott, was wollen Sie denn damit sagen?«

»Ich will gar nichts sagen. Ich frage nur, weiter nichts. Haben Sie mir nicht gesagt, nach der Trennung hätten Sie sich lange Zeit gar nicht gesehen? Fast ein Jahr lang nicht?«

Mahoney hob den Daumen und drückte ihn in den rechten Augenwinkel. Dann tat er das Gleiche mit dem linken Auge. »Ich weiß nicht, was Sie mir da sagen wollen.«

Caffery antwortete nicht, seine Gedanken schweiften in die Ferne. Er war nicht sicher, wusste nicht, ob er sich hier nicht auf dem Holzweg befand, aber da gab es etwas. Etwas Großes. Lucy hatte ein Kind gehabt, von dem niemand wusste - keiner ihrer Freunde und nicht einmal ihr Exgatte. Sie hatte ein Kind gehabt. Es war verschwunden. Und vielleicht - möglicherweise - hatte sie deshalb jemanden erpresst.

Jetzt musste er nur noch herausfinden, mit wem sie zusammen gewesen war, nachdem sie und Mahoney sich getrennt hatten.

## 46

Die Räume der Bank befanden sich in einem denkmalgeschützten georgianischen Gebäude im Zentrum von Bath. Kleine Kabuffs aus Milchglas und Spanplatten drängten sich an den Wänden entlang; zwischen ihren Oberkanten und den Stuckdecken gab es eine Lücke von ungefähr zweieinhalb Metern. Es war elf Uhr, als der Bankangestellte Flea in eins der Kabuffs führte und sich ihr gegenüber an einen modernen Laminattisch mit einem Computermonitor setzte. Sie wechselten ein paar belanglose Worte, während er Formulare ausfüllte.

»Sie sind also bei der Polizei?« Er warf einen

Blick auf das Abzeichen an ihrem Polohemd.  
»Unterwassersuche? Was ist das? So was wie die Küstenwache?«

»Eher nicht.« Sie hatte schon vor langer Zeit gelernt, dass es nur zwei Reaktionen auf ihren Beruf gab: entweder eine Faszination, die ans Abartige grenzte, oder Abscheu. Und meist wanderte der erste Blick dann zu ihren Händen oder zu ihrer Kleidung. In manchen Ländern gehörten Leute, deren Beruf mit dem Tod zu tun hatte - Bestatter, Schlachthofarbeiter -, zu den Unberührbaren. Als wäre der Tod etwas Ansteckendes. »Wozu dient dieses Ding da?«, fragte sie.

»Hm? Ach, das. Das ist der Panikknopf.«

»Für welchen Fall?«

»Sie wissen schon.« Er rückte seinen Schlipsknoten zurecht. »Manchmal regen Kunden sich auf.«

»Worüber?«

»Je nachdem, ob wir ihnen ein Darlehen geben oder nicht.«

»Befürchten Sie das bei mir auch?«

Hüstelnd klapperte er noch ein wenig auf seiner Tastatur herum und starrte auf den Bildschirm. Dann erhob er sich und nahm die Unterlagen in die Hand, die er zusammengestellt hatte. »Entschuldigen Sie mich für einen Augenblick? Ich muss kurz mit meinem Vorgesetzten sprechen.«

Als er gegangen war, stand Flea auf, ging um den Tisch herum und warf einen Blick auf den Monitor. »Nur 8% eff. Jahreszins« leuchtete da in blauen Lettern auf dem Bildschirmschoner, und als sie die Maus bewegte, erschien ein Login-Fenster. Sie ging umher und betrachtete die Broschüren, die einen Lebensstil anpriesen, den man sich für nur acht Prozent Jahreszins leisten konnte. Sie hatte immer noch Kopfschmerzen. Das Elastoplast-Pflaster aus Polymer, das die

Ränder der Schnittwunde an ihrer Wange zusammenhielt, juckte. Sie ging zu der Milchglastür und schaute hinaus zu den Leuten, die kamen und gingen, und zu der Tür, durch die der Sachbearbeiter verschwunden war. Er ließ sich viel Zeit. Sie setzte sich wieder hin und bemühte sich, nicht zu zappeln. Dann drückte sie die Finger fest an die Schläfen, um die Kopfschmerzen zu lindern.

»Hallo.«

Er stand in der Tür. Lächelte ihr knapp zu und schloss die Tür hinter sich, weniger freundlich jetzt. Er legte seine Mappe auf den Tisch, nahm Platz, machte es sich bequem und loggte sich ein. Der Computer erwachte zum Leben und beleuchtete sein Gesicht. Er fing an, Zahlen einzutippen.

»Wollen Sie mich foltern?«

Er blickte auf. »Wie bitte?«

»Bitte foltern Sie mich nicht. Wenn die

Antwort ja ist, dann sagen Sie's einfach.  
Kriege ich das Darlehen?«

»Selbstverständlich.«

»Selbstverständlich?«

»Allen Horrorgeschichten zum Trotz vergeben wir immer noch Kredite, wissen Sie. Sie bieten gute Sicherheiten mit Ihrem Haus, Sie haben eine gute Stellung, und Sie sind seit zwölf Jahren Kundin bei uns. Es war überhaupt keine Frage, dass Sie Ihr Darlehen bekommen.«

»Soll das heißen, Sie haben die ganze Zeit gewusst, dass ich es kriege?«

Er blinzelte sie über seine Brille hinweg an, als sähe er sie zum ersten Mal wirklich. Dann schaute er wieder auf seinen Bildschirm, drückte auf eine Taste und zog ein Blatt aus dem Drucker. Er machte zwei Kreuzchen auf das Papier und reichte es ihr. »Unterschreiben Sie bitte da und da.«



Sie tat wie geheißen und gab ihm das Blatt zurück.

»So einfach ist das.« Er schob die Kappe auf seinen Stift. »Der Betrag wird in vierundzwanzig Stunden verfügbar sein.«

»In vierundzwanzig...«

»Ja.«

»Aber das ist ein ganzer Tag.«

Er sah auf die Uhr. »Bis morgen Mittag.«

»Das geht nicht. Ich brauche das Geld sofort.« Sie überlegte kurz. »Okay, dann geben Sie mir einen anderen Kredit. Einen, den ich jetzt gleich mitnehmen kann. Wir können die Formulare schnell ausfüllen.«

»Ich kann Ihnen keinen Kredit anbieten, über den Sie heute verfügen können.«

»Es muss doch einen geben. Die Zinsen sind mir egal, wirklich egal. Wie Sie sagten, ich bin seit zwölf Jahren Kundin bei Ihnen, ich biete

gute Sicherheiten, da muss es doch ein Darlehen geben, das ich...« Sie brach ab. Er schaute sie vielsagend an; sein Blick wanderte von dem Pflaster an ihrer Wange zu dem Polizeiabzeichen und weiter zu ihren Händen. Ihr wurde bewusst, dass sie halb aufgestanden war. Ihre Hände lagen auf den Armlehnen des Stuhls. Er hob die Brauen und blickte hinüber zu dem Panikknopf.

»War nur ein Test.« Seufzend setzte sie sich wieder und zwang sich zu einem müden Lächeln. »Nur ein kleiner Test.«

## 47

»Und?« Steve Lindermilk sitzt auf dem Sofa. Die Terrassentür steht offen. Es ist ein schöner Nachmittag, und draußen im Garten blühen die rosa Azaleen. Neben ihm steht ein Glas Rum mit Coke, aber er hat es nicht angerührt.

»Weshalb wolltest du mich sprechen?«

Ruth sieht ihren Sohn lächelnd an. Er trägt Jeans und Turnschuhe. Eine Umbro-Sportjacke mit Paspeln an den Ärmeln. Er hat ihre Beine: kräftig. Und ihre Nase. Stevie hat nicht viel von den Lindermilks. Nicht dieses eingedrückte Gesicht wie Sue. »Ich hatte da eine Frage, mein Schatz. Aber das hat sich erledigt. Ich wollte dich nur sehen.« Sie hebt das Glas, als wäre dies seine Taufe oder ein besonderer Anlass, und sie möchte auf ihren wunderbaren Sohn trinken. Heute Nachmittag geht es ihr gut: Erst vor einer Stunde hat sie ein Telefongespräch mit der Privatdetektivin beendet. Mit der kleinen Miss, die vielleicht nicht weiß, wie ein Mädchen sich anzieht, aber zumindest über einen vernünftigen Kopf verfügt. Sie hat das Geld aufgetrieben. Es wird morgen Nachmittag kommen. »Ich wollte nur meinen wunderbaren Jungen sehen. Meinen wunderbaren, wunderbaren Jungen.«

Er lächelt matt. Schlägt ein Bein über das andere, nimmt es wieder herunter. Schaut das Glas in ihrer Hand an. Schaut die gefleckte Katze an, die zu ihren Füßen auf dem Rücken liegt.

»Ich sehe, du hast eine neue Katze.«

»Zwei, Schatz.«

Steve seufzt. »Zwei neue?«

»Sei nicht so. Sie sollten ins Tierheim. Was sollte ich denn machen?«

»Du könntest jederzeit nein sagen.«

»Vielleicht könntest du das, Stevie, aber ich kann es nicht. Niemals.« Sie klopft an ihr Glas. »Du willst doch nicht reden wie die da draußen? Oder zu denen gehören, die mich ständig schikanieren?«

»Mum, es gibt einen ganz einfachen Weg, das zu vermeiden. Nimm das Fernrohr weg. Nur das ist es, was sie so sauer macht.«

»Nein. Ich hole es nicht herein. Wenn sie wissen, dass ich sie beobachte, fahren sie vielleicht ein bisschen langsamer.«

»Gib es mir. Ich werde es sicher verwahren.«

»Es ist nicht viel wert, Stevie.«

»Mich interessiert nicht, was es wert ist, sondern was die Leute denken. Und in Gottes Namen, Mum, hör auf zu fotografieren. Was letztes Mal passiert ist, soll sich doch nicht wiederholen, oder?« Sein Blick wandert zu den Fotos von Möwen, Katzen und Lummen. Zu den Delphinen. Zu den schönen Geschöpfen auf diesem Planeten. Er steht auf und geht zum Computer. Schaut sich die Bilder an, die sie morgens von den Nachbarn mit ihren Autos gemacht hat. »Ich meine, sieh dir das doch an. Die glauben, du bespitzelst sie.«

»Na, das tue ich auch. Und das muss ich. Ich versuche die Unschuldigen dieser Welt zu

beschützen. Die, die niemandem je etwas getan haben. Auf wessen Seite stehst du eigentlich?«

»Auf deiner. Natürlich stehe ich auf deiner Seite, und das werde ich immer tun. Aber Mum, das hier sieht verrückt aus. Und je mehr Fotos du machst, je mehr Blödsinn du zusammenträgst, desto eher glauben die Leute, du hast sie nicht mehr alle. Tu mir einfach einen Gefallen: Hör auf zu fotografieren, Mum. Hol das Fernrohr ins Haus. Und diese Steinkatzen auf dem Dach müssen weg. Sie sind peinlich.«

»Mir gefallen sie.«

»Dir ja, aber dem Rest der Nachbarschaft nicht, oder? Es sieht aus wie das verdammte Hexenhaus in Hänsel und Gretel. Hör einfach auf mit diesen Fotos, und wirf die weg, die du schon hast.«

Ruth klopft mit dem Fingernagel gegen einen

Zahn, den abgebrochenen. Mustert ihn nachdenklich. »Bin ich dir auch peinlich, Stevie? Ja?«

Steve schiebt sein Glas weg. Seiner Miene ist das Unbehagen anzusehen. »Natürlich nicht«, murmelt er.

»Was ist mit deinem Drink, Herzchen? Willst du ihn nicht?«

»Nein. Ich muss noch fahren.«

»Ein kleiner Drink schadet doch nichts. Als dein Onkel angehalten wurde, hatte er drei Pints und eine halbe Flasche Wein getrunken, und der Test war trotzdem negativ.«

»Danke, Mum. Ich möchte nicht.«

»Du bist ein guter Junge, Stevie. Ein guter Junge.«

»Ja.«

Sie kaut an ihren Nägeln. Schaut zum Fernseher hinüber. EastEnders läuft. Der Ton

ist abgeschaltet. Interessant, wie schnell diese Detektivin das Geld auftreiben konnte, denkt sie. Kein Gefeilsche. Die volle Summe. Wer mag wohl ihre Klientin sein? Sie ist sicher, dass an diesem kleinen Honigtöpfchen noch ein bisschen mehr Geld hängt; sie kann es riechen. Ihren Termin mit dem Chirurgen hat sie morgen früh. Wenn er das Geld für die Operation im Voraus haben will, wird sie der Detektivin die fünfzehn Riesen abnehmen und damit zufrieden sein. Wenn er bereit ist zu warten, hat sie noch ein wenig Zeit, um die Latte etwas höher zu legen. Dann kann sie die fünfzehntausend zurückweisen, wenn die kleine Miss am Mittag aufkreuzt, und ein bisschen mehr verlangen.

Sie betrachtet ihre Fingernägel, an denen sie gekaut hat. Schiebt an einem die Nagelhaut zurück und streckt die Hand aus, um zu sehen, wie das Licht sich im Nagellack spiegelt.

»Stevie? Willst du wissen, warum ich dich



gebeten habe herzukommen?«

»Ich dachte mir schon, dass es nicht nur darum ging, mich zu sehen.«

»Du hast recht. Ich hab dich gebeten zu kommen, weil ich dir ein richtig schönes Geschenk machen möchte.« Sie lächelt ihn kokett an. »Etwas Schönes, Stevie. Sehr bald schon. Ich schenke dir einen - einen Porsche. Nein - wie viel kostet ein Porsche? Vielleicht so was wie...« Sie klappert mit den Wimpern. »Was kostet ein Porsche?«

»Keine Ahnung. Achtzigtausend, würde ich schätzen. Wenn du ihn neu kaufst.«

»So was Ähnliches wie einen Porsche dann. So gut wie ein Porsche. Was Schwarzes. Mit getönten Fenstern. Einen von diesen Offroadern, wenn du willst.«

»Nein. Lass nur, Mum. Spar dein Geld. Gib es für dich aus.«

Sie beugt sich hinüber und bohrt ihre Fingernägel sanft in seinen Arm. »Ich bin gut bei Kasse. Du wirst schon noch sehen, Stevie - eines nicht sehr fernen Tages wirst du schon sehen, und du wirst sehr, sehr stolz sein.«

## 48

Es war ein kühler Abend; von der Hitze des Tages war nichts mehr zu spüren. Flea trug ein Powerlite-Tanktop und -Shorts und lief einen Zwei-Meilen-Rundkurs über die Landstraßen, die sich um die Hügel nördlich von Bath schlängelten. Vor Jahren, bevor Mum und Dad verunglückt waren, hatte sie Männer gehabt - viele sogar. Einer war ein ehemaliger in Quantico ausgebildeter Marineinfanterist gewesen, Sie waren zusammen gelaufen, und er hatte ihr die Fartlek-Technik beigebracht, die sie immer noch anwendete: ein Zwei-

Kilometer-Sprint, dann fünf Minuten Gehen und schließlich ein langer Dauerlauf mit großen, ausgreifenden Schritten und in gemütlichem Tempo, alle dreihundert Meter unterbrochen von einem Sechzig-Meter-Sprint. Nach jedem zehnten Sprint kontrollierte sie ihren Puls: durchschnittlich hundertdreundsiebzig. Weit oberhalb des üblichen Herzfrequenzbereichs. Aber das brauchte sie heute.

Nach neunzig Minuten hatte sie die Laktatschwelle ihrer Schätzung nach um das Zwanzigfache überschritten. Sie sollte jetzt in die Abkühlungsphase übergehen, ein bisschen bremsen und gemächlich nach Hause joggen. Aber sie lief weiter auf vollen Touren und jagte über die Landstraßen, bis die Sonne hinter Bristol versank, lange Schatten über den Feldern lagen und ihre Beine zitterten. Bis sie ruhig war. Rannte weiter, bis sie nichts mehr empfand außer einem Rest von Trauer, einem dumpfen Schmerz in der Nähe der Lunge, der

sie an ihren Bruder erinnerte.

Auf dem letzten Stück, einer schmalen, von Bäumen gesäumten Straße mit einer Pferdeweide zur Rechten, glaubte sie, in der Tür ihres Hauses etwas zu erkennen. Etwas Kleines wie ein Tier, einen Hund vielleicht, der auf den Hinterbeinen stand und ihr durch die dunkle Allee entgegenspähte. Sie lief langsamer. Kniff die Augen zusammen. Was immer es gewesen war, es war verschwunden. Vielleicht hatten die Schatten sie getäuscht. Da war nichts, nur der lange, kerzengerade Stamm des Eukalyptusbaums der Nachbarn am Rand ihrer Einfahrt.

Sie trabte bis zum Haus und einmal um das Grundstück herum, aber sie konnte nichts Ungewöhnliches entdecken. Das Haus schien leer zu sein. Im Garten herrschte Stille. Es war jetzt fast dunkel, und nur aus den Fenstern der Oscars hoch oben in der Mauer fiel gedämpftes, gelbliches Licht.

Sie steckte den Schlüssel ins Schloss, doch dann hielt sie einen Moment lang inne; der Schweiß lief in Strömen an ihr herunter, und ihr Gehirn arbeitete. Sie zog den Schlüssel wieder heraus und ging zwei Schritte an der Hauswand entlang bis zu der Glyzine, die dort in dichten Rispen blühte.

Seit Jahren hatten sie in der Familie die Gewohnheit, an einem Nagel unter der Glyzine einen Hausschlüssel aufzubewahren. Für Notfälle. Er hing versteckt hinter dem dicken Stamm, sodass er auch im Winter nur für Eingeweihte zu finden war. Sie schob die Blätter beiseite und sah nach. Da hing er, wie schon seit Jahren: ein bisschen rostig und gut verborgen. Nichts war verändert, da war sie sicher. Alles in Ordnung. Nichts zu beanstanden.

Sie drehte sich langsam um und betrachtete die Bäume. Hinter einem Halloween-Filigran aus Zweigen leuchtete die kalte Scheibe des

Mondes. Sie dachte an menschliche Füße, die über ihr in einer Wolke von Luftblasen verschwanden. Und an Caffery: Haben Sie sich schon mal gefragt, ob uns an dem Tag jemand entkommen ist? Als wir in diese leer stehenden Räume eingedrungen sind?

Nach der Razzia bei der Operation Norwegen hatte Wellard sich beklagt, er habe sich »beobachtet gefühlt«, als er aus dem Gebäude kam. »Beobachtet« war das richtige Wort. Sie hatten es alle gespürt. Und am Abend, nachdem alles vorbei und sie zu Hause war, überkam sie für einen Augenblick das Gefühl, dass bei dieser Festnahme irgendetwas nicht gestimmt hatte.

Sie nahm den Schlüssel vom Nagel, steckte ihn ein und ging ins Haus. In der leeren Diele war es kühl; nur eine Motte flatterte gegen die Deckenlampe. »Hallo?«, rief Flea. »Hallo?«

Sie knipste in allen Zimmern im Erdgeschoss das Licht an, lief in die Garage und starrte

geraume Zeit die Umrisse in der Wanne an, die Stellen, an denen das Plastik über den Rand ragte. Sie war vor ihrem Dauerlauf hier gewesen, hatte das Wasser herausgeschöpft und Eis nachgefüllt. Seitdem hatte sich nichts verändert. Nichts.

Sie ging in die Küche und betrachtete die Dinge auf dem Bord: die Töpfe und Pfannen ihrer Mutter, den alten Tresor ihres Vaters, den niemand öffnen konnte - der Himmel wusste, was darin war. Sie nahm den Hausschlüssel aus der Tasche und legte ihn auf den Kaminsims. Nur zwei Menschen wussten, wo er aufbewahrt wurde. Der eine war Kaiser, der Freund ihres Vaters, und der andere... tja, der andere war Thom.

Irgendwo über ihr, in einem der Schlafzimmer, hörte sie ein leises Knarren. Sie schaute zur Decke, ihre Augen tränten ein bisschen. Jeden Abend um sechs schaltete sich der Heißwasserboiler ein, und die Rohrleitungen

entwickelten manchmal ein Eigenleben. Sie ließen das alte Haus knarren und ächzen.

Sie ging in die Diele. Der Mond schien durch die halb verglaste Hintertür und gab den Dingen metallisch changierende Konturen: dem Teppichläufer, den blank gebohnerten Bodendielen zu beiden Seiten, dem Schirmständer und dem alten Spiegel mit dem geschnitzten Rahmen am Fuß der Treppe. Ihre Gummistiefel standen neben der Hintertür, als hätte sie eben erst jemand ausgezogen. Sie schienen unendlich weit weg zu sein, als wäre die Diele stetig länger geworden, während sie in der Küche war.

Im Schirmständer befanden sich keine Schirme, aber er war voll mit anderem Kram; es gab einen Wanderstock, eine alte Hundeleine von einem längst verstorbenen Hund und einen Malakka-Stockdegen, den ihr Vater vor Jahren aus Polen mitgebracht hatte. Ohne die Treppe, das dunkle Nichts auf dem



Absatz dort oben, aus den Augen zu lassen, ging sie hin und zog lautlos den Degen heraus, hielt ihn vor sich und stieg die Treppe hinauf. Die Stufen knarrten unter ihren Füßen.

Oben war es finster. Sie lief durch den Korridor mit dem unebenen Boden und der niedrigen Decke, dann in die Schlafzimmer, schnell und leise, wie sie es trainiert hatte: ihr eigenes Zimmer, Mum und Dads Zimmer, wo das Bettzeug zusammengelegt auf dem Boden lag, weil sie es immer noch nicht übers Herz gebracht hatte, es wegzuräumen. Das Zimmer, in dem Dad damals Thom geohrfeigt hatte. Zwei leere Zimmer am Ende des Korridors. Hier war niemand außer ihr und der Heißwasserpumpe.

Sie setzte sich auf die oberste Stufe, wühlte ihr Telefon hervor und rief Jack Caffery an.

»Ich bin im Auto«, sagte er. »Ich lege Sie auf die Freisprechanlage.« Dann folgten eine Pause und ein dumpfes Geräusch. Sie hörte

das gedämpfte Rumpeln und Vibrieren eines Wagens, der irgendwo da draußen mit siebzig Meilen in der Stunde durch den Abend fuhr.

»Was gibt's?«

»Haben Sie ihn gefunden?«

»Wen?«

Sie rieb sich die Beine, um die Gänsehaut zu glätten. »Das Ding, nach dem Sie gesucht haben. Den Tokoloshe.«

»Sie dachten, ich bin verrückt. Aber es hat sich herausgestellt, dass ich es nicht war. Da war noch jemand in diesem Loch an dem Tag. Jemand, der entkommen ist. Er heißt Arnos Chipeta. Ein illegaler Einwanderer.«

»Wie alt ist er? Er kann kein Erwachsener sein, der wäre niemals durch das Fenster gekommen.«

»Aber jemand mit einer angeborenen Missbildung schon. Schon mal von

Knochendysplasie gehört?«

Sie massierte sich die Schläfen, und plötzlich erinnerte sie sich an eine Abbildung des Tokoloshe in einem Buch, das sie während der Ermittlungen bei der Operation Norwegen gelesen hatte. Als sie es jetzt im Geiste mit den Bildern verglich, die sie gelegentlich in medizinischen Lehrbüchern gesehen hatte, verstand sie, wovon Caffery sprach. »Nein«, sagte sie leise. »Aber ich kann's mir, glaube ich, vorstellen.«

»Und Folgendes wird Ihnen gefallen. Erinnern Sie sich an meine Frage nach dem Freediving? Arnos Chipeta hat als Freitaucher angefangen, hat nach Wracks getaucht. Am Ende hat er mit muti-Artikeln gehandelt und schließlich unseren einheimischen Gangstern beigebracht, wie man Leichen zerstückelt. Ein schöner Lebenslauf.«

»O Gott«, murmelte sie und dachte an die Füße im Wasser. Wegen der fünfzig Meter war

sie skeptisch gewesen, aber ein paar der besten Freediver der Welt hatten als Wracktaucher begonnen. Dann fiel ihr der Schlüssel ein, der unten auf dem Kaminsims lag. Arnos hatte den Leuten der Operation Norwegen gezeigt, wie man Leichen zerstückelte. Was könnte er da mit der anstellen, die unten in der Garage lag? »Was unternimmt die MCIU seinetwegen? Wo ist er?«

Caffery schwieg einen Moment. »Keine Ahnung.«

»Soll das heißen, er ist irgendwo da draußen?«

»Ja. Er hält sich versteckt. Wahrscheinlich unter freiem Himmel. Wir wissen es nicht.«

»Ist er... Wenn Sie sagen, er zerstückelt Leichen, soll das doch nicht etwa heißen, dass er immer noch gefährlich ist, oder?«

»Gefährlich?« Wieder trat eine Pause ein, und man hörte nur das dumpfe Dröhnen des Autos, das durch die Dunkelheit fuhr. »Auch das weiß

ich nicht. Aber ich glaube...« Caffery brach ab.

»Ja?«, flüsterte sie, und ihre Arme fühlten sich sehr kalt an. »Sie glauben...?«

»Glastonbury Tor«, sagte er wie aus weiter Ferne. »Der verdammte Tor.«

»Was?«

»Nichts«, murmelte er. »Nichts.«

Und bevor sie etwas erwidern konnte, hatte er die Verbindung beendet. Sie hielt das Telefon in der Hand, während das Licht im Display verlöschte. Das Dröhnen seines Autos klang ihr noch in den Ohren.

So saß sie lange Zeit da, starrte das Telefon an und fror. Ein illegaler Einwanderer? Irgendwo da draußen in der Nacht? Kroch er da durch Hecken und Wälder?

Sie stand auf und nahm sich zusammen. Sie musste noch einmal in die Garage gehen und nach Misty Kitsons Leiche sehen.

Und in diesem Moment begann das Klopfen an der Hintertür.

## 49

Die letzten Begegnungen mit Flea waren zwar nicht in handfeste Streitereien ausgeartet, aber besonders freundlich waren sie auch nicht verlaufen, dachte Caffery. Deshalb war es eine Überraschung gewesen, ihre Stimme zu hören, eine unangenehme Überraschung. Unter anderen Umständen hätte er diese Gelegenheit vielleicht dazu genutzt, sie ein bisschen in die Zange zu nehmen, weshalb sie sich so verdammt merkwürdig verhalten hatte. Aber dann war ihm das Bild des Glastonbury Tor in den Sinn gekommen, und gleichzeitig hatte grelles Scheinwerferlicht diesem Gedankengang ein Ende bereitet. Er fuhr auf der Überholspur der M 5, als dicht hinter ihm

ein jugendlicher Raser in einem Golf GTI auftauchte. Er beendete das Telefonat und bremste so schnell ab, dass der Bengel ihm im Vorbeifahren den Mittelfinger zeigte.

Es war kurz vor zehn. Den halben Abend hatte er versucht, einen Hinweis darauf zu finden, mit wem Lucy zusammen gewesen war - wer dieses Kind gezeugt hatte und was aus ihm geworden war. Er hatte den Durchsuchungsbeschluss für die Bank erhalten; er würde am nächsten Morgen zugestellt werden, und sobald es hell wäre, würde er damit beginnen, Lucys Freunde und ihren Arzt zu befragen und einen zweiten Beschluss beantragen, der ihm Einblick in die Unterlagen sämtlicher örtlicher Entbindungskliniken aus den letzten vierundzwanzig Monaten gewähren würde. Er hatte alles getan, was in seiner Macht stand. Um halb elf hatte er das Büro verlassen, resigniert und ausgelaugt.

Jetzt legte er das Telefon auf den Beifahrersitz und zog den Wagen quer über die Fahrbahn auf die Mittelspur, ohne den Golf und den ausgestreckten Finger zu beachten. Glastonbury Tor. Die Form dieses Hügels, der aussah wie ein hoch aufragender Pudding, spukte in den letzten paar Tagen immer wieder in seinem Kopf herum. Aber erst jetzt ergab es langsam einen Sinn. Er blieb auf der mittleren Spur und hielt die Tachonadel bei stetigen fünfundsiebzig Meilen. Er sah den Trödelhändler, James Pooley vor sich, wie er die Briefbeschwerer betrachtete und mit den Händen die Kegelform des Tor nachahmte.

Man könnte sie so aneinanderreihen. Vielleicht auf einer Fensterbank. Zum Beispiel, wenn da etwas vor dem Fenster wäre, auf das man die Aufmerksamkeit lenken wollte.

Deshalb besaß Pooley keine Verkaufsbelege. Lucy hatte die Stücke nicht bezahlt. Und die anderen Briefbeschwerer, die Pooley ihm



gezeigt hatte - eingekauft, weil Lucy die Farbe gefallen würde -, wiesen exakt den gleichen Blauton auf wie Lucys Gemälde. Woher wusste Pooley, dass ihr die Farbe gefallen würde, wenn er nie in ihrem Zimmer gewesen war und die Bilder gesehen hatte? Woher wusste er, dass sie durch ihr Atelierfenster den Glastonbury Tor sehen konnte? Zumal, wenn sie diesen Raum so abschottete? Waren das Dinge, die in einer alltäglichen Unterhaltung erwähnt wurden? Das glaubte er nicht. Vermutlich war es Pooley gewesen, der dieses Video in Lucys Atelier aufgenommen hatte.

Er rief den Leiter der Spurensicherung an, der bei der Durchsuchung von Susan Hopkins Wohnung dabei gewesen war. Das Telefon war abgeschaltet, und Caffery hinterließ eine Nachricht: »Ich wüsste gern, ob es in der Wohnung der Hopkins irgendwelche Antiquitäten gab. Oder Briefbeschwerer. Und ist irgendwo der Name >Emporium< aufgetaucht? Rufen Sie mich an. So bald wie

möglich, ja? Auch wenn Sie diese Nachricht erst um zwei Uhr morgens abhören.«

Dann wählte er die Nummer der Dienststelle und ließ den Namen James Pooley in den Computer eingeben. Der Mann war sauber. Eine Suche im Melderegister förderte drei James Pooleys zutage, zwei in Wiltshire und einen in Somerset. Alle drei wohnten mindestens anderthalb Autostunden weit entfernt. Während er noch überlegte, welchen er zuerst aufsuchen sollte, sah er die Ausfahrt zur Ringstraße nach Brislington. Er schaltete den Blinker ein, verließ die Autobahn, fuhr über die Brücke und auf der leeren Straße in Richtung Süden.

In der Einfahrt des kleinen Gewerbegebiets stand eine Kabine mit einem Wachmann. Der Mann schlief fest; eine Zeitung lag ausgebreitet auf seinem Bauch. Caffery musste an das Fenster der Kabine hämmern, um ihn zu wecken. Allem Anschein nach war er nicht

sehr erpicht darauf, seinen Job zu behalten, denn er ließ Caffery wortlos hineinfahren, und obwohl er den Dienstausweis gesehen hatte und wusste, dass es sich um eine polizeiliche Angelegenheit handelte, machte er sich nicht die Mühe, ihm zu folgen, sondern schlief gleich wieder ein.

Das Erste, was Caffery am hinteren Ende des Geländes bemerkte, war der Umstand, dass die hohen Flügel des Hangar-Schiebetors des Emporiums offen standen. Um diese Zeit war das merkwürdig, auch wenn hier ein Nachtwächter Dienst hatte. Caffery stellte den Motor ab und ließ das Fenster herunter. Es gab hier keine künstliche Beleuchtung; nur der milchige Widerschein der Innenstadt von Bristol tauchte alles in ein gleichförmiges Grau. Nur schemenhaft nahm er die Umrisse der Waren an den Wänden im Hangar wahr. Ungefähr fünf Meter vor ihm parkten zwei Autos mit dem Kühler zu ihm. Er überlegte, ob er noch einmal anrufen und die Kennzeichen

überprüfen lassen sollte, als ein Geräusch aus dem Hangar kam. Ein Geräusch, bei dem sich seine Nackenhaare sträubten.

Er öffnete das Handschuhfach. Die schicke Pistole steckte hinter einer Straßenkarte und zwei Päckchen Tabak. Unbenutzbar. Er starrte sie einen Moment lang an, klappte dann das Handschuhfach wieder zu und tastete unter seinem Jackett nach dem ASP-Schlagstock und dem CS-Gas-Spray. Er stieg aus, drückte die Wagentür geräuschlos zu und lief schnell und lautlos auf das Portal zu; blieb daneben stehen, sodass man ihn von drinnen nicht sehen konnte. Das Geräusch hörte sich hier lauter an, doch obwohl er konzentriert lauschte, konnte er es nicht identifizieren. Es konnte ein Tier sein, ein verletzter Fuchs, der da hechelte. Oder ein wimmerndes Kind.

Er öffnete vorschriftsmäßig den Mund, um zu rufen denn man hatte die Leute zu warnen: Hier sei die Polizei, und man komme jetzt

herein. Man musste ihnen eine Chance geben. Eine Chance wozu? Nicht in Panik zu geraten? Nicht zu schießen? Oder die Chance, einfach wegzulaufen? Er schlug sein Jackett vor dem Funkgerät zurück, das mit einem Clip an der Brusttasche befestigt war, damit er im Notfall den roten Notrufknopf drücken konnte, und schlich sich dann in den Hangar.

Die Halle war größer, als er sie in Erinnerung hatte, und höher. Im Halbdunkel spürte er den gewaltigen Hohlraum, der sich über seinem Kopf wölbte. Der matte Lichtschein der Stadt fiel hinter ihm herein, und vor ihm drang das staubig blaue Licht eines Computers oder Faxgeräts durch die Fenster des Büros. Dort, wo die Kundin die Kristalle des Kronleuchters entwirrt hatte, blieb er stehen. Er stützte sich mit einer Hand auf eine niedrige Eichenholzbank, mit der anderen umfasste er die CS-Gas-Sprühdose und legte den Kopf in den Nacken, um sich auf das Geräusch zu konzentrieren. Es schien von überall und

nirgends herzukommen und zwischen den Dachträgern widerzuhallen. Was war das? Er bekam Gänsehaut davon, denn eins war sicher. Es kam von etwas Lebendigem.

Da lag auch ein Geruch in der Luft. Alt und namenlos, aber vertraut. Er wartete einen Herzschlag lang und versuchte ihn einzuordnen, und dann wurde ihm klar, dass er von der Bank kam, auf die er sich gestützt hatte. Er hob die Hand, rieb die Finger aneinander. Etwas klebte an ihnen. Er hielt sie unter die Nase und schnupperte. Ein Verdacht stieg in ihm auf, bei dem es ihm kalt über den Rücken lief. Es war Fett. Tierisches Fett.

Er erinnerte sich, dass er die Bank schon am Tag zuvor bemerkt hatte. Es war ein abgenutzter Gerberbaum mit einer senkrecht darüber angebrachten halbrunden Klinge, etwas mehr als einen Meter hoch. Gerber hatten so etwas benutzt, um Leder vom Fleisch zu befreien; sie setzten sich auf diese Bank

und bearbeiteten die Haut mit der Klinge. Die Haut konnte so groß sein wie die eines Rehs oder eines Elchs. Oder so klein wie die eines Hundes.

Das Geräusch hörte auf.

Er drehte sich um. Seine Finger berührten den Schlagstock. Er spähte in die Dunkelheit. Lass uns hinausgehen, wollte er rufen. Lass uns hinausgehen, wo es ein bisschen heller ist und mein Auto steht und wo ich weiß, dass dieses beschissene Funkgerät Netzkontakt hat. Aber stattdessen sprach er mit leiser, ruhiger Stimme. »Ich denke, wir sollten uns unterhalten. Ich schlage vor, wir schalten das Licht ein und reden miteinander.«

Stille. Ein Schwärm Fledermäuse schwirrte zwischen den Dachträgern umher.

»Sind Sie da?«

Er dachte an die verrückte Kundin, die unermüdlich die Lüsterkristalle geordnet hatte,

an ihren stumpfen, resignierten Blick. Und er dachte an die Pistole, die im Handschuhfach lag.

»Ich frage, ob Sie da sind?«

Hinter ihm klickte etwas, und dann ertönte ein lautes Dröhnen. Er fuhr herum und sah, wie das große Schiebetor sich vor dem Nachthimmel schloss. Er stand im Dunkeln, allein mit dem blauen Licht des Computers und seinem klopfenden Herzen.

Er holte die Gasdose hervor und hielt sie mit ausgestrecktem Arm vor sich. Warum hatte er die Pistole im Handschuhfach gelassen? Jetzt hätte er sie gebrauchen können. »Ich warne Sie, verdammt«, sagte er. »Ganz im Ernst, fangen Sie keinen Scheiß mit mir an.«

Die Dunkelheit war undurchdringlich. Er bewegte die Sprühdose im Bogen hin und her, jederzeit bereit, die Sicherung zu lösen, wenn sich irgendetwas auf ihn stürzen sollte. Seine



ganze Haut knisterte, und seine Ohren lauschten angestrengt nach dem leisesten Geräusch, der winzigsten Bewegung.

»Ich komme jetzt«, sagte er. »Ich komme zur Tür.«

Nach ein paar Schritten blieb er erneut stehen. Sein Fuß war an einen kniehohen Gegenstand gestoßen. Er zog ihn zurück und spürte, dass ein, zwei Schritte weiter links von ihm etwas stand - fahl und geisterhaft, mannshoch - und ihn beobachtete. Er drehte sich nicht um, sondern blieb der Tür zugewandt und versuchte, die Gestalt aus dem Augenwinkel zu taxieren.

Ein Gesicht, ein blasses, ovales Gesicht starrte ihn in der Finsternis unverwandt an. Anderthalb Schritt weit von ihm entfernt. Groß. Groß und kräftig.

»Ich kann Ihnen wehtun«, sagte er leise. »Ich bin ausgebildet, Sie nicht. Ich kann es sehr

unangenehm für Sie werden lassen. Also treten Sie zurück.«

Das Gesicht blieb, wo es war. Schaute ihn einfach an.

»Sie sollen zurücktreten, hab ich gesagt.«

Immer noch keine Bewegung. Mit klopfendem Herzen spielte Caffery die nächste Bewegung durch, dachte an Reaktionsdistanzen und an die Wirkung des Gassprays - nicht nur auf den Knilch da vorn, sondern auch auf seine eigenen Atemwege.

Eins, zwei, drei, zählte er bei sich. Eins, zwei, drei - und los.

»Treten Sie zurück!« Er hielt die linke Hand vor sein Gesicht und die rechte nach vorn ausgestreckt. Er musste seine Augen schützen. »Zurück, habe ich gesagt, du Idiot. Du sollst verdammt noch mal zurücktreten!«

Er drückte drei Sekunden lang auf den

Sprühknopf, ließ ihn dann wieder los und senkte die Hand. Taumelte einen Schritt zurück, stieß irgendetwas um, hielt den Arm vor das Gesicht und blinzelte durch die Chemikalienwolke. Die Gestalt hatte sich nicht bewegt. Er hob den Arm ein kleines Stück höher; seine Augen tränten von dem Gas, das zu ihm zurückwehte. Das Gesicht war immer noch da, unbewegt und glatt. Die Flüssigkeit lief langsam daran herunter, bildete am Kinn ein Rinnsal und tropfte nach unten ins Nichts. Die Augen offen und glasig, und keine Spur von dem Husten oder Erbrechen, das er erwartet hatte.

»Scheiße.« Er senkte den Kopf und spuckte auf den Boden. »Scheiße.«

Es war eine Jahrmarktsfigur. Das spröde Puppengesicht blickte völlig ungerührt. Schwer atmend wandte er sich zur Tür. Wo, zum Teufel, befand sich Pooley? In welchen Gang hatte er sich geschlichen? Hinter

welchem Möbelstapel versteckt? Zur Tür, dachte er. Du musst zur Tür. Er tat einen Schritt nach vorn. Etwas prallte gegen seine Brust. Ein Arm schloss sich um seinen Hals, eine Hand griff lähmend in seine Weichteile und zog ihn hinunter.

## 50

Katherine Oscar stand mit erhobener Hand vor der Hintertür und wollte gerade wieder klopfen.

»Herrgott noch mal.« Flea ließ den Degen klirrend zu Boden fallen, lehnte sich an die Wand und legte eine Hand an die Stirn. »Herrgott. Tun Sie das nicht noch einmal.«

Katherine betrachtete ihr erschöpftes Gesicht und ihr Haar, das wirr auf die Schultern herabhing. »Du lieber Himmel. Was ist denn

los?«

»Ich bin müde.« Flea schüttelte den Kopf. »Es war ein langer Tag.«

Katherine lächelte kurz, als hätte sie gar nichts gehört. Anscheinend machte es ihr Spaß, Flea in ihren schlimmsten Momenten zu erwischen und sich jeden Tag einen kleinen Triumph zu gönnen: ungewaschene Haare, unmoderne Jacke, keine Einladung zum Rennen nach Ascot oder Cheltenham. Damit machte sie ihre Punkte. »Wie geht's Ihnen, Phoebe? Was macht Ihr furchtbarer Job?«

Ohne auf eine Antwort zu warten, trat sie einen Schritt näher und reckte den Hals, um durch die Tür in die Diele zu spähen. Flea reagierte mit einem Schritt zur Seite und versperrte ihr die Sicht. Katherine versuchte ständig, sich ins Haus zu drängen und einen Blick auf den Antiquitätenschatz zu werfen, den die Marleys - davon war sie überzeugt - bei ihren Auslandsreisen zusammengetragen

haben mussten. In den oberen Zimmern lagen tatsächlich ein paar Stücke herum: afrikanische Masken und russische Puppen, Schachteln mit Muscheln, die ihr Vater in Palau heraufgeholt hatte, und der Stockdegen. Aber davon abgesehen täuschte Katherine sich: Nichts von all dem war wirklich wertvoll.

Einen Moment lang herrschte Stille. Erst jetzt schien Katherine zu begreifen, was Flea tat, und wich einen Schritt zurück. »Es tut mir sooo leid. Entschuldigen Sie, ich bin so unhöflich. Meine Mutter sagte immer, ich habe keine Manieren.«

»Wie lange stehen Sie schon da draußen?«

»Wie lange? Nur eine Minute. Warum?«

»Sind Sie sicher, dass Sie nicht durchs Fenster geschaut haben?«

»Was für ein absurder Gedanke. Selbstverständlich nicht.«

»Na dann...« Flea legte eine Hand auf den Türknauf und gab damit zu verstehen, dass das Gespräch beendet war. »Dann sage ich gute Nacht.«

»Der Stromableser war heute hier«, sagte Katherine. »Ich hab ihm gezeigt, wo Ihr Zähler ist.«

Flea runzelte die Stirn. Der Zähler befand sich im Schuppen oben an der Einfahrt. »Sie waren in meinem Schuppen?«

»Ja.«

»Ich hab nie gesagt, dass Sie das dürfen.«

»Aber Sie waren nicht hier. Der arme Mann hat eine Ewigkeit geklingelt.«

»Ich hätte den Zählerstand telefonisch durchgeben können.«

»Ich wollte doch nur behilflich sein.«

»Nächstes Mal lassen Sie es einfach sein. Ich kümmerge mich schon darum.« Mit einem

höflichen Kopfnicken wollte sie die Tür schließen. »Gute Nacht, Katherine.«

»Er war erstaunt, als er den Zählerstand gesehen hat. Unglaublich hoch, meinte er.«

»Gute Nacht, Katherine.«

»Er sagt, Sie müssen da eine ganze Menge von elektrischen Geräten laufen haben. Mehr als sonst.«

Flea blieb hinter der halb geschlossenen Tür stehen. Die Glasscheibe im Türfenster löste Katherines fein gemeißeltes Gesicht in konzentrische Kreise auf. Einen Augenblick lang schwiegen sie beide. Dann öffnete Flea die Tür wieder. Sie wusste, dass ihr Gesicht erstarrt war. Spürte, dass das Blut unter der Haut zu fließen aufhörte und blau gefror. »Wie bitte?«

»Er sagt...« Katherine wandte sich um und schaute über die leere Zufahrt zu den Ziersträuchern hinüber, die ihren Schatten über



das Gras warfen, als argwöhnte sie, dass jemand sie beobachtete. »Er sagt, irgendetwas in Ihrem Haus frisst Strom. So etwas hat er noch nie gesehen.« Sie ließ den Blick zur Garage und den mit braunem Papier verklebten Fenstern wandern. »Er sagt, Sie sollten sich darum kümmern.«

Flea schloss die Augen und öffnete sie dann langsam wieder. Das kalte Ticken der Angst kehrte zurück. Irgendwo tief in ihren Eingeweiden. »Was wollen Sie andeuten?«, fragte sie langsam.

»Gar nichts. Ich bin nur herübergekommen, um es Ihnen auszurichten. Und um Sie zu fragen, ob Sie vielleicht noch einmal darüber nachgedacht haben...«

»Nein«, sagte Flea eisig. »Hab ich nicht. Ich hab's mir nicht anders überlegt, und ich bleibe auch dabei. Und jetzt gute Nacht.«

Katherine holte Luft, um zu antworten, aber

dann überlegte sie es sich offenbar anders. Achselzuckend drehte sie sich auf einem Fuß um und spazierte anmutig davon, das Händchen mit flatternden Fingern erhoben.

Flea blieb auf der Schwelle stehen und sah ihr nach, bis sie um die Ecke verschwunden war. Dann schlug sie die Tür zu, schloss ab und ging in die Garage. Alles war so, wie sie es verlassen hatte. Sie überprüfte das Packpapier vor den Fenstern und schaute nach, ob die Riegel am Garagentor vorgeschoben waren. Dann stellte sie sicher, dass Mistys Leiche nicht angerührt worden war. Als sie sich davon überzeugt hatte, dass niemand hier gewesen sein oder hereingeschaut haben konnte, ging sie ins Haus zurück und schloss die Innentür ab.

Im Wohnzimmer nahm sie eine Karaffe vom alten Eichenholzsekretär ihres Vaters und entkorkte sie. Dieser Port war seit fünf Jahren offen und von Zucker überkrustet. Als der

Korken herauskam, hätte der schwere Weihnachtsduft sie beinahe umgeworfen. Erinnerungen an ihren Dad, wie er im Mantel von der Universität nach Hause kam und nach Regen und dem Zigarettenrauch auf dem Bahnsteig roch, stiegen in ihr auf. Beschwipst am zweiten Weihnachtstag, mit seinem Papphütchen auf dem Kopf. Lächelnd eingeschlafen auf dem Sofa. Oder wie er an einem Samstagmorgen in seinem alten Oxford-Hemd und mit der Brille auf der Nasenspitze im Arbeitszimmer stand, umständlich in den Steinen wühlte und gelegentlich in die Küche rief: »Jill, der Granit - ist der aus dem Karstfenster in Telford oder aus Castleton?«

Sie nahm ein Kristallglas aus dem Schrank und füllte es bis zum Rand, dann kippte sie das Getränk in einem Zug hinunter, schenkte nach und trank das Glas erneut leer. Dann setzte sie sich auf den Boden und schlang die Arme um den Oberkörper.

Wenn sie wie Cafferys Tansanier wäre, wie dieser Arnos Chipeta, dann würde Mistys Leiche in der Garage sie nicht aus der Fassung bringen. Sie würde wissen, was damit zu tun war - es wäre etwas Alltägliches für sie. Aber diese Situation war nicht alltäglich, und sie konnte sie nicht beherrscht oder vernünftig oder locker behandeln. Jetzt nicht mehr. Nicht nachdem Thom sie verraten hatte.

Sie sah auf die Uhr. Es war elf. In dreizehn Stunden würde sie das Geld haben. Und dann das Foto von Thom.

Und was sie dann tun würde, wusste der Himmel.

## **51**

»Fuck, ich hätte Sie beinahe umgebracht!«  
Pooley schüttelte Caffery wutentbrannt, dass

es ihm das Blut ins Hirn trieb und die Augen aus den Höhlen quellen ließ. Sie lagen auf dem Boden, mit den Köpfen an einem Überseekoffer. Pooleys Hände spannten sich um Cafferys Hals, und sein schaler Atem wehte Caffery ins Gesicht. »Haben Sie gehört? Ich hätte Sie umbringen können.«

Cafferys Unterleib brannte wie Feuer, nachdem Pooley ihn bei den Eiern zu Boden gerissen hatte. Er bekam kaum Luft, aber blindlings wühlte er in seiner Tasche nach dem ASP. Als er ihn gerade herausgezogen hatte und zuschlagen wollte, stieß Pooley ihn gegen den Koffer, kroch ein kleines Stück weg von ihm und sackte dann mit dem Rücken vor einem Stapel viktorianischer Buntglastüren zusammen. Caffery krümmte sich zu einer Kugel und schnappte nach Luft.

»Was machen Sie hier?« Pooley spuckte auf den Boden. »Wie sind Sie an dem Wachmann vorbeigekommen?«

Caffery schob den Schlagstock zusammen und vergrub ihn wieder in der Tasche. Er brauchte noch einen Augenblick, um sich zu erholen. Langsam setzte er sich auf, lockerte seine Krawatte und knöpfte das Hemd auf. Rund um seinen Hals waren geschwollene Stellen, wo der Stoff sich ins Fleisch gegraben hatte. Als er schluckte, fühlte sein Adamsapfel sich hart und rau an. »Damit.« Er deutete mit dem Kopf auf seinen Dienstausweis, der ihm aus der Hemdtasche gefallen war und einen Meter weiter auf dem Betonboden lag. »Meine Sie-kommen-aus-dem-Gefängnis-frei-Karte.« Er schluckte noch einmal und rieb sich die Gurgel. »Was soll dieser Bürgerwehrauftritt?«

»Ich hab Sie für einen Einbrecher gehalten. Letzte Woche war einer da.«

»Und was ist mit diesem - dieser Folterbank da drüben? Was haben Sie damit gemacht?«

Pooley warf einen Blick in die Richtung, in die er zeigte. »Mit dem Gerberbaum?«

»Wo haben Sie den her?«

Pooley spreizte müde die Hände, als wäre das alles ohne Bedeutung. »Aus einer Gerberei. Warum?« Er bewegte den Kopf ein wenig, und in dem blauen Licht des Computers, das aus dem Büro drang, sah Caffery, dass sein Gesicht nass war. Er hatte geweint. Das war dieses unheimliche Geräusch gewesen, das sich angehört hatte wie ein winselndes Tier.

Caffery zog den Dienstausweis zu sich heran und steckte ihn ein. »Warum weinen Sie? Wegen Lucy? Sie kannten Sie besser, als Sie mir gesagt haben, stimmt's?«

Pooley schüttelte den Kopf. »Gott, o Gott.«

»Ich habe recht, oder?«

»Ich vermisse sie... Ich vermisse sie so sehr... Ich habe nie alles für sie getan. Aber es hätte Jane den Rest gegeben, wenn ich sie verlassen hätte.«

»Jane? Ihre Frau?«

»Sie haben sie gestern gesehen.«

»Ihre Frau? Gestern? Die mit dem Kronleuchter?«

»Sie ist nicht gesund.«

Caffery schnaubte leise durch die Nase. Da hast du verdammt recht, sie ist nicht gesund. Er tastete seine Taschen nach dem Tabakpäckchen ab, das er immer bei sich trug. Scheiß auf den Nicorette-Kaugummi, dachte er - manchmal gab es Zeiten, da musste man seine guten Vorsätze sausen lassen und sich das Nikotin auf direktem Weg in den Körper jagen. »Wie lange waren Sie mit Lucy zusammen?«

»Zwei Jahre. Seit sie ihn verlassen hat. Colin. Diesen Dreckskerl.«

Caffery drehte sich eine Zigarette und befeuchtete die Gummierung des Papiers mit



der Zungenspitze. »Und wie oft waren Sie mit ihr zusammen?«

»Ein - oder zweimal die Woche.«

»Wenn Ihre Frau nicht da war?«

»An den Tagen, an denen sie ihre Familie besucht.«

»Und das Sexspielzeug?«

»Rein ästhetisch.«

»Wirklich?«

»Wirklich. Sie fand die Sachen hübsch, das war alles. Aber ihr Ex, dieser Colin, der kam nie damit zurecht. Nie.«

»Ja. Ich weiß.« Caffery drehte das Ende der Zigarette zusammen und suchte in seiner Tasche nach dem Feuerzeug. »Und. Waren Sie der Einzige? Für Lucy?«

Pooley hob den Kopf und starrte ihn an. Sein Blick war hart.

»Sehen Sie mich nicht so an. Wenn Sie sich ein- oder zweimal die Woche mit einer Frau treffen, können Sie nicht erwarten, dass sie herumsitzt und auf Sie wartet, während Sie zu Hause die glückliche Familie spielen.« Er zündete die Zigarette an und musterte Pooley durch den Rauch. »Ich will nur sicher sein, dass Sie der Vater des Kindes sind.«

»Des K... ?« Pooley legte verblüfft den Kopf zurück und zog die Stirn kraus. »Welches Kindes?«

»Hören Sie auf. Irgendwann in den letzten zwei Jahren hat Lucy Mahoney ein Kind bekommen. Was ist aus ihm geworden?«

Pooley ließ die Arme hängen. »Nein«, sagte er leise, und es klang halb erschrocken, halb verwirrt. »Nein. Da irren Sie sich. Es gab kein Kind.«

Caffery beobachtete ihn. Der Kerl war ein erstklassiger Schauspieler. »Nein. Darauf falle

ich nicht herein. Ein Kind können Sie nicht wegzaubern, und wenn Sie sich noch so sehr bemühen.«

»Das tue ich ja nicht«, sagte Pooley. »Ehrlich nicht. Ich weiß nicht, von wem Sie reden, aber Lucy, meine Lucy - sie hatte nie ein Kind.«

## 52

Der Anruf kam kurz vor der Morgenandacht. Eine der Krankenschwestern, die mit Susan Hopkins in der Klinik in Rothersfield zusammengearbeitet hatte, war die ganze Nacht bei ihrem Freund gewesen und hatte ihr Handy abgeschaltet. Von Susans Tod erfuhr sie erst, als sie am Morgen zum Dienst kam. Sie rief die Polizei an, weil sie etwas zu wissen glaubte, was die Polizei nicht wusste - etwas, das keiner der gestern vernommenen Mitarbeiter wissen würde. Die Zentrale bat sie,

in der Klinik zu warten; jemand werde sofort vorbeikommen.

Beatrice Foxton wohnte nur ein paar Meilen weit von der Klinik in Rothersfield entfernt. Als Caffery sie anrief und sagte, er müsse mit ihr sprechen, antwortete sie, es sei sowieso Zeit, die Hunde auszuführen. Rings um die Klinik lagen Felder; dort würden sie sich treffen, bevor er hinginge.

Sie standen in der Morgensonne und sahen den beiden Hunden zu, die in großem Bogen um sie herumrannten. Caffery rauchte wieder. Er zog die Schultern ein wenig hoch; seine Arme und sein Hals waren verspannt. »Lucy Mahoney.«

»Was ist mit ihr?« Beatrice war sommerlich gekleidet: Bluse und Hose aus weißem Leinen und Segeltuch-Espadrillos. Völlig unpassend war der verschlissene Gärtnerhandschuh, den sie an der rechten Hand trug, um den Tennisball für die Hunde zu werfen.

»Sie hatte eine Abdominoplastik.« Sein Blick wanderte zur Klinik hinauf, zu den gepflegten Rasenflächen, den Buchsbaumhecken, den Kolonnaden und den teuren Autos auf dem Parkplatz. Hierher mussten Lucys siebentausend Pfund geflossen sein. James Pooley hatte nicht gern über die Operation gesprochen. Lucy habe nicht gewollt, dass jemand es erfuhr, und er sehe nicht ein, weshalb er ihre Privatsphäre nicht auch nach ihrem Tod schützen solle. Aber er hatte Caffery erzählt, wo sie es hatte machen lassen. Hier oben in der Klinik Rothersfield. Da, wo Susan Hopkins gearbeitet hatte. Was immer Lucy mit Susan Hopkins verbinden mochte, war dort am Ende der Zufahrt geschehen. Caffery wusste nur noch nicht, was es war. »Eine Bauchstraffung. Vor zwei Jahren, sagt ihr Freund.«

»Ich weiß.«

Er seufzte. »Dachte ich mir.«

»Das war die Narbe, die aussah wie ein Kaiserschnitt, erinnern Sie sich? Nachdem Sie gegangen waren, habe ich sie aufgemacht, und der Uterus war intakt. Sie war G Zero.«

»G Zero?«

»Gravida Zero. Null Schwangerschaft. Sie hatte nie entbunden und war nie schwanger gewesen. Der Schnitt reichte nicht sehr tief.«

»Sie haben gesagt, das sei Pfusch gewesen. Was haben Sie damit gemeint?«

»Keine Nachlässigkeit. Es war sehr fachmännisch gemacht und ich meine, sehr fachmännisch. Aber ich hatte das Gefühl, dass der Chirurg viel zu weit unten geschnitten hat, weiter unten als nötig. Er hat die halbe Pubis weggesäbelt. Und eine Sympathektomie wurde auch vorgenommen. Zur selben Zeit, nach dem Heilungszustand zu urteilen.«

»Eine was?«

»Der Nervus Sympathicus wurde durchtrennt. Das ist der Nerv, der das Erröten und Schwitzen im Gesicht steuert. Sie erinnern sich an die Schnitte unter den Armen?«

Er erinnerte sich. Zwei Narben in den Achselhöhlen.

»So etwas würde man nach einer Lungenbiopsie mittels einer videounterstützten Schlüsselloch-Operation sehen. Man schiebt einen dünnen Schlauch in den Brustraum und führt das Skalpell durch ihn ein. Aber in diesem Fall ging es um die Nerven, nicht um die Lunge. Viele Leute lassen es machen. Meistens verläuft es katastrophal; es muss rückgängig gemacht werden - und auch das scheitert dann. Die Chirurgen in den USA haben das allmählich begriffen; sie klemmen den Nerv ab für den Fall, dass der Patient es sich anders überlegt. Wir hinken da noch hinterher.«

Caffery sah Lucys Gesicht im Video vor sich -

Willkommen in meinem Atelier - und erinnerte sich, wie ihre Hände den Bauch betasteten. Und wie sie nicht errötete. Diese Veränderung war nicht auf etwas Spirituelles zurückgegangen, nicht auf ein gestiegenes Selbstbewusstsein, sondern auf eine Operation. Das war ihm entgangen. Er zog heftig an seiner Zigarette. Alles - alles -, was er über Lucy Mahoneys Leben zu wissen geglaubt hatte, war falsch gewesen.

»Warum haben Sie mir nicht...«

Beatrice hob warnend die Hand. »Ich weiß, was Sie fragen wollen, und Sie wissen, was ich darauf antworten werde...«

»Dass alles in Ihrem Bericht steht? Dass ich ihn hätte lesen sollen?«

»Haben Sie ihn gelesen?«

»Wir reden seit zwei Tagen über nichts anderes. Da müssen Sie doch irgendwann daran gedacht haben, etwas zu sagen.«



»Ich habe gefragt, ob Sie meinen Bericht gelesen haben.«

»Sie hätten es mir sagen können. Das ist alles. Sie hätten etwas sagen können.«

»Ich hätte Ihnen vieles sagen können.« Sie warf den Tennisball weg, und der Setter jagte durch das Gras hinterher. »Ich hätte Ihnen sagen können, dass sie sich die Rippen gebrochen hat, als sie - was weiß ich - ungefähr zwölf war. Oder dass sie schlechte Zähne hatte: vier Kronen und fünf Wurzelbehandlungen. Ich hätte Ihnen sagen können, welche Farbe der Nagellack an ihren Zehen hatte und welche BH-Marke sie trug. Nichts davon kam mir relevant vor; deshalb hab ich es in den Bericht geschrieben und nicht mit Ihnen darüber gesprochen. Einen zwei Jahre alten kosmetischen Eingriff, der nichts mit der Todesursache zu tun hat, hebe ich nicht besonders hervor. Meine Aufgabe ist es, die Todesursache zu ermitteln, nicht das

Tun und Lassen ante mortem, schon gar nicht, wenn es zwei Jahre zurückliegt.« Sie pfiff dem Hund und winkte ihn zurück. »Für diesen Teil, das muss ich leider sagen...«

Caffery seufzte. »Ja, ja. Ich weiß schon.« Er drückte die Zigarette zwischen Daumen und Zeigefinger aus und legte sie in seinen Tabaksbeutel.

Für diesen Teil war er zuständig.

## 53

»Ich werde hier einen Schnitt machen - durch Ihre Kaiserschnittnarbe -, und dann diese Partie zurückziehen.«

Ruth sitzt in BH und Unterhose auf dem Untersuchungstisch. Ihre Füße in den hochhackigen Schuhen ruhen leicht auf der Papierunterlage, damit sie sie nicht zerreißt

und das Leder darunter verkratzt. Der Raum ist hell beleuchtet und luftig; an den holzgetäfelten Wänden hängen die gerahmten Urkunden des Chirurgen. Draußen mäht ein Gärtner den Rasen. Kein Zweifel, diese Klinik ist Spitzenklasse. Kein Laden von der Sorte, die Vorkasse verlangt.

»Wir müssen die Muskeln darunter freilegen.«  
Der Chirurg hebt die Haut an ihrem Bauch an.  
»Dann ziehe ich sie so zusammen und entferne hier ein bisschen Fett und Haut. Wenn Sie aufwachen, werden Sie zwei Drainagen haben - eine auf jeder Seite. Aber nur für die ersten achtundvierzig Stunden. Bei einer Bauchstraffung kann dieser Muskel hier, der Rectus abdominis« - er gleitet mit dem Finger über ihren Bauch - »nachher etwas wehtun. Vielleicht wird Ihnen auch ein wenig übel; deshalb werde ich hier injizieren, während Sie schlafen. Okay?«

»Okay.«

»Sie wissen, dass es ein bisschen ungemütlich sein wird?«

Ein bisschen ungemütlich? Hier? In Rothersfield mit seiner eleganten Parkanlage und den Pagen mit ihren schicken kleinen Käppis? Mit Satellitenfernsehen in allen Zimmern und Champagnercocktails auf der Speisekarte, sobald es einem wieder halbwegs gut ging? Damit kann sie leben. Sie zieht ihr T-Shirt an, während er sich Spirigel auf die Hände spritzt, sie an einem gestärkten Handtuch abwischt und zu seinem großen, lederbezogenen Schreibtisch zurückkehrt. Gut sieht er nicht aus. Eigentlich nicht. Aber wahrscheinlich schwimmt er im Geld. Genau der Typ, den sie braucht.

Er schlägt ihre Akte auf und schreibt ein paar Worte mit einem kratzenden Montblanc hinein. Malt Kreise auf dem Bauch einer schematisch dargestellten Gestalt. Holt ein rosafarbenes Blatt Papier hervor und fängt an,

Kästchen auszufüllen.

»Rauchen Sie?«

Ruth windet sich in ihren Rock. »Nein.«

»Trinken Sie?«

»Nur, wenn Sie mittrinken.«

Er lächelt gequält. »Wie viele Einheiten trinken Sie pro Woche?«

»Ich weiß nicht. Ich bin Gelegenheitstrinkerin.«

»Also zwischen zehn und einundzwanzig Drinks pro Woche?«

»Das wird hinkommen.«

»Leben Sie allein?«

»Das klingt, als wollten Sie mit mir ausgehen.«

»Die Frage ist ernst gemeint. Wir müssen wissen, ob sich jemand um Sie kümmern kann,

wenn Sie aus der Klinik entlassen werden.«

»Ja. Ich meine - ja, ich lebe allein. Aber wenn nötig könnte mein Sohn kommen. Das würde er gern tun.« Sie knöpft ihren Rock zu. Der Kerl mag steinreich sein, aber Humor hat er nicht. Sie rutscht von dem Tisch herunter, nimmt ihm gegenüber Platz, schlägt die Beine übereinander und spannt die Muskeln an, damit ihre Waden gut aussehen.

»Meine, äh, Nichte arbeitet hier. Sie hat Sie empfohlen.«

»Ach ja?« Er schaut nicht auf. »Nett von ihr.«

»Sie und ich, wir stehen uns sehr nah. Sie erzählt mir alles. Sie hat sich mir anvertraut.«

»Anvertraut?«

Er schreibt immer noch. Zeigt kein Interesse.  
»Sie sagt, Sie sind einer der besten Chirurgen in dieser Gegend.«

Jetzt blickt er auf. »Danke. Das hört man

immer gern.«

»Ich glaube, sie hat mit Ihnen gesprochen.  
Über einen...«

»Über einen Rabatt?«

Erleichtert atmet sie auf. »Genau. Über einen  
Rabatt. Sie hat mit Ihnen gesprochen.«

»Ja, stimmt. Marsha wird sich darum  
kümmern. Meine Sekretärin. Wenn Sie den  
Termin vereinbaren, können Sie das alles mit  
ihr besprechen. Ich habe Ende Juni noch  
Platz.«

Ruth machte schmale Augen. »Und wann  
muss ich bezahlen?«

»Marsha wird Ihnen eine Rechnung schicken.«

Ihr Herz macht einen Satz. Rechnungen  
brauchen Tage. Wochen vielleicht. Zeit genug,  
um die kleine Miss noch ein bisschen zu  
melken. »Wann?«, fragt sie.

Der Arzt sieht sie an. »Zerbrechen Sie sich

darüber nicht den Kopf«, antwortet er. »Wir melden uns nach der OP.«

## 54

Die Klinik Rothersfield hatte äußerlich große Ähnlichkeit mit Farleigh Park Hall, dachte Caffery: eichenholzgetäfelte Warteräume, eine Marmortreppe, Zimmer mit Glasschiebetüren, die zu den weiten Rasenflächen hinausgingen. Aber damit war die Ähnlichkeit zu Ende. Hier gab es außerdem einen Gepäckträgerservice und handgeschriebene Speisekarten mit Fünf-Gänge-Menüs, und niemand erwartete, dass man im Rahmen der Behandlung die Toilette putzte. In der Zufahrt warteten Chauffeure mit Mercedes und Bentleys auf ihre reichen Arbeitgeber, die sich von ihrem Facelifting erholten.

In einem kleinen Büro an der Rückseite des



Gebäudes mit Blick auf einen englischen Garten mit verschlungenen Wegen, auf denen zwei Patientinnen in Frotteebademänteln umherspazierten, erwartete ihn Darcy Lytton, die Krankenschwester. Sie war noch nicht umgezogen und sah nach der mit ihrem Freund verbrachten Nacht zerknautscht aus. Sie trug verschlissene, enge Atticus-Jeans, einen nietenbesetzten Gürtel und ein schwarzes T-Shirt mit der Aufschrift »Killer Bitch« quer über der Brust. Auch ihr Augen-Make-up stammte vom vergangenen Abend; es klebte verschmiert in den Fältchen unter ihren braunen Augen. Sie saß mit zwischen die Knie geklemmten Händen da, und nagte an der Unterlippe. Sie hatte geweint.

»Was ist passiert?« Sie stand auf, als er hereinkam. »Hat sie sich umgebracht? Hat sie einen Brief hinterlassen?«

»Darcy?«

»Ja.«

»Ich bin Jack. Jack Caffery.«

Sie ergriff die Hand, die er ihr entgegenstreckte. Ihre Handfläche war feucht und kalt. »Hat sie gesagt, warum? In ihrem Brief?«

»Setzen Sie sich.«

Sie gehorchte, und er nahm neben ihr Platz, mit leicht gespreizten Beinen, sodass sein Knie fast das ihre berührte. Er senkte den Kopf ein wenig, sodass er ihr ins Gesicht sehen konnte.

»Es hat Sie schwer getroffen, nicht wahr?«

»Es ist nicht gerade das, was ich erwartet habe, wissen Sie, als ich heute Morgen zum Dienst kam.«

»Können Sie darüber sprechen?«

»Ich hab schon eine Menge gesagt, ich hab Ihnen erzählt, dass ich...« Sie drehte sich zu ihm um und schaute ihn mit verschmierten Augen an. »Ich denke die ganze Zeit, ich hätte

etwas tun sollen.«

Er legte ihr eine Hand auf die Schulter. Das war vielleicht eine dumme Geste, denn streng genommen sollte er nicht einmal hier mit ihr allein sein. Man wusste nie, zu welchen Beschuldigungen jemand fähig war. Die osteuropäischen Mädchen im Knast in Dover hatten es sich zur Gewohnheit gemacht zu warten, bis sie mit einem Polizisten allein waren; dann hatten sie die Hand in ihr Höschen geschoben und ihre Finger an seiner Hand abgewischt, ehe er wusste, wie ihm geschah. Anschließend hatten sie angefangen zu schreien. Wer konnte da noch leugnen, wenn die DNA im Abstrich gefunden wurde? Heutzutage schärfte man den Polizisten ein, nur noch paarweise aufzutreten. Aber dieses Mädchen sah nicht aus, als hätte es noch die Kraft, allein zur Toilette zu gehen, geschweige denn, ihm einen sexuellen Übergriff anzuhängen.

»Ich bin auch von der Polizei«, sagte er, »aber ich habe vielleicht andere Fragen als die, die man Ihnen am Telefon gestellt hat. Ist das okay?«

»Was stand in dem Brief?« Darcy presste ein zusammengeknülltes Taschentuch an die Nase.  
»In dem Abschiedsbrief.«

»Sie war unglücklich. Fühlte sich verlassen.«

»Sie war nicht verlassen. Ich kann's einfach nicht glauben. Sie hatte jede Menge Freunde. Ihre Eltern sind klasse, richtig cool - für Eltern, meine ich. Und Paul kam von der Ölplattform zurück. Sie konnte von nichts anderem reden. Hat sich die ganze Woche darauf gefreut.«

»Sie kannten sie gut?«

»Ein paar Jahre lang haben wir eigentlich alles zusammen gemacht. Vor ungefähr sechs Monaten hatten wir - ich weiß nicht - einen kleinen Krach, und seitdem sind wir uns ein

wenig aus dem Weg gegangen, aber nicht ernsthaft, wissen Sie. Wir haben uns ein bisschen zurückgehalten, damit wir nicht über diesen Streit reden mussten. Aber wir hatten immer noch ein gutes Verhältnis bei der Arbeit; wir haben gelacht und getratscht und so weiter.«

»Das Revier sagt, Sie hätten sie zuletzt gestern in der Mittagspause gesehen.«

»Im Umkleideraum. Ich war dabei, mich umzuziehen; ich hatte eine Verabredung. Sie ging aufs Klo. Ich stehe da und gucke in den Spiegel, und ich sehe, wie sie rauskommt und sich die Hände wäscht, und... und deshalb bin ich irgendwie...« Sie biss sich auf die Lippe.

»Deshalb bin ich ziemlich durcheinander, weil ich glaube, sie wollte mir etwas erzählen, und ich hatte es eilig und hab nicht zugehört. Ich hab nachher überlegt, ob ich sie anrufen soll, aber als ich es getan hab, war ihr Handy abgeschaltet, und eine Nachricht wollte ich

nicht hinterlassen.«

»Ihr Telefon war abgeschaltet, als man sie fand, und die Anruferliste gelöscht. Hat sie die immer gelöscht?«

»Ich glaube nicht. Aber eins weiß ich bestimmt: Sie hat niemals ihr Handy ausgeschaltet. Nie.«

»Erzählen Sie es mir noch einmal - was ist im Umkleideraum passiert?«

»Es war ihr Gesicht. Sie...« Darcy zögerte. Offenbar überlegte sie, wie sie es erklären sollte. »Kennen Sie das - wenn jemand gerade etwas gesehen hat und nicht glauben kann, was er da gesehen hat? Da macht er ein Gesicht, als würde er denken, jemand will sich über ihn lustig machen, aber er ist sich nicht sicher.« Sie wischte sich über die Augen. »Ich musste weg, und deshalb hab ich in den Spiegel geguckt und gesagt: >Was läuft, Susy?< Und sie schüttelt den Kopf und meint: >Kennst du

eine von den Schwestern im Aufwachzimmer?  
< Und ich: >Nein, warum ?< Und sie: >Ich glaube, die sind alle ein bisschen dämlich - sehen nicht, was vor ihrer Nase passiert.<«

Caffery hob die Brauen. Darcy nickte. »Ich weiß. Aber die Dämliche bin ich, weil ich nur mit halbem Ohr zugehört hab und dachte, sie will über die anderen Schwestern herziehen. Und dann sagt sie: >Ich bin ein bisschen wütend. Ich glaube, ich hab eben gesehen, wie einer der Ärzte was gestohlen hat.<«

»Was gestohlen?«

»Hat sie nicht gesagt. Ich glaube nicht, dass es um Geld oder Wertsachen ging. Es war die Art, wie sie das Wort >stehlen< benutzte. Als käme es der Sache am nächsten. Und wenn ich jetzt darüber nachdenke, bin ich sicher, dass das, was sie mir erzählen wollte, komplett schräg war. Es stand ihr ins Gesicht geschrieben, als hätte sie was wirklich Furchtbares gesehen.«

»Wo kam sie denn her?«

»Aus dem OP.«

»Hat sie gesagt, welcher Arzt es war?«

»Nein. Ich nehme an, sie hat gestern mit mehreren gearbeitet.«

Einen Moment lang war es still. Sie sah Caffery an, ohne die Bedeutung dessen, was sie da gesagt hatte, zu begreifen. »Gott, es tut mir leid«, sagte sie. »Ich bin keine große Hilfe, was?«

»Es muss Ihnen nicht leidtun.« Caffery unterdrückte den Impuls, noch einmal ihre Schulter zu tätscheln. »Überhaupt nicht. Sie haben mir sehr geholfen.«

## 55

Die Geschäftsführerin der Klinik konnte sich



nicht vorstellen, was Susan Hopkins mit »stehlen« gemeint haben könnte. Die Patienten dürften im Aufwachzimmer eigentlich keine Wertsachen bei sich haben, weil bei der Aufnahme alles in den zentralen Safe der Klinik gelegt werde. Gegen Quittung. Zum Beweis zeigte sie Caffery das Wertsachenregister. Ihr Tag verlief nicht unbedingt nach Plan, und Caffery hatte Verständnis für sie, aber er fand, das sei keine Entschuldigung für ihre Unhöflichkeit. Sie war verkniffen wie der Hintern eines Kamels im Sandsturm, und als er von ihr detaillierte Angaben über die Ärzte haben wollte, mit denen Susan Hopkins am Vortag zusammengearbeitet hatte, platzte ihr endgültig der Kragen. Die Klinik vermiete Räumlichkeiten und Einrichtungen an die Chirurgen, erklärte sie, und das sei alles. Sie werde ihm gern die Namen der drei Ärzte geben, die mit Susan zusammen auf dem Dienstplan gestanden hätten, aber keine

Details über die durchgeführten Operationen, und unter gar keinen Umständen werde sie irgendwelche Angaben über die Patienten machen. Er dürfe sein Glück gern bei den Sekretärinnen der Chirurgen versuchen, aber Arztsekretärinnen seien notorisch verschwiegen in diesen Dingen. Und seine Chance, einen Durchsuchungsbeschluss zu bekommen, fügte sie hochnäsig hinzu, halte sie für ziemlich gering.

Aber sie hatte sich verschätzt, wie sich herausstellte. Die Sekretärin, die für zwei der Ärzte - Davidson und Hunt - die Bücher führte, empfing ihn mit freundlicher Miene. Sie kannte Susan Hopkins und hatte gehört, was passiert war. Die ganze Klinik redete darüber.

»Ich würde mir gern ihre Unterlagen ansehen.«

»Ich darf Ihnen keine Auskunft geben.«  
Ängstlich stand sie vor ihrer Bürotür, als habe

sie einen Schatz zu hüten. »Das wissen Sie doch, oder? Ich muss auf einen Herausgabebeschluss warten.«

»Susan hat nicht Selbstmord begangen. Ist Ihnen das auch schon zu Ohren gekommen?«

»Einige haben es gesagt.«

»Es könnte noch andere Fälle geben, die mit ihrem Tod zusammenhängen. Verstehen Sie, was ich meine?«

Sie antwortete nicht und war so bleich geworden, dass sogar ihre Lippen die Farbe verloren hatten.

»Ein Serienmörder«, zischte er und beugte sich vor. Die silberne Kugel. Das schrecklichste Wort, das eine Frau hören konnte. »Ich sage, vielleicht geht es hier um einen Serienmörder.«

Die Sekretärin nagte an ihrer Lippe. Sie schaute den Korridor entlang, um zu sehen, ob

jemand sie beobachtete. »O mein Gott.« Sie trat zur Seite und ließ ihn herein. »Dafür könnte ich meinen Job verlieren. Schnell, machen Sie die Tür zu.«

Sie ging hinter ihren Schreibtisch, beugte sich über den Computer und bewegte die Maus. Der Bildschirm erwachte zum Leben.

»Wir haben Schwierigkeiten mit dem Server. Die Techniker sollen heute Morgen kommen, aber es ist noch nicht... Ah - da. Was soll ich suchen?«

»Die Liste der Operationen, die beide Ärzte Anfang Mai vor zwei Jahren durchgeführt haben.« Caffery trat an ihre Seite und verfolgte, wie sie die Daten über den Bildschirm scrollte. »Insbesondere eine Bauchstraffung und eine Sympathektomie in einem Aufwasch.«

»Wir bewahren unsere Aufzeichnungen fünf Jahre lang auf. Man weiß nie, was für

Ansprüche die Leute sich irgendwann ausdenken. Da bin ich ziemlich gewissenhaft. Da.« Sie hörte auf zu scrollen. »Mr. Davidson hat am fünften Mai eine Bauchstraffung durchgeführt. Das wär's ungefähr. Danach waren's hauptsächlich Rhinoplastiken. Mr. Hunt hatte drei Korrekturen am vierten Mai - das ist eine seiner Spezialitäten: Narbenrevisionen. Wissen Sie, die Patientinnen kommen oft her, wenn andere Chirurgen etwas verpfuscht haben. Er ist gut, unser Mr. Hunt. Wirklich gut. Aber keine Sympathektomien.«

»Wer, sagten Sie, hat die Bauchstraffung gemacht?«

»Mr. Davidson. Paul.«

»Und wie hieß die Patientin?«

»Karen Cooper.«

»Niemand namens Mahoney?«

»Nein.« Sie klopfte mit dem Stift auf den Schreibtisch und studierte den Bildschirm.  
»Das ist alles. Kann sein, dass die Namen falsch sind; manchen Leuten ist es peinlich, und das können wir nicht kontrollieren. Aber die OPs im System sind alle korrekt erfasst. Das war die einzige Bauchstraffung in diesen drei Tagen. Und nichts am Sympathicus. Weder bei Mr. Hunt noch bei Mr. Davidson. Meines Wissens hat auch keiner von beiden jemals eine solche Operation durchgeführt. Tut mir leid.«

Caffery legte seine Visitenkarte auf den Tisch.  
»Wo sitzt Mr. Tanners Sekretärin?«

»Am Ende des Gangs. Da sind drei. Sie brauchen Marsha. Wenn Sie sich verlaufen, folgen Sie einfach der kalten Luft.«

»Der kalten Luft?«

»Ich bin gemein. Ich will nur sagen, viel Glück, wenn Sie ohne Gerichtsbeschluss in

Marshas Reich marschieren und Einblick in ihre Unterlagen verlangen. Wenn Sie wissen, was ich meine.«

»Sie ist nicht sehr zugänglich?«

»Mir kommen die Worte >Blut< und >Stein< in den Sinn. Oder >Cruella<.«

»Danke«, sagte Caffery. »Danke für den Tipp.«

## 56

In dem Büro gab es drei Arbeitsplätze, aber jetzt war Kaffeepause, und nur einer war besetzt - von Marsha. Die unbezwingbare Marsha. Sie war groß und stattlich, und ihr rabenschwarzes Haar war in Höhe der Schultern gerade abgeschnitten. Sie hatte eine fast orangefarbene Haut und ovale, schwarz geschminkte Augen. Wenn sie von dem

Spitznamen Cruella wusste, gab sie sich Mühe, ihm zu entsprechen. Sie trug einen langen engen Rock, eine violette Bluse mit Fledermausärmeln und Schuhe mit Killerabsätzen. Ihr Lippenstift war magentafarben. Man legte sich besser nicht mit ihr an.

»Hallo.« Caffery sah sich im Zimmer um, fand einen Stuhl und setzte sich. Er schob die Hand in die Tasche, wo seine Finger auf den Tasten seines Handys herumspielten. »Sind Sie Mr. Tanners Sekretärin?«

»Wer will das wissen?«

Ein guter Start, Cruella. Mit der freien Hand fischte er eine Karte aus der Tasche und legte sie auf den Schreibtisch. »Ist Mr. Tanner hier?«

»Nein.«

Marsha studierte die Karte. Der Monitor stand von allem abgewandt - vom Fenster, von der



Tür. Sie hatte dafür gesorgt, dass niemand sich an ihre Seite schleichen und einen Blick auf den Bildschirm werfen konnte.

»Kommt er heute noch?«

»Nein. Er war schon da. Kommt erst Freitag wieder. Worum geht es, bitte?«

Er drückte noch eine Taste in der Hosentasche, und das Handy klingelte.

»'tschuldigung.« Er stand auf, ging zur Tür und zog das Telefon heraus. Sein Finger lag immer noch auf der Klingeltontaste. Er warf einen Blick auf das Display und nahm den Finger weg. Das Klingeln hörte auf.

»Hallo?«

Marsha beobachtete ihn mit versteinelter Miene von ihrem Schreibtisch aus.

»Das muss ich annehmen«, flüsterte er ihr zu.  
»Bin gleich wieder da.«

Er schlüpfte hinaus und tat dabei, als spräche

er mit jemandem. Am Ende des Korridors, außer Hörweite der Büros, blieb er stehen und wählte die Nummer des Empfangs.

»UPS hier. Ich habe eine Lieferung für einen Mr. Tanner. Ist das hier die richtige Nummer?«

»Ja.«

»Ich komme von der A 432. Bin nur ein paar Minuten entfernt.«

»Nehmen Sie den zweiten Fahrweg rechts. Da steht ein Wegweiser.«

»Ich bin ein bisschen unter Zeitdruck. Muss gleich weiter. Könnte wohl jemand rauskommen und mich am Eingang erwarten?«

»Ich weiß nicht. Das wird allmählich zur Gewohnheit bei euch.«

»Ja... tut mir leid.«

»Ich kann das nicht jedes Mal machen, wissen

Sie.«

»Aber Sie würden mir einen Gefallen tun.«

»Oh, hoho. Das ist allerdings ein Ansporn.«  
Die Rezeptionistin seufzte. »Ich sage seiner Sekretärin, sie soll auf Sie warten. Aber nur dieses eine Mal.«

»Nett von Ihnen.«

Als er wieder in das Büro kam, hatte die Rezeption bereits angerufen. Marsha stand am Schreibtisch und legte gerade den Hörer auf.  
»Ich muss kurz weg. Dauert nicht lange.«

»Macht nichts.« Er setzte sich wieder. »Ich kann warten.«

Sie sah erst ihn an, dann den Stuhl, auf dem er saß, schließlich den Computer. Sie beugte sich vor und loggte sich aus - sehr bewusst, sehr kühl - nahm ihre Handtasche von der Stuhllehne und lächelte ihm schmallippig zu. Caffery lächelte zurück und hob die Hand.

Wenn man einem Polizisten nicht mehr trauen konnte, wem dann? Das hatte seine Mutter immer gesagt. Und sein Dad musste darüber lachen.

Als sie gegangen war, stand er auf, trat ans Fenster und wartete darauf, dass sie in der kiesbedeckten Einfahrt erschien. Mit hoherhobenem Kopf kam sie heraus. Mit gestrafftem Rücken und beherrscht, die Arme verschränkt, stand sie da und schaute Richtung Zufahrt. Mit der Erfahrung aus neununddreißig Jahren wusste er, dass Frauen, die sich kleideten und benahmen wie Marsha, ihre Rolle im Schlafzimmer niemals weiterspielten. Männer entwickelten Phantasien über Peitschen und Leder und Unterwerfung, aber Mädchen wie Marsha wollten es im Bett sanfter haben als diejenigen, die nur Angorapullover trugen. Außerhalb des Schlafzimmers jedoch konnten die Marshas dieser Welt echte Raubtiere sein. Und sie hatte ihn überlistet - hatte ihn kaltgestellt, indem sie

sich einfach ausloggte. Am Ende würde er jetzt doch einen verdammt Gerichtsbeschluss brauchen. Noch mehr Zeitverschwendung.

Er starrte auf den Computer. Nein, dachte er, keine Chance, da hineinzukommen. Nicht die geringste. Andererseits, dachte er, es wäre doch unhöflich, es nicht wenigstens zu versuchen. Er setzte sich auf ihren Stuhl und starrte das Login-Fenster an. Zwei Felder: BENUTZERNAME und PASSWORT. Das war die Hürde; im Kino fand der Held das Passwort immer beim dritten Versuch. Er scannte den Schreibtisch nach Hinweisen ab. Nichts. Er strich mit der Hand über den Computer, zog dann die Schreibtischschubladen heraus und tastete unter den Böden nach angeklebten Zetteln. Nichts. Er drehte Marshas Namensschild zu sich herum: Marsha Wingert, »m.wingett«, gab er ein. Scheiße, was soll's?, dachte er und schrieb »Cruella« in das Feld für das Passwort.

Enter. Eine Meldung leuchtete auf: Ups!  
Haben Sie Ihr Passwort vergessen?

Er löschte »Cruella«, schrieb stattdessen  
»Cruellal«. Enter.

Ups! Haben Sie Ihr Passwort vergessen?

Er fühlte sich veräppelt, er hatte nicht mehr viel Zeit. Marsha würde nicht den ganzen Vormittag da draußen stehen und auf ein Paket warten, das es nicht gab.

»Kaltes Luder?«

Ups! Haben Sie Ihr Passwort vergessen? »Fünf acht sieben QU null.«

Eine Frau stand in der Tür und beobachtete ihn mit ausdrucksloser Miene. Aschblondes Haar, im Nacken zusammengebunden, eine Umhängehandtasche und - war das zu glauben? - ein pinkfarbener Angorapullover über den Schultern. Sie hielt ein Papptablett von Starbucks mit einem Becher Kaffee in den

Händen, und ein Autoschlüssel baumelte an einem Finger.

»Wie bitte?«

»Ich sagte: fünf acht sieben QU null.«

»Ihr Passwort?«

»Ja.«

Er gab die Zeichenfolge ein und drückte die Enter-Taste. Haben Sie Ihr Passwort vergessen? Er sah die Frau an. Sie sah ihn an.  
»Äh...« Er wartete.

Sie räusperte sich ungeduldig, lehnte sich leicht zur Seite und warf einen Blick auf den Bildschirm. Sie hatte kleine weiße Perlen an den Ohrläppchen. »Der Benutzername stimmt nicht. Kein Punkt nach dem Anfangsbuchstaben.«

»Das hätte ich wissen können.«

»Ja. Sie schon.«

»Der Server ist störrisch wie ein Maultier. Alles läuft im Schneckentempo.«

Sie sah ihn an, als hätte er soeben vor ihren Augen die Farbe gewechselt. »Ich weiß. Ich war die, die es Ihnen gemeldet hat.«

Caffery schloss die Augen. Öffnete sie wieder. Wie groß war die Chance, dass ihm das passierte? »Ja. Natürlich waren Sie das. Vielen Dank.«

»Schon okay. Wann werden Sie sich um meinen kümmern können?«

»In zwanzig Minuten. Sobald ich hier fertig bin.«

Sie ging zu dem Schreibtisch in der hinteren Ecke, stellte ihren Kaffee ab, nahm den Angorapulli von den Schultern und legte ihn sorgfältig über die Stuhllehne. Babypink. Sie ist eine von denen, die mit Stilettoabsätzen über dich wegmarschieren, dachte er, als er den Punkt löschte. Er drückte die Enter-Taste -



der Bildschirm leuchtete auf. Tanners Konsultationen für diesen Tag.

Die andere Sekretärin hatte das gleiche System benutzt, und nachdem er es einmal in Aktion gesehen hatte, war es nicht schwierig zurückzuspringen, auch wenn die Datenbank nur langsam arbeitete und der kranke Server sich abmühte wie ein Karrenpferd. Er ging zwei Jahre zurück bis zu den fraglichen Tagen. Der Name Lucy Mahoney traf ihn wie ein Blitzschlag. Um zehn Uhr am Vormittag des vierten Mai waren bei ihr eine Bauchstraffung und eine Sympathektomie vorgenommen worden, und zwar durch Georges Tanner FRCS.

Georges Tanner FRCS.

Einhundertundachtzig. Hab ich dich, du Sack. Er schloss die Datenbank, loggte sich aus und stand auf, als Marsha in der Tür erschien. »Hallo.«

Sie lächelte höflich. »Wollen Sie gehen?«

»Ich muss mit Mr. Tanner sprechen.«

»Er ist nicht hier.« Ihr Blick ging zu dem Stuhl, auf dem er gesessen hatte. »Ich glaube, das habe ich schon gesagt.«

»Wissen Sie, wo er ist?«

»Zu Hause?« Sie ging an ihm vorbei und schaute noch einmal den Stuhl an. Dann hängte sie ihre Handtasche über die Lehne und setzte sich - zögernd, als befürchtete sie, der Stuhl könne in Flammen aufgehen oder zusammenbrechen. »Wahrscheinlich zu Hause - ich weiß es nicht. Ich habe vorhin versucht, ihn anzurufen. Er meldet sich nicht.«

»Danke, Marsha. Sie haben mir sehr geholfen.«

Er war schon an der Tür, als sie ihn beim Namen rief. Er wartete mit der Hand auf dem Türknauf, drehte sich langsam um. Das Pink-

Angora-Mädchen am anderen Schreibtisch hatte aufgehört mit dem, was sie tat, und beobachtete ihn über ihren Monitor hinweg.

»Ja?«

»Ich habe eben mit den anderen Sekretärinnen gesprochen. Sie sagen, Sie interessieren sich für Patientenakten.«

»Stimmt.«

»Die Datenbank ist ein bisschen langsam, aber sie funktioniert.« Marsha zog die Tastatur zu sich heran, loggte sich ein, und der Bildschirm leuchtete auf. »Ich kann Mr. Tanners Daten durchsehen, wenn Sie möchten?«

Caffery stand halb drinnen, halb draußen, und betrachtete ihr schwarzes Haar und die kleinen Korinthenaugen. Fast hätte er losgelacht. Ach, Marsha, dachte er, Gott segne jedes Haar auf deinem Kopf - ich nehme alles zurück. Du bist ein Engel, eine Samariterin. Und wahrscheinlich ein Luder in der Kiste. »Vielen

Dank«, sagte er. »Aber ich will mit Mr. Tanner persönlich sprechen.«

»Dann drucke ich Ihnen seine Privatadresse aus.«

## 57

Im Fernsehen ist die Soap soeben zu Ende, und Ruth schenkt sich den dritten Rum mit Cola ein, als jemand an die Tür klopft. Sie schaut zur Uhr. Erst ein Uhr mittags. Die kleine Miss hat gesagt, im Lauf des Nachmittags. Es ärgert sie, dass sie vielleicht zu früh kommen könnte. Sie hat versucht, sich zu überlegen, wie sie die Sache angehen, wie sie den Preis erhöhen soll. Möglicherweise liegt es am Rum, aber sie ist sich noch nicht im Klaren, und das ärgert sie.

Es klopft wieder. Gereizt stellt sie ihr Glas hin,

geht in die Diele und schiebt die Kette vor.

»Ja, was ist?«

Aber als sie hinausschaut, sieht sie, dass Mr. Tanner, der Chirurg aus der Klinik, vor der Tür steht. Mit ihm hat sie nicht gerechnet. Er ist merkwürdig angezogen; was er trägt, sieht aus wie ein Jeanskittel, aber er hat eine Flasche Champagner in der Hand, und er lächelt verlegen.

»Ruth?«

»Ja?«

»Es tut mir leid.«

»Was tut Ihnen leid?«

»Ich sollte nicht hier sein.«

»Warum nicht?«

»Es ist unethisch. Wenn ich einen Hut hätte« - er lächelt reumütig -, »dann würde ich ihn jetzt in der Hand halten.«

Sie öffnet die Tür ein Stückchen weiter und macht ein ratloses Gesicht. Er sieht sonderbar aus hier draußen in der Sonne. Er hat sehr feine Knochen, eine winzige Nase und dichtes, von grauen Strähnen durchzogenes Haar, durch das er immer wieder nervös mit den Fingern fährt.

»Als ich sie gefragt habe, ob Sie allein leben, Ruth - das kam mir nicht zu. Das ist Aufgabe der Mitarbeiter.«

»Hä?«

Er beißt sich auf die Lippe und schaut zur Straße zurück. Dann dreht er sich wieder zu ihr um, und allmählich geht ihr ein Licht auf. Sie denkt an die Mercedes und Aston Martins, die sie am Morgen auf dem Personalparkplatz der Klinik gesehen hat. Sie denkt daran, wie sie sich in den Pub setzt und darauf wartet, dass jemand sie anspricht. Und dann denkt sie daran, wie sie ihre Beine übereinandergeschlagen hat, als sie ihm am

Morgen gegenüber saß.

»Mein Vorname ist Georges«, sagt er.

»Hallo, Georges.«

»Darf ich reinkommen? Ich bleibe nicht lange. Nicht wenn Sie nicht wollen.«

Sie öffnet die Tür ganz und lässt ihn eintreten. Er geht durch den Korridor und schaut nach links und nach rechts. Sie folgt ihm. Vor dem Spiegel bleibt sie einen Moment lang stehen und pult mit dem Fingernagel die krümelige Wimperntusche aus den Augenwinkeln. Hastig legt sie ihren Kaugummi in den Aschenbecher und wölbt die Hände vor dem Mund, um ihren Atem zu überprüfen.

Als sie ins Wohnzimmer kommt, steht er mitten auf dem Teppich.

»Hübsch hier.«

Sie zieht die Träger ihres BHs zurecht, damit ihre Brüste sich hochwölben. Damit er sie

sieht. »Möchten Sie etwas trinken?«

»Das wäre nett. Wenn es nicht zu viele Umstände macht. Was trinken Sie?«

»Ich...« Sie deutet auf das Glas auf der Bar.  
»Rum und Coke. Aber ich kann Ihnen auch was anderes machen.«

»Rum und Coke.« Er lächelt. Eigentlich sieht er gar nicht so schlecht aus. Müsste nur ein bisschen zurechtgemacht werden. »Perfekt.«

Er setzt sich höflich auf das Sofa, schiebt die Füße zusammen und beobachtet, wie sie seinen Drink mixt. Als sie sich umdreht, um ihm das Glas zu reichen, streckt er ihr die Champagnerflasche mit beiden Händen entgegen. »Ich glaube, der muss gekühlt werden.«

»O ja.« Veuve Clicquot. Stevie liebt Veuve. Sie stellt das Glas neben ihn auf den Tisch und nimmt die Flasche, die ein bisschen warm ist. Sie bringt sie in die Küche, legt sie ins



Gefrierfach und packt einen Beutel Eis darauf. Als sie zurückkommt, steht Georges an der Bar und sieht sich die Fotos an. Dazwischen befindet sich das Bild eines Delphins in Griechenland. Sie stellt sich neben Georges.

»Ein wunderschönes Tier.« Sie nimmt ihr Glas von der Bar und trinkt einen Schluck. »Nicht wahr?«

Tanner dreht sich um und sieht ihr fest in die Augen. »Ich wüsste etwas Schöneres.«

Sie möchte kichern, aber sie bremst sich. Georges ist kein Mann, der etwas für Gekicher übrighat. Er ist ernst. Er hat Klasse. Also lächelt sie und zeigt auf ein anderes Foto.

»Mein Exmann. Und mein Sohn. Er wohnt in der Nähe. Kommt ab und zu vorbei. Aber ansonsten bin ich allein. Wie ich gesagt habe.«

»Es tut mir leid, dass ich Sie so ausgefragt habe. Sie haben mich nervös gemacht, das ist alles.« Er nimmt wieder auf dem Sofa Platz.

»Ich habe alles vermässelt.«

»Nein, das haben Sie nicht. Sie waren reizend, einfach reizend.«

Er deutet zur Wand. »Dann erzählen Sie mir von den Delphinen. Sie sind eine richtige Seefahrerin, nehme ich an.«

Erfreut über sein Interesse, setzt sie sich in den Ruhesessel und zieht ihren Rock hübsch zurecht. Sie fängt an, von den Tieren zu erzählen, von den Delphinen in Griechenland, von den Lummen, die sie einmal über den Hafen von Sitges hat fliegen sehen. Er überlässt ihr die Führung des Gesprächs. Stellt ihr viele Fragen: Wie ist das Leben auf einem Boot? Ist sie an Land glücklicher? Ist es den Katzen lieber hier? Vermutlich ist es doch schön, dass sie so viele Tiere halten kann. Er ist wirklich ganz reizend, findet sie. Der Schein kann trügen. »Sie haben ausgetrunken.«

Sie schaut das Glas in ihrer Hand an und stellt fest, dass er recht hat - es ist leer. Sie unterhalten sich jetzt schon eine ganze Weile. Sein Glas steht immer noch unberührt neben ihm auf dem Tisch. Er dreht sich um und blickt zur Küchentür. »Was ist mit dem Champagner? Glauben Sie, er ist schon kalt?«

Sie steht auf und geht in die Küche, holt den Champagner aus dem Gefrierfach und nimmt zwei Schalengläser aus Kristall, die Stevie in einem Restaurant auf Sardinien geklaut hat. Als sie die Flasche entkorkt, ist ihr einen Augenblick lang schwindlig. Sie stellt die Flasche hin und lehnt sich an die Arbeitsplatte. Das ist neu für sie. Ein paar Cola mit Rum werfen sie normalerweise nicht um. Sie schöpft ein bisschen Wasser aus dem Hahn in den Mund, trocknet die Lippen an einem Geschirrtuch ab und wendet sich wieder dem Champagner zu. Die Flasche ist offen, und beide Gläser sind voll, als ihr schon wieder so merkwürdig wird. Mit einem lauten Knall

stellt sie die Flasche hin; im nächsten Moment ist Tanner bei ihr.

»Geht's Ihnen gut?«

»Ja.« Sie lächelt. »Ausgezeichnet, Nur ein bisschen...« Sie streckt die Hand aus, und er greift ihr unter die Arme und führt sie ins Wohnzimmer. Hilft ihr in den Sessel. »Fühlen Sie sich schwach?«

»Mir ist komisch.«

»Ich weiß, warum. Als ich heute Ihren Blutdruck gemessen habe, dachte ich schon, er ist zu hoch.«

»Mein Blut... Was haben Sie gesagt?«

»Bewegen Sie sich nicht. Ich habe Tabletten dabei.«

»Tabletten? Mein Blutdruck ist immer in Ordnung. Der Arzt sagt, er ist gut für mein Alter.«

Sie schaut nach unten. Er hat ein kleines

braunes Fläschchen aus der Tasche geholt und schüttelt weiße Tabletten in seine flache Hand. Sie sehen groß und sehr weiß aus. »Was ist das?«

»Das wird den Blutdruck senken. Sie werden sich sofort besser fühlen.« Er deutet mit dem Kopf zum Computer. »Wie lautet das Passwort?«

»Mein Passwort?« Sie legt einen Finger an den Kopf. Das Zimmer kommt ihr kleiner vor, als sie es in Erinnerung hat. »Wozu brauchen Sie mein... ?«

»Ich muß die Dosierung überprüfen. Wie heißt das Passwort?«

»Stevie21.«

»Und wie viel wiegen Sie?«

»Wie viel ich... ? Ich weiß es nicht.«

Er geht zum Computer, und sie hört, wie er tippt. Ihr Kopf ist zu schwer, um sich

umzudrehen und hinzuschauen. Sie stützt ihn auf die Hand und hat einen Augenblick lang das Gefühl, dass er aus Stein ist wie der einer Statue, und dass er zerbrechen wird, wenn sie ihn bewegt. Tanner kommt zurück und schüttet ihr einen Haufen Tabletten in die Hand.

»So viele?«

»Ein homöopathisches Mittel.«

Homöopathisch. Davon hat sie schon gehört. Sie wirft sie in den Mund und nimmt das Glas Coke, das er ihr reicht. Die Tabletten sind bitter und kratzen in der Kehle, aber sie würgt sie mit zwei Schlucken hinunter.

»Ich glaube, Sie müssen ein bisschen spazieren fahren. Frische Luft schnappen. Wo ist Ihr Auto?«

»Draußen«, murmelt sie. Ihr Mund fühlt sich an, als wäre er voller Staub. »Draußen im...« Sie legt den Kopf zurück. Versucht, den Blick

auf ihn zu konzentrieren. »Drüben neben der Terrasse.«

Sie will sich hochstemmen, auf die Beine kommen, aber sie kann es nicht. Aber das beunruhigt sie nicht; es kümmert sie überhaupt nicht. Ihre Füße sind weit, weit weg, ihre Beine nur verschwommene helle Säulen. Sie schaut ihre Schuhe an und denkt: so schöne, schöne Schuhe. Rot und glänzend wie Rubine. Danke, lieber Gott, für schöne Schuhe. »Ihre Schlüssel.«

Tanner steht neben ihr. Schüttelt sie. Sie hebt den Blick, aber ihre Lider sind schwer. »Wo sind Ihre Schlüssel?«

»Ich glaube, ich muss etwas essen.«

»Nein. Sagen Sie mir nur, wo Ihre Schlüssel sind.«

»In der Diele. Am Haken.«

»Der Hausschlüssel auch?«

»Ja. Aber wozu brauchen Sie meinen Hausschlüssel?«

Statt einer Antwort hört sie nur fernes Vogelgezwitscher. Als sie ihn anschauen will, stellt sie fest, dass er aus dem Zimmer gegangen ist. Sie lässt sich in den Sessel zurückfallen; ihre Augen rollen nach oben unter die Lider. Sie sieht Sternbilder aus Licht und elektrischem Strom. Sie sieht springende Delphine und rubinrote Schuhe. »Zu Hause ist es am schönsten«, murmelt sie lächelnd. »Zu Hause.« Sie schwebt zu den Sternen hinauf, und Stevie ist bei ihr und hält ihre Hand.

Mum, ich finde, du solltest jetzt aufstehen. Komm. Steh auf.

Hallo, Stevie. Du bist ein guter Junge. Ein guter Junge.

Hörst du nicht? Steh aus deinem beschissenen Sessel auf, du Dreckstück.

Stevie - was redest du da?



Hör auf, von ihm zu quatschen, und -

Ihre Augen öffnen sich. Das Licht ist zu hell. Georges ist da, sein Gesicht ist ganz nah. Er lächelt.

»Stehen Sie auf«, sagt er aufmunternd.  
»Kommen Sie mit.«

Sie stemmt sich hoch. Er trägt Handschuhe, denkt sie. Hab ich noch gar nicht bemerkt. Er trägt Latexhandschuhe. Aber natürlich, heute ist alles merkwürdig, wirklich merkwürdig, wie in einem Traum.

Er legt eine Hand unter ihren Ellbogen, und sie lässt sich von ihm zur Tür führen.

## 58

Vor Jahren hatte ein Ausbilder zu Caffery gesagt, wenn ihm jemals bei einer Parade flau

werden sollte, müsse er etwas Grünes anschauen, einen Rasen oder einen Baum. Farben hätten eine Wirkung auf das Gehirn; sie verhinderten, dass es einfrore und den Betrieb einstellte. Als er jetzt auf der stillen Landstraße vor Georges Tanners Haus aus dem Wagen stieg, blieb er einen Moment lang stehen und ließ seine Augen auf dem grasbewachsenen Straßenrand ausruhen. Ein träges Rauschen erfüllte sein Hirn. Er hatte zu wenig geschlafen. Er brauchte jetzt einen klaren Kopf.

Darcy hatte gesagt, Susan Hopkins habe Tanner beim Stehlen erwischt. Lucy hatte ihn erpresst; vielleicht hatte sie ihm gedroht, sich wegen der Bauchstraffung an die Ärztekammer zu wenden. Vielleicht hatte sie ihn auch beim Stehlen beobachtet - oder was immer sonst im Aufwachzimmer passiert sein mochte. Zwei Jahre hatte es gedauert, bis er von der Erpressung genug gehabt und Lucy umgebracht hatte. Bei Susan Hopkins war es

schneller gegangen. Vielleicht hatte sie ihn zur Rede gestellt. Vielleicht hatte der Mord an Lucy ihn so sehr in Wallung gebracht, dass er gleich danach noch einmal morden musste.

Ein früher Schmetterling flatterte einsam über den Rasen und über die Hecke neben dem Haus, angelockt vom Blau eines unbenutzten Swimmingpools. Er war sehr sauber, nirgends grüner Schleim auf den blau gestrichenen Wänden. Caffery stellte sich auf die Zehenspitzen und schaute daran vorbei. Etwa fünf Meter dahinter entdeckte er den typischen Sandhaufen mit dem Schachtdeckel eines Sickertanks. Das Haus selbst stand rechts von ihm, eckig und grau, ein gutes Stück weit abseits der ruhigen Straße. Alles wirkte ordentlich und gepflegt. Ordentlich und trotzdem nicht in Ordnung, dachte Caffery und ließ sich wieder auf die Fersen sinken. Irgendetwas hier wirkte faul.

Er leckte über seine Handfläche, strich sich

über das Haar und knöpfte sein Jackett zu. Das Haus hatte zwei Eingänge; eine blau gestrichene Tür zur Linken schien ins Haupthaus zu führen. Niemand kam, als er klingelte; also ging er zu der anderen Tür in einem Anbau mit flachem Dach, der rechtwinklig zum Haus stand. Die Fensterläden des Anbaus waren geschlossen. Links auf der kleinen Treppe unter einem schmalen Portikus war ein antiker Fußabkratzer in den Boden eingelassen. Er klingelte, wartete und las das neben der Haustür an die Wand geschraubte Messingschild: »Georges Tanner FRCS (Plast)« war dort in zierlichen Lettern eingraviert.

Nichts rührte sich. Er ging an der Seite des Hauses entlang und schaute in die Fenster. Am Ende blieb er stehen. Hier waren die Fensterläden geschlossen. Er zog sein Schweizer Messer aus der Tasche, hebelte den Riegel auf und klappte den Laden zurück.

Ungefähr zehn Zentimeter hinter dem Fenster ragte eine Hohlblockmauer auf. Er drückte die Nase an die Scheibe. Die Mauer reichte, so weit er sehen konnte, nach oben und nach beiden Seiten. Ungefähr sechs Blöcke rechts von ihm entdeckte er einen Lüftungsstein in der Wand.

## 59

Wie schön, dachte er und lächelte die Scheibe an. Wie schön, Mr. Tanner, ich rieche Ihr Blut.

In Southeast London hatte es lange und komplexe Debatten über das Gesetz zur Anhalte- und Durchsuchungsbefugnis gegeben. Caffery war noch Police Constable gewesen, und sein Inspector hatte sich dafür entschieden, den Kopf einfach in den Sand zu stecken und den größten Teil seiner Manpower darauf zu verwenden, die Quote in anderen

Bereichen der Kriminalität zu erfüllen. Caffery waren Einbruchsfälle zugewiesen worden. In zwei Monaten hatte er eine Menge über die cleveren Methoden gelernt, mit denen man in fremder Leute Häuser eindringen konnte.

Er fuhr sechs Meilen weiter ins nächste Dorf und zu einer Eisenwarenhandlung, wo er sich ein paar Dinge besorgte, die er brauchte. Die anderen hatte Tanner ihm großzügigerweise zur Verfügung gestellt: in dem unverschlossenen Wartungsschuppen am Pool. Wussten die Leute nicht, dass man Schuppen verschließen konnte? War das noch nicht zu ihnen durchgedrungen? Ein Einbruch in einen Schuppen war genauso wahrscheinlich wie einer ins Haus. Hey, Georges, dachte er, diese laxe Einstellung in puncto Sicherheit ist schwer zu verstehen. Er trug eine Stufenleiter und eine Bohrmaschine zu der Seite des Hauses, die der Straße abgewandt war. Wenn dort ein Auto käme, würde er es schon aus meilenweiter Entfernung hören, und er hätte

genug Zeit, das Werkzeug zu verstecken, wenn jemand auftauchen sollte.

Was immer Tanner hinter der Mauer in seinem Zimmer trieb, er würde kaum wollen, dass ein Schlüsseldienst oder die Polizei anrollte, wenn der Alarm losginge. Also war die Alarmanlage wahrscheinlich nicht mit einer Wachdienstzentrale verbunden, sondern diente nur dazu, einen Eindringling zu erschrecken. Trotzdem schnitt Caffery ungefähr zehn Meter weit vom Haus entfernt die Telefonleitung durch. Er stellte die Leiter ans Haus, schob einen Neun-Millimeter-Bohrer ins Futter der Bohrmaschine, kletterte zum Kasten der Alarmanlage hinauf und bohrte ein Loch in das T des Firmennamens - da, wo die Farbe am dunkelsten war, sodass man das Loch nicht schon von Weitem erkennen würde. Er schüttelte eine Dose Montageschaum, schob die Spraydüse in das Loch und füllte den Kasten mit Schaum, bis die Frontplatte mit leisem Knacken ein kleines Stück

heraussprang. Dann verklebte er das Blinklicht mit schwarzem Isolierband, stieg von der Leiter und trug sie zurück in den Schuppen.

Im Haus und auf dem Grundstück rührte sich nichts. Kein einziges Auto, kein Laster und kein Motorrad war bisher vorbeigekommen. Hier draußen konnte alles Mögliche passieren, und niemand würde es merken. Links neben der Haustür befand sich ein kleines Milchglasfenster; wahrscheinlich lag dahinter eine Toilette. Er klebte Isolierband über die obere Scheibe, schlug sie mit dem Kolben der Bohrmaschine ein und langte hinein, um das Fenster zu entriegeln. Dann kletterte er hinein. Er landete auf dem Toilettendeckel, sprang hinunter und ging weiter in die mit Steinplatten ausgelegte Diele.

Irgendwo hier musste die Innenbox der Alarmanlage sein. Wenn sie losginge, würde der Lärm ohrenbetäubend sein. Er hatte vielleicht noch zehn Sekunden Zeit.



Er kam zu einem Zimmer, das aussah wie ein Büro: eichengetäfelt, mit dicken Teppichen und bodenlangen Fransenvorhängen. Die Einrichtung war klassisch, aber nicht besonders elegant: ein mit Schnitzereien verzierter Mahagonischreibtisch mit einer Oberfläche aus grünem Leder, ein knopfgeheftetes Queen-Anne-Sofa, große, goldgerahmte Landschaftgemälde an den Wänden. Die Fenster gingen zum Swimmingpool hinaus. Eine Alarmbox war nicht zu sehen. Er ging weiter, vorbei an einer kleinen Küche und einer Schuhkammer, in der eine Reihe von Gummistiefeln auf dem Boden stand und Barbour-Jacken an den Garderobenhaken hingen. Dann kam er in einen zweiten Korridor, wo die Sonne durch das Fenster auf einen teuren Walnussholzfußboden fiel. Jetzt waren schon mehr als zehn Sekunden vergangen, und noch immer blieb es still. Aber jetzt entdeckte er die Box am Ende des Korridors. Sie war über

einer massiven, mit einem Vorhängeschloss gesicherten Eichentür angebracht.

Das Rotlicht blinkte nicht. Die Sirene ging nicht los. Kleine Infrarot-Augen blinzelten ihm von beiden Seiten der Decke zu; die Tür war mit zwei Kontaktsensoren ausgestattet - einer auf jeder Seite. Caffery begriff, dass die Sirene deshalb nicht losging, weil die Alarmanlage nicht gegen Einbrecher schützen sollte. Sie sicherte ausschließlich den Hohlblockraum.

Er ging zu der Box und unterbrach den Infrarotstrahl. Sofort begann das Rotlicht zu blitzen. Die Schalttafel saß normalerweise gleich hinter und über der Batterie, also zerstörte man am besten beides. Er legte den Bohrer an die Box und stemmte sich dagegen. Gekräuselte Metallspäne flogen durch die Gegend; der Bohrer drang mühelos durch die Frontplatte und in das Innenleben der Box. Die Maschine bäumte sich in seinen Händen auf und ratterte alles zerstörend in der Box herum.

Die Sirene heulte auf, ohrenbetäubend, zwei Sekunden lang, und dann hatte der Bohrer die Schalttafel gefunden. Er arbeitete sich hinein, und das Geheul verstummte jäh.

Die Stille klang ihm in den Ohren. Er packte die Kette vor der Tür und rüttelte daran. Die Tür war nicht nur durch das Vorhängeschloss gesichert, sondern außerdem durch vier verschließbare Riegel. Er ging zurück in das Büro und öffnete alle Schreibtischschubladen. Die oberste war verschlossen, und er benutzte noch einmal die Bohrmaschine. Es kümmerte ihn wenig, was Powers zu den Schadenersatzansprüchen sagte, die Tanner vielleicht stellen würde; er steckte jetzt schon bis über beide Ohren in Schwierigkeiten, und allein die Alarmanlage würde ihm ein Disziplinarverfahren einbringen. Wenn schon, denn schon.

In der Schublade lagen Schlüssel, und sie passten zu den Riegeln. Noch eine Lektion in

Sicherheitsmaßnahmen, Mr. Tanner. Das Vorhängeschloss bereitete keine Schwierigkeiten: Dreißig Sekunden lang mit Rohrvereiser eingesprüht, das Stemmeisen hineingeschoben, und eine richtige Drehung ließ es in vier Teile zerspringen. Er öffnete die Tür.

Kaum hatte er den dunklen Raum betreten, als ihm ein übler Geruch in die Nase drang. Ein Geruch, den er aus dem Leichenschauhaus und dem Bestattungsinstitut kannte. Ein Geruch, der ihm die Kehle zuschnürte. Formalin.

Er zog die Tür hinter sich zu und schloss sie sicherheitshalber ab. Im Halbdunkel sah er verschiedene Umrisse: zur Linken eine Reihe von Kühlschränken, die bis zur Decke reichten, auf der rechten Seite eine massive Werkbank wie aus einem altmodischen Schullabor. Am anderen Ende stand eine Tür einen Spaltbreit offen. Er ging hinüber und spähte hindurch. Dahinter lag ein enges

Treppenhaus, das gewunden zum Tageslicht hinaufführte. Er lauschte, aber er hörte nichts von oben; also zog er die Tür zu, verschluss auch sie und schaltete die Deckenbeleuchtung ein.

Es war eine Leuchtstoffröhre, und sie war zu hell für die Größe des Raums - als brauchte man für die Arbeit, die hier getan wurde, besonders gutes Licht. Die Kühlschränke standen an der Wand rechts von ihm. Die Wand vor ihm war von medizinischen Schaubildern bedeckt, lauter Darstellungen von Haut unter verschiedenen Aspekten. Auf einem sah man die Schweißdrüsen des Körpers in roter Farbe auf den grauschwarzen, geschlechtslosen Umrissen eines menschlichen Körpers. Ein anderes zeigte das Innere einer mit einem Haken hochgehobenen Haut: die Dermis, die Epidermis, das subkutane Fett, die Erektormuskeln der Haare und die Blutgefäße.

Aber was er am Rande seines Gesichtsfelds

auf der Werkbank liegen sah, löste einen Adrenalinstoß aus.

Werkzeuge und andere Gerätschaften lagen dort nebeneinander in einem klaren Muster geordnet, als warteten sie auf ihren Einsatz. Er erkannte ein paar Gerberwerkzeuge - Häute- und Ausfleischmesser, einen kleinen Fleischerhaken -, aber andere hatte er noch nie zu Gesicht bekommen. Sie sahen aus wie spezielle chirurgische Instrumente. In der Mitte befanden sich mehrere Blöcke mit Zapfen darin, wie man sie benutzte, um eine Tierhaut aufzuspannen. Eine Tierhaut.

Der gehäutete Hund im Steinbruchsee. Arnos Chipeta hatte nichts damit zu tun.

Ich komme dir näher, mein Freund. Ich kann dich fühlen. Ich bin schon ganz nah.

Er ging ein paar Schritte weiter und öffnete einen Kühltank. Die Tür gab mit leisem Vakuumzischen nach, und kalte Luft wehte

ihm entgegen. Er schaute hinein. Die Regale waren voll von luftdichten Behältern, die aussahen wie Tupperware-Sandwichdosen. Alle waren etikettiert, und durch die Seitenwände konnte er eine braune Flüssigkeit erkennen, die von der Bewegung der Tür leicht hin und her schwappte.

Er nahm einen heraus, der kalt und ein bisschen klebrig war und nach Formalin roch. Auf dem Deckel war mit Klebstreifen das Foto einer jungen Frau befestigt. Im ersten Augenblick dachte Caffery, sie sei tot. Sie lag auf dem Rücken - die Kamera hatte sie von oben aufgenommen, wie man manchmal Tote im Leichenschauhaus fotografierte -, und trug eine Maske über Mund und Nase. Sie war nackt bis auf einen Verband über den Brüsten und ein Knäuel von geblümtem Baumwollstoff an ihren Knien. Ihre Augen waren geschlossen, aber ihr Gesicht hatte zu viel Farbe für eine Leiche. Er betrachtete den Stoff. Es war ein OP-Hemd. Und bei dem Bett

handelte es sich um ein Krankenhausbett. Sie war nicht tot, sondern in Narkose. Vielleicht kurz vor dem Aufwachen, denn was sie vor dem Gesicht trug, war keine Larynxmaske.

In einem Rahmen unter dem Foto standen fein gedruckte Textzeilen: »Name: Pauline Weir. Geb. 04.05.81. OP-Datum 15.07.08. OP: Brustverkleinerung.« Darunter befand sich die schematische Darstellung einer Frau, ein bisschen wie auf dem Schaubild an der Wand. Mit roter Tinte waren zwei Halbkreise auf die Unterseiten der Brüste gemalt.

Caffery trug den Behälter zum Tisch und öffnete ihn vorsichtig. In der klaren braunen Flüssigkeit schwammen sieben oder acht Hautlappen - wie Exponate in einem medizinischen Museum.

Er drückte den Deckel wieder zu, ging zum Kühlschrank und nahm einen anderen heraus. Wieder ein Foto von einer Frau auf einem Bett, nackt bis auf das Hemd, das bis zu den



Knien heruntergezogen war, und einen Verband um den Bauch. Kein Anästhesist würde während der Narkose von der Seite des Patienten weichen, aber die Aufwachphase überwachte er nur bis zu einem bestimmten Punkt; den Rest übernahm eine speziell ausgebildete Krankenschwester, die sich vielleicht überreden ließe, das Zimmer zu verlassen. Ganz sicher, wenn ein Arzt es verlangte. War es das, was Susan Hopkins gemeint hatte, als sie sagte, die sind alle ein bisschen dämlich, die Schwestern im Aufwachzimmer - sehen nicht, was vor ihrer Nase passiert?

Er nahm den Deckel herunter und fand ein einzelnes elliptisches Stück Haut, gebleicht und runzlig vom Formalin. Er brachte den Behälter zurück und wanderte mit dem Finger über die Reihen, bis er zum Abschnitt M kam. Mahoney, Lucy. Er trug den Behälter zum Tisch, öffnete ihn und fand das letzte Teil des Puzzles.

Ein Stück von Lucy, das es nicht mehr bis zum Obduktionstisch geschafft hatte. Ein Stück ihres Schamhügels. Die Haare hingen noch daran.

Jahr um Jahr um Jahr war dies Tanners Geheimnis gewesen.

Jahrelang, unter raffinierten Winkelzügen, denen man niemals auf die Spur kommen würde, hatte er die Haut von Frauen gestohlen, die er operierte.

## **60**

Caffery hörte den Wagen von Weitem kommen. Er stellte die Behälter zurück, verließ leise den Raum und schloss die Tür hinter sich. Er fegte die Metallspäne mit dem Fuß zur Seite und trat aus der Haustür, als ein makelloser blauer Mercedes in der Einfahrt

heranglitt. Ein 500er AMG mit allen Schikanen.

Caffery wusste nicht, ob er beim Herauskommen gesehen worden war, und ging vom Haus weg in die Sonne. Der Mercedes hielt an. Einen Augenblick lang geschah nichts, dann öffnete sich die Fahrertür, und ein kleiner Mann mit graumeliertem Haar stieg aus. Er war um die fünfzig und eher unauffällig bis auf den seltsamen Kittel, den er trug - mit Schultersattel und aus blauem, gebleichtem Jeansstoff, ein Kleidungsstück, wie es ein Maler in den siebziger Jahren hätte tragen können. Vorn waren ein paar feuchte Flecken zu sehen.

»Georges Tanner?«

Der Mann warf einen Blick zurück zur Straße und sah dann Caffery an. »Wer möchte das wissen?«

Caffery hielt seinen Ausweis hoch. »Inspector

Jack Caffery.«

Tanner antwortete nicht gleich. Er schloss die Augen und öffnete sie wieder, als machte er ein Foto von Caffery. Dann hellte seine Miene sich unvermittelt auf. »Wo sind nur meine Manieren?« Er strich sich mit einer kalkweißen Hand das Haar aus dem Gesicht. »Bitte treten Sie doch ein.« Er schlug die Wagentür zu, zog einen Schlüssel aus der Tasche, ging zum Haus und öffnete die Tür weit. Er lächelte. »Ich mache Ihnen einen Kaffee.«

Caffery steckte den Ausweis wieder ein und folgte ihm. Während Tanner sich in einer Ecke seines Büros an einer Kaffeemaschine zu schaffen machte, ging Caffery zu einem Ohrensessel und rückte ihn ein wenig herum, sodass er dreierlei im Blick behalten konnte: Tanner, der jetzt zwei Pads in die Maschine legte und den Kaffee in zwei Tassen laufen ließ, und die beiden Türen, die des Büros und

die vor dem Raum mit den Kühlschränken, wo das zerbrochene Vorhängeschloss auf dem Boden lag.

»So«, sagte Tanner freundlich und kam mit dem Kaffee herüber. »Sie haben mich ja leicht gefunden. Wie lange sind Sie schon hier?«

»Bin eben gekommen.« Caffery lächelte kühl.  
»Warum?«

»Eine höfliche Frage«, sagte Tanner leichthin.  
»Ich mache Konversation.«

Er legte einen Untersetzer auf den kleinen Beistelltisch neben dem Sessel und stellte die Kaffeetasse darauf. Als er sich aufrichtete, fiel Caffery auf, dass er schwitzte. Nicht sehr stark, aber seine Stirn glänzte. »Mein Vater war auch bei der Polizei. Chief Inspector, in Hampshire.«

»Wirklich?«

Warum hast du mich noch nicht gefragt,

warum ich hier bin? Wann wirst du mich fragen?

»Ich finde immer, ich habe etwas mit der Polizei gemeinsam.« Tanner schob einen kleinen Tisch zum Sofa und stellte seine eigene Tasse darauf ab. Er ging zu der Kaffeemaschine zurück, wandte Caffery den Rücken zu und öffnete eine mit dem königlichen Wappen geschmückte Keksschachtel. Er leerte die Kekse auf einen Teller. »Dinge in Ordnung bringen. Wissen Sie? Die Welt ein bisschen besser machen. Einen Keks?«

»Nein danke.«

»Trinken Sie Ihren Kaffee.«

»Später.«

In diesem Haus etwas zu essen oder zu trinken wäre das Letzte, was Caffery einfiele. Die Toxinbefunde hatten keine anderen Betäubungsmittel enthalten, weil Tanner Arzt

war und Zugang zu Temazepam in flüssiger Form hatte. Er konnte es den Frauen in einem Getränk verabreicht haben - sie hätten es nicht bemerkt. Er hatte gewusst, dass man es bei der toxikologischen Untersuchung entdecken und die Verwendung von flüssigem Temazepam, das Lucy nicht verschrieben worden war, auf einen Mord und vielleicht auf einen Mediziner hindeuten würde, und deshalb hatte er ihnen nachher die Tabletten gegeben, um den im Blut der Opfer gefundenen Tranquilizer zu erklären.

»Stimmt etwas nicht mit Ihrem Kaffee?«

»Sagen Sie es mir, Mr. Tanner. Stimmt etwas nicht damit?«

Tanner verstummte und drehte sich jäh zu ihm um. In seinem Blick schien etwas zu verrutschen. Die dunklen Flecken auf seinem Kittel waren immer noch da. Wenn es Wasser gewesen wäre, dachte Caffery, wären sie inzwischen verschwunden. »V-Verzeihung«,

murmelte Tanner. »Ist das eine Rätselfrage?«

»Nein. Es ist eine ganz direkte Frage. Ist etwas in meinem Kaffee? Flüssiges Benzo, zum Beispiel?«

»Was ?« Tanner legte eine Hand an die Stirn.

»Du meine Güte - das ist verwirrend. Sie bringen mich ganz durcheinander.«

»Ich bin nicht gerade erst gekommen, Georges. Ich bin schon lange hier. Lange genug, um in diesen Raum zu gehen und zu sehen, was Sie so treiben.«

Tanner ließ die Kekse fallen. Sie prasselten auf den Tisch, und ein paar kullerten zu Boden. Er stand mit hängenden Armen da und versuchte nicht, sie wieder aufzusammeln. »Es gibt eine Erklärung«, sagte er steif. »Was Sie gesehen haben, kann ich alles erklären.«

»Ich kann es auch erklären. Lucy Mahoney hat Sie erwischt, stimmt's? Sie hat mitbekommen, was Sie getan, was Sie ihr weggenommen



haben. Oder hat sie sich daran erinnert, dass sie fotografiert worden war? War es das?«

»Sie phantasieren. Das sind Hirngespinnste. Wenn Sie mich erklären lassen, kann ich...«

»Sie hat Sie erpresst. Und was ist dann passiert? Ich vermute, sie hat zu viel verlangt. Sie wollte sich ein Haus kaufen. Ihre Forderungen wurden zu hoch. Es gab keinen Ausweg für Sie.

Sie sind ein Dieb. Jahrelang, wie es aussieht, haben Sie Haut gestohlen, wie ein Serienkiller, der Körperteile seiner Opfer entwendet. Diese Frauen waren Ihre Opfer.«

»Opfer?« Er hob den Blick und sah Caffery an. »Das ist ein hartes Wort. Ich habe keiner von ihnen etwas angetan. Wenn sie meinen Operationssaal verlassen haben, waren sie in einem besseren Zustand als beim Hereinkommen.«

»Sie sind Opfer. Sie haben nicht eingewilligt.«

»Die Haut - sie ist Teil meiner Lebensarbeit. Ich studiere Haut. Ich versuche, synthetische Haut herzustellen.«

»Synthetische Haut?« Caffery lachte. »Oh, der ist gut, Dr. Frankenstein.«

»Es ist die Wahrheit. Sie können sich in dem Raum umsehen. Sie werden die Boxen finden. Von anderen Herstellern.«

»Ich bin nicht blöd, Mr. Tanner. Mit meinen beschränkten Kenntnissen würde ich sagen, bei dem, was Sie da tun, geht es nicht um die Herstellung synthetischer Haut oder um irgendeinen anderen Bullshit, den Sie mir da auftischen wollen. Ich würde sagen, es hat nichts damit zu tun, aber alles mit Sex.«

Tanners Gesicht wurde für einen Moment ausdruckslos. Er blinzelte.

»Ich würde sagen, ganz gleich, wie es oberflächlich betrachtet aussieht, ein Verhalten dieser Art ist immer sexuell motiviert. Wo

liegt Ihr Problem, Georges? Kriegen Sie keinen hoch? Oder hat Ihre Mutter Sie zu sich ins Bett geholt und sich von Ihnen waschen lassen, als Sie sechs waren?«

Tanner blinzelte wieder. Einmal, zweimal. Dreimal schnell hintereinander.

»Sie haben diese Frauen nackt fotografiert. Gott weiß, was Sie sonst noch mit ihnen angestellt haben, während sie noch halb schliefen. Und Sie haben Trophäen zur Erinnerung behalten. Ich habe sie mir angesehen - diese Objekte - und mich unwillkürlich gefragt: Wenn ich sie untersuchen ließe, würde ich dann Spermaspuren von Ihnen daran finden?«

Tanner hörte auf zu blinzeln. Seine linke Hand öffnete und schloss sich, als wollte er etwas greifen. Er kam zu dem Tisch, auf den er die Tasse gestellt hatte. »Kein Wunder, dass Sie Ihren Kaffee nicht trinken. Der Tisch ist zu weit weg.«

»Der Tisch steht gut so.«

»Hier.« Tanner beugte sich herunter, um den Tisch aufzuheben. »Ich rücke ihn ein Stück näher.«

»Ich sagte, er steht...«

Ein schmerzhafter Stich schoss durch Cafferys Wade in seinen Körper hinauf. Er schrie auf und rollte zur Seite, wälzte sich über das Sofa und versuchte, sein Bein zu fassen. Taumelnd rappelte er sich auf, stieß einen Stuhl um, und als er sich keuchend umdrehte, sah er Tanner halb gebückt neben dem Tisch, den Kopf schräg gelegt. Er beobachtete ihn; in der Hand hielt er eine Waffe. Sie sah aus wie ein Pfriem oder eine Ahle, wie man sie für Lederarbeiten benutzte. Ein Fetzen Stoff von Cafferys Hose hing daran, und Blutspritzer zogen sich in langen Schleifen über die Kissen auf dem Sofa, über die er hinweggerutscht war.

»Warum haben Sie meinen Kaffee nicht

getrunken, Sie blödes Arschloch?»

»Hey«, keuchte Caffery. Er griff hinunter an sein Bein und fand zerfetzten Stoff und noch etwas anderes - einen aufgerissenen Wadenmuskel. »Sie haben keine Ahnung, wie sehr Sie im Arsch sind.«

Mit der freien Hand packte er den Stuhl, tat einen hinkenden Schritt vorwärts und schleuderte ihn gegen Tanner, der behände wie ein Tänzer zur Seite trat und den Griff der Ahle an Cafferys Schläfe schmetterte. Der Schmerz trieb etwas Schwarzes in seinen Kopf. Er kippte vornüber, griff im Fallen nach allem, was er erreichte, und sah, wie ihm die Füße des Sofas entgegenkamen.

Was ist denn mit dem Sofa?, dachte er nebelhaft, als er auf dem Boden aufschlug. Fuck, warum hängt das Sofa an der Decke?

Die Bank ließ Flea warten. Es war fast zwei Uhr, als sie sich auf den Weg zu Ruth machte. Das Geld steckte in einem banderolierten Umschlag im Handschuhfach. Das Wetter war durchwachsen; die Sonne spielte hinter den Wolken Verstecken, aber es war warm, und sie öffnete die Fenster des Clio. Der Duft frisch erblühender Hecken erfüllte den Wagen.

Eine der Einheiten aus Taunton parkte an der Kreuzung der A 36; daneben standen ein Lexus und ein alter Peugeot. Sie klappte die Sonnenblende herunter und fuhr ruhig vorbei, den Blick nach vorn gerichtet. Sie hatte sich für heute krankgemeldet und durfte eigentlich nicht hier sein. Wellard vertrat sie, und er hatte seine Anweisungen: Was immer der Inspector ihnen sagte, er sollte sein Team im nördlichen Teil des Suchbereichs halten und den Süden zuletzt abarbeiten. Nicht vor fünf. Bis dahin

hätte sie das Foto. Und sie hätte eine Möglichkeit gefunden, Ruth aus dem Haus zu bringen.

In der nächsten Kurve blinkte ein entgegenkommendes Motorrad sie an; der Fahrer deutete mit dem Daumen hinter sich und machte dann eine sägende Handbewegung vor der Kehle: das Warnsignal für eine Gefahr, einen Unfall. Sie bremste ab, als sie um die Kurve fuhr, und eine Viertelmeile weit vor sich sah sie es. Ein Streifenwagen parkte quer auf der Straße und blockierte einen Fahrstreifen; davor stand ein Police Corporal in seiner fluoreszierenden Jacke.

Flea nahm den Fuß vom Gas. Der Clio rollte noch ein Stück weiter, wurde immer langsamer und kam dann zum Stehen. Hinter dem BMW der Verkehrspolizei entdeckte sie den Mercedes Sprinter ihrer eigenen Einheit, Stoßstange an Stoßstange mit dem Van des Coronors. Scheiße. Was, zum Teufel, machten

die hier? Wellard hatte es ihr versprochen.

Sie stand einen Augenblick lang einfach da. Der PC fixierte sie. Bevor sie sich wieder fassen und wenden konnte, erschien ein Gesicht hinter dem Sprinter und blickte sie leicht verwundert an. Es war Wellard. Als er sie erkannte, zog er die Brauen hoch.

Sie saß in der Falle. Es gab kein Entkommen. Sie fuhr an den Straßenrand.

»Hi.« Wellard legte den Ellbogen auf das Wagendach und schaute sie lächelnd durch das Fenster an. »Sind ein bisschen arbeitsgeil, was, Sarge? Rollen hier trotz Krankmeldung an?«

Sie stellte den Motor ab und wandte den Blick nicht vom Lenkrad. »Ich dachte, ich hätte Ihnen gesagt, Sie sollen erst zum Schluss hierherfahren.«

»Da ist was dazwischengekommen. Der Einsatzleiter wollte, dass schnell jemand erscheint. Der Inspector hatte nichts dagegen -



ich dachte nicht, dass Sie...«

»Okay, okay.« Sie sah an ihm vorbei. Hinter der Abschirmung stand ein Wagen in der versteckten kleinen Lücke, in der sie einmal geparkt hatte, um zu Ruth hinaufzugehen. Sie konnte nur das Dach sehen. »Die Spurensicherung ist hier. Was ist los?«

»Ein Selbstmord.«

»Mit abgelaufenem Verfallsdatum? Deshalb haben sie euch kommen lassen, ja?«

Das Dach des Wagens war ausgebleicht von der Sonne und mit Vogelkot gesprenkelt. Bei dem Anblick griff etwas Kaltes nach ihrem Herzen. »Es ist der Wagen, den ich da sehe, ja?«

»Das ist er.«

»Ein VW?«

Wellard klapperte mit den Lidern. »Ein VW? Ja - ich meine, ja, ein VW. Das können Sie

von hier aus erkennen?« Sie presste die Finger an die Schläfen. »Sarge alles okay?«

»Mir geht's... gut, ja.«

Sie ließ den Schlüssel im Zündschloss stecken und stieg aus.

Mit geradem Rücken und steifen Beinen ging sie los. Mechanisch zeigte sie dem Polizisten an der Absperrung ihren Ausweis, duckte sich unter dem Absperrband hindurch und ging an dem Van vorbei. Die beiden Männer des Coroners in ihren grauen Anzügen standen am Rand der inneren Absperrung, wie sie es immer taten; sie rauchten und unterhielten sich leise. Flea ging wortlos an ihnen vorbei.

Das Erste, was sie erblickte, war der Leichensack auf der Straße; daneben stand die orangefarbene Trage in der Sonne. Dann sah sie ihre eigenen Leute vor der offenen Wagentür; vorgebeugt standen sie da und schauten hinein. Sie richteten sich auf, als Flea

sich näherte, lächelten und begrüßten sie, machten vielleicht einen Scherz - Flea hörte es nicht. Sie lugte zwischen den Beinen ihrer Leute hindurch und erkannte die Wade einer Frau, den Fuß in einem roten, hochhackigen Schuh. Am Knöchel eine Schramme. Weiter oben der Saum eines kurzen schwarzen Kleides. Rechts sah sie das gegenüberliegende Seitenfenster. Moos wuchs auf den Gummidichtungen.

Sie wandte sich ab, presste beide Hände ins Kreuz, hob das Gesicht zum Himmel und atmete ein. Aus. Die Sonne war durch die Wolken gebrochen und versuchte ein letztes Mal, die Welt zu wärmen, aber Flea bemerkte sie nicht. Sah nicht, wie sie die verschiedenen Grüntöne der frischen Knospen an den Bäumen in der Ferne leuchten ließ und die Hügellandschaft überstrahlte.

Was sie an diesem schönen Mainachmittag sah, war nur, dass der Himmel sie zu ersticken

drohte. Dass der Himmel und die Welt und all die Leute in ihr sie so tief hinunterdrücken konnten, dass sie irgendwann einfach keine Luft mehr bekam.

## 62

War wohl ein bisschen viel Scotch gestern Abend, dachte Caffery. Er hatte hundsgemeine Kopfschmerzen, und jede Bewegung löste Druckwellen von einem Ohr zum anderen aus. Er fuhr sich mit einer Hand über das scheinbar zugedekte Gesicht. Aber da war nichts. Er hob tastend die Hände und rechnete mit einer Bettdecke, aber stattdessen stieß er an etwas Hartes, Raues. Er streckte die Hände nach hinten und traf auf den gleichen harten, unnachgiebigen Widerstand.

Er lag auf der Seite und atmete schnell. Er war nicht im Bett. Er befand sich in einem

geschlossenen Raum, einem Gewölbe oder einer Kiste, vielleicht zweieinhalb Meter im Quadrat. Etwas mit einer hallenden Akustik und einem abgestandenen, fauligen Geruch. Ungefähr drei Meter über sich sah er einen einzelnen, dunstigen Lichtfleck.

Denk nach. Streng dich an.

Verschwommene Bilder kehrten zurück: eine Gerberahle, blutige Streifen auf Stoff. Er befühlte sein Gesicht. Blut überkrustete seine Oberlippe, seine Nase tat weh, und sein Zahnfleisch war angeschwollen. Er strich mit den Händen an sich herunter. Er hatte seinen Anzug an, aber der Stoff an den Beinen war krustig und hart. Seine Kniekehle war empfindlich, geschwollen und fühlte sich heiß an. Weiter unten fand er eine aufgerissene, breiige Stelle, wo Fleisch und Anzugstoff miteinander verschmolzen.

Scheiße, Scheiße, Scheiße. Er nahm die Hände weg, legte den Kopf in den Nacken und atmete

schwer. Die Ahle. Tanner, der ihn ruhig anstarrte. Der Teller mit den Keksen. Der Schlag mit dem Griff an seine Schläfe. Blut auf dem Sofa.

Er betastete zittrig seinen Oberkörper. Das Funkgerät war weg. Auch das Telefon. Kein Telefon, kein Schlagstock, keine Brieftasche, kein CS-Gas, kein Schweizer Messer, keine Handschellen. Er besaß nichts als seine Uhr. Blinzelnd schaute er im Halbdunkel auf das Zifferblatt. Halb drei Uhr nachmittags. Er war drei Stunden bewusstlos gewesen. Bei seinem unregelmäßigen Erscheinen im Büro würde sich wahrscheinlich bis zum Abend niemand fragen, wo er sich eigentlich rumtrieb.

Allmählich verging das Schwindelgefühl in seinem Kopf, und der verschwommene Lichtfleck gewann Form und Perspektive. Er spitzte die Ohren, um zu hören, was draußen vorging. Zuerst nahm er überhaupt nichts wahr, nur die Stille und das Echo seines

eigenen Atems. Dann hörte er einen Vogel singen, und in der Ferne tuckerte ein Traktor. Er schnupperte wieder. Ein scharfer, irgendwie alter Geruch, beinahe süß unter der Bitterkeit von Blut und Schweiß.

Und dann wusste er, wo er sich befand.

Er lag in Tanners Sickergrube.

Mit schmerzlich verzogenem Gesicht stützte er sich auf die Ellbogen und blinzelte umher. Die Grube war leer und wahrscheinlich seit Jahren unbenutzt, aber man konnte noch riechen, wozu sie einmal gedient hatte. Das schlierige Licht über ihm war Tageslicht, das durch die Ritzen an der Einstiegs Luke sickerte; an der Wand führte eine Leiter hinauf und rechts davon ein großes Rohr von der Decke herunter; vermutlich diente es zum Absaugen der Gülle, die dann auf die sandigen Sickerfelder abtransportiert wurde. In Kopfhöhe zog sich ein rund dreißig Zentimeter breiter Streifen von gelblicher Schmiere um

die Wand. Caffery blieb noch eine Weile liegen; er ignorierte das Pochen in seinem Schädel und betrachtete den Schachtdeckel, als taxierte er einen Gegner.

Er zählte bis drei und stemmte sich dann auf sein gesundes Bein. Zittrig und ohne den rechten Fuß zu belasten, humpelte er zu der Leiter und stieg ein paar Sprossen hinauf. Er hakte das unverletzte Bein über die Leitersprosse, wischte sich mit dem Handrücken über den Mund, biss die Zähne zusammen und streckte die Arme nach oben. Mit beiden Händen drückte er gegen den Schachtdeckel. Der Deckel hob sich mit leisem Knirschen, aber dann ging es nicht weiter. Er stemmte sich noch einmal dagegen. Das Ding rührte sich nicht. Noch einmal. Nichts.

Schwer atmend hing er an der Leiter. Solche Schachtdeckel waren oft verrostet und mussten mit dem Vorschlaghammer bearbeitet werden,



aber es gab keinen anderen Weg in die Sickergrube. Nur dort konnte Tanner ihn hier hereingeschafft haben; also musste er kürzlich noch offen gewesen sein. Er fuhr mit den Händen um den Rand und versuchte, dieses Rätsel zu ergründen. Er ertastete einen Klumpen, ein dreieckiges Stück Metall: die Spitze des Dreiecks in der Mitte des Riegels. Der Deckel war mit einem Schieberiegel verschlossen. Normalerweise musste der Mechanismus sich an der Unterseite befinden, aber Tanner hatte den Deckel umgedreht und von oben verriegelt. Dieser Scheißkerl. Es war unmöglich, den Riegel von unten ohne Werkzeug zu öffnen.

Er nahm das Bein von der Sprosse, stieg wieder hinunter und tastete auf dem unebenen Boden umher. Er bestand aus einer Mischung aus unbehauenen Stein und Schotter, bedeckt von einer verhärteten Schicht aus Schmiere und Toilettenpapier, auf der weiches Moos und ein wenig Unkraut wuchs. Er glitt mit den

Fingern darüber und fand zwei verrostete alte Schrauben und Reste von einer Lebensmittelverpackung - wahrscheinlich hier hereingeweht, als man die Grube stilllegte. Und da war ein langes, dünnes Röhrchen. Hartplastik oder Perspex, dicker als eine Stricknadel, aber dünner als ein Rosenstiel.

Eine Perspex-Kanüle?

Er fand noch eine. Und noch eine. Dicht beieinander, dort, wo er gelegen hatte. Sie berührten sich mit dem leisen Klingen eines Windglockenspiels. Er setzte sich hin und drehte das Handgelenk so, dass das mattgrüne Fluoreszieren seiner Armbanduhr die Röhrchen beleuchtete. Die Enden waren dunkel und klebrig von Blut. Er drehte sie hin und her und versuchte, ihre Funktion zu ergründen. Das Blut war frisch. Es war sein Blut. Ohne Zweifel. Aber warum?

Er lehnte die Röhren in der Ecke an die Wand, wo er sie wiederfinden würde, stand auf und

schlug mit dem Handballen gegen das Absaugrohr am Rand des Schachtes. Er hörte das leise Rascheln herabrieselnder Rostflocken und das Ächzen von altem Metall, aber das solide Rohr war in den Mörtel der Ziegelwand eingelassen, und nur ein Vorschlaghammer würde es herauslösen können. Er drehte sich zu der Leiter um und rüttelte daran. Auch sie war solide und fest, dazu gedacht, das Gewicht eines erwachsenen Mannes zu tragen, und es würde ihm nicht gelingen, sie zu verrücken. Für einen Augenblick packte ihn die Wut, und er trat gegen die Leiter. In seiner Kniekehle gab etwas nach. Er spürte, dass die Wunde sich wieder geöffnet hatte und anfang zu bluten.

Er bückte sich und umfasste seine Wade mit der Hand. Der Schmerz war so stark, dass seine Zähne sich metallisch anfühlten, aber er hielt den Kopf hoch. Er durfte nicht ohnmächtig werden.

Als er sich wieder in der Gewalt hatte, untersuchte er sein Bein. Er nahm die Hand weg, und ein Hautstreifen, ungefähr so breit wie ein Klebeband, klappte von der Kniekehle fast bis zum Knöchel hinunter, wo er wie eine abgerissene Rinde festhing, nach außen verdreht, sodass die fleischige Unterseite der Luft ausgesetzt war. Ziegelstaub, Holzspäne und andere Teilchen, über die er nicht weiter nachdenken wollte, klebten in der Wunde. Neues, warmes Blut floss heraus und versickerte in seiner Socke.

Er riss einen Streifen Stoff aus seinem Hosenbein und zerteilte ihn mit den Zähnen in zwei Hälften. Unbeholfen drückte er die herabhängende Haut wieder auf die Wunde und strich sie glatt. Man würde sie erst später säubern können. Jetzt musste es genügen, die Blutung zu stoppen. Er wickelte den Hosenstoff um seine Wade, legte das Bein flach auf den Boden, um den Druck zu erhöhen, und verknotete den Streifen mit

schmerz verzerrtem Gesicht vor dem Schienbein. Das Blut quoll noch ein paar Sekunden weiter heraus und tröpfelte durch seine Finger. Dann versiegte es allmählich und sickerte nur noch an den Wundrändern hervor.

Er dachte an die Flecken in Tanners Kittel. Lucy und Susan mussten stark geblutet haben. Was mochten ihre letzten Gedanken gewesen sein? Er sah ihre Handgelenke vor sich. Wie Tanner sie aufgeschnitten hatte. Senkrecht, nicht quer.

Und dann ging ihm ein Licht auf. Alle Luft entwich aus seiner Lunge, und er sank mit dem Rücken gegen die Wand. Er hatte soeben begriffen, wozu die Perspex-Kanülen dienten. Und es war nicht gut. Überhaupt nicht gut.

Es bedeutete, dass Tanner bald zurückkommen würde.

Fleas Team war ausgebildet in Techniken der Zutrittsverschaffung - eine elegante Bezeichnung für die altehrwürdige Fähigkeit des Türeneintretens, die allerdings von der Polizei mit spezieller Ausrüstung und dem Segen des Gesetzes ausgeübt wurde. Einmal im Jahr absolvierte das Team ein Auffrischungstraining; das letzte lag erst einen Monat zurück, und Flea wusste, dass die Tasche mit den Einbruchswerkzeugen - Wellard nannte sie den »Knacksack« - noch im Büro stand.

Sie fuhr in schnellem Tempo zurück und benutzte Straßen, um die sich die Verkehrspolizei nicht kümmerte. Sie schnappte sich die Tasche und den schweren Zylinder des Brennbohrers, mit dem das Team Metall zerschnitt, warf beides in den Wagen und fuhr wieder nach Farleigh Park Hall. Es

blieb ihr nicht viel Zeit.

Sie hatte eine Stinkwut auf sich selbst. Es war hirnrissig gewesen, sich auf direkte Verhandlungen mit Ruth Lindermilk einzulassen. Sie hätte nicht lange fackeln sollen, sie wie ein Objekt behandeln, bei der ersten Gelegenheit die Tür eintreten und sich Thoms Foto greifen sollen. Die Zeit war ihr wie Sand durch die Finger gerieselst, und Misty verweste immer weiter.

Sie parkte weiter oben an der Straße und achtete darauf, nicht in die Nähe des Leichenfundorts zu geraten. Vielleicht war die Polizei noch da. Sie warf sich die Tasche über die Schulter und bahnte sich einen Weg durch das Unterholz.

Das kleine Dorf lag wie immer ruhig da; es sah verlassen aus, und nur zwei Autos, die an der Straße parkten, deuteten darauf hin, dass jemand dort wohnte. Irgendwo schauten Leute eine Sportsendung an; sie hörte die Zuschauer

jubeln, als sie an einem Fenster vorbeiging. Bei Ruths Bungalow nahm sie sich einen Augenblick Zeit, um zum Ende des Gartens zu gelangen und über die Mauer zu spähen, nur um sicherzugehen, dass niemand sie beobachtete. Dann lief sie zur Rückseite des Hauses und machte sich an die Arbeit.

Als Erstes versuchte sie es an allen Türen und Fenstern; es wäre unnötig, schwere Artillerie aufzufahren, wenn Ruth einfach nicht abgeschlossen hätte. Aber alles war fest verriegelt, wie man es bei Ruths Paranoia erwarten konnte. Die Fenster im Erdgeschoss hatten kleine Ausstellflügel, die leicht zu knacken wären; sie ging zu denen an der Küche und betrachtete sie. Wenn sie sich recht erinnerte, befanden sich darunter die Spüle und die Geschirrspülmaschine. Die Spüle war ein großes Steingutbecken. Solide. Sie würde ihr Gewicht tragen.

Sie zog Handschuhe an und wühlte aus ihrem



Arsenal unter den großen Geräten das kleinste Werkzeug heraus, einen winzigen, federbetriebenen Körner. »Glasgower Schlüssel« nannten sie ihn. Er war ohne Kraftaufwand zu verwenden und schlug nur mit einem leisen Klicken gegen die Scheibe. Ein scharfes Knacken - und dann breitete sich ein Spinnennetz von Rissen über die Scheibe aus. Es war kein lautes Geräusch, aber trotzdem hielt sie den Atem an und sah sich um. Im Garten rührte sich nichts - kein Lufthauch, kein raschelndes Tier. Nur der ferne Ton des Fernsehers wehte durch die Luft.

Sie schob die Zunge zwischen die Zähne, zog die Glasscherben aus dem Rahmen und wischte die Kanten mit einem Tuch ab. Das Letzte, was sie gebrauchen konnte, waren Blutspuren, forensisches Material, das sie mit diesem Einbruch in Verbindung brachte. Als alles sauber war, zog sie den Ärmel ihres Sweatshirts über die Hand, schob den Arm

durch das Fenster und tastete nach dem Riegel. Sie fand ihn und versuchte ihn zu bewegen. Er war abgeschlossen. Sie tastete weiter herum und fand den zweiten. Auch er war abgeschlossen, und der Schlüssel steckte nicht. Sie wich zurück und fluchte vor sich hin. Dann eben die kleine Brechstange. Das klappte einwandfrei; das Eisen passte genau unter die Schlösser. Das erste sprang nach dem zweiten oder dritten Versuch heraus, das zweite sofort. Splitter prasselten auf den Boden.

Sehr vorsichtig öffnete sie das Fenster und hob die Werkzeugtasche hinein. Die Vorhänge waren wie immer geschlossen, aber es brannte kein Licht. Nur das grüne Lämpchen am Boiler leuchtete, und die kleine Pilotflamme flackerte blau. Es roch nach Katzen und Essen - Lasagne oder so etwas. Hatte sie, als sie es in die Mikrowelle stellte, gewusst, dass es das Letzte war, das sie in ihrem Leben zu sich nahm? Flea hatte kein gutes Gefühl bei diesem Selbstmord. Irgendetwas stimmte nicht. Am

Telefon hatte Ruth gestern noch ganz munter geklungen. Sogar vergnügt.

Nicht jetzt. Jetzt nicht darüber nachdenken. Sie zog die Ärmel zurück und stemmte sich zum Fenster hinauf. Ihre Arme zitterten. Sie arbeitete daran - sie trainierte an den Gewichten, so oft sie konnte -, aber auch unter günstigsten Umständen besaß sie im Oberkörper nicht die Kraft, die sie für ihren Job brauchte. Und in letzter Zeit hatte sie keine Gelegenheit zum Training gehabt und zu wenig gegessen, und so war es noch schlimmer geworden. Sie musste sich plagen, um auch nur ihr eigenes Gewicht in die Höhe zu stemmen.

Sie kippte über die Fensterbank ins Halbdunkel, warf eine Flasche Spülmittel um und landete auf dem schmutzigen Geschirr im Spülbecken. Irgendetwas fiel herunter und zerbrach. Sie ließ sich auf den Boden nieder und sah, dass ihre Hose nass war. Wasser

tropfte auf die Erde, die an ihren Schuhen klebte, sodass sie einen perfekten Fußabdruck auf den Fliesen hinterließ. Sie verwischte ihn mit dem Absatz und reinigte die Schuhe mit einem Küchenhandtuch vom größten Schmutz. Im Schrank unter der Spüle fand sie Gefrierbeutel aus Plastik. Daran hätte sie eher denken sollen. Sie streifte zwei davon über ihre Turnschuhe.

Das Wohnzimmer machte einen gespenstischen Eindruck. Nur das Licht von dem zerbrochenen Küchenfenster fiel auf Ruths Sachen: auf Bücher, Fotos, Papierstapel und leere Gläser. Ein großes Glas Coke stand auf einem Beistelltisch neben einer geöffneten Flasche Champagner. Katzenaugen glühten in allen Ecken.

Sie ging zu dem Sekretär, in den Ruth das Foto gelegt hatte, und zog an der Schublade. Noch immer abgeschlossen - und kein Schlüssel. Oberflächlich suchte sie den Sekretär nach

dem Schlüssel ab, schaute in einen kleinen Pappmachebecher und schob die Finger in eine Schreibtischschale voller Büroklammern. In der Eile fielen ein paar herunter, aber sie ließ sie liegen - es war unwichtig. Dass hier jemand eingebrochen war, konnte man sowieso nicht vertuschen. Sie nahm das kleine Stemmeisen aus der Tasche und schob es in den Spalt über der Schublade. Von dem Foto an der Wand starrten Ruth Lindermilk und ihr Sohn sie ungerührt an. Jemand sagt: »Ich mache ein Foto«, und man lässt ihn gewähren, dachte Flea. Man lässt ihn gewähren, ob man es will oder nicht, und ehe man sich's versieht, ist dieser Moment - dieser unüberlegte, ungeplante, unkontrollierbare Moment - das einzige Zeugnis eines Lebens. Und dann ist man tot.

Sie wandte den Fotos den Rücken zu und brach die Schublade auf. Mit lautem Splittern gab das Holz nach. Sie ließ das Eisen klirrend zu Boden fallen und riss die Schublade heraus.

Sie war leer.

Einen Augenblick lang starrte sie sie nur stupide an. »Scheiße, Ruth. Scheiße.«

Die Katzen zogen sich zurück, duckten sich nervös hinter Sessel und Sofa. Sie warf die Schublade zu Boden, stellte sich mit ausgebreiteten Armen mitten ins Zimmer und betrachtete die vielen Bücherreihen. Wenn Ruth das Foto nicht in der Schublade gelassen hatte, wo war es dann?

»Komm schon, Ruth. Was, zum Teufel, hast du damit gemacht? Was ist in deinem Kopf vorgegangen?«

Sie drehte sich um. Ruth hatte die Fotos hiergehabt - sie erinnerte sich, dass sie sie von dem Computertisch genommen hatte. Sie ging hin, öffnete die oberste Schublade, nahm alles heraus und durchwühlte es. Aber da waren nur Zeitschriftenausschnitte und alte Kleiderprospekte. Sie schob das Sofa zur

Seite, fegte ein ganzes Bord mit Frauen- und Liebesromanen leer und setzte sich neben dem Bücherhaufen auf den Boden; sie blätterte in den Büchern, schüttelte die größeren und warf sie beiseite. Dann leerte sie das nächste Regalbord und verstreute alles am Boden. Fünf Minuten später waren die Regale leer, und sie stand bis zu den Knöcheln in Büchern.

Kein Foto.

Sie erweiterte ihre Suche, und sie beeilte sich. Das Haus war klein, und das Einzige, was sie im Erdgeschoss fand, war eine Teekiste mit gerahmten Fotos: Hochzeitsbilder von Mr. und Mrs. Lindermilk, Schwarzweißfotos eines Babys, aber nicht das Foto, das sie suchte. Sie rannte die Treppe hinauf, nahm dabei immer zwei Stufen auf einmal und zog sich am Geländer zu dem kleinen Absatz empor. Da stand eine Truhe an der Wand. Sie öffnete sie und riss alles heraus, was sich darin befand: Kleider, Hüte, Tücher. Nichts. Sie schwitzte,

als sie in die Schlafzimmer stürmte und Kommodenschubladen durchstöberte, unter die Kopfkissen schaute und sogar in den Taschen der Mäntel in den Kleiderschränken nachsah. Sie war im vierten Zimmer und hatte eben den Inhalt von vier Einkaufstaschen auf das Bett gekippt, als sie ihn sah.

An der Wand über dem Bett. Das, was sie sofort hätte suchen sollen. Sepiafarben, ungefähr so groß wie eine Schallplatte: ein kleiner Wandtresor.

»Oh, Ruth«, murmelte sie. »Das hast du nicht getan, oder?«

Sie kannte die Antwort: Natürlich hat sie es getan, natürlich hat sie es da hineingelegt. Sie wusste, wie viel es dir wert war, und sie wusste auch, dass du so etwas versuchen könntest.

Sie richtete sich auf, ging zu dem Safe und zog an der Tür. Sie war verschlossen. Nichts aus



dem Knacksack würde dieses Ding öffnen. Nur der Brennbohrer würde ihr hier helfen. Und der lag noch im Auto unten an der Straße. Sie drehte das Zahlenrad hin und her und schlug frustriert mit dem Stemmeisen gegen den Safe. Und schlug noch einmal zu. Dann hielt sie inne, stand still da und lauschte. Da war ein Geräusch. Vorn vor dem Haus.

Jemand da draußen hatte eben Ruths Gartentor geöffnet.

Lautlos schlich sie zur Treppe und spähte über das Geländer.

Eine Sekunde verging. Noch eine.

Schritte. Jemand ging um das Haus herum nach hinten. Flea geriet in Panik. Sie lief die Treppe hinunter und in die Küche, wo die Vorhänge immer noch geschlossen waren. Die Schritte hatten aufgehört.

Wer immer es sein mochte, er musste auf der Terrasse sein. Sie sammelte ihre Ausrüstung

ein und zählte hastig die Stücke: eins, zwei, drei, vier, fünf. Stopfte alles in die Tasche, zog den Reißverschluss zu, warf sie sich über die Schulter und ging in die Diele.

Jemand schob einen Schlüssel in die Haustür. Mit leisem metallischem Klirren drehte er sich einmal. Dann hörte sie das Rascheln des Zugluftstoppers, der über die Fußmatte strich.

Sie zog sich in die Küche zurück und blieb einen Moment stehen, um nachzudenken. Vor ihr, hinter dem Vorhang, war das zerbrochene Fenster. Nein. Es würde zu lange dauern, da hinaufzuklettern und hinauszuspringen. In der Diele wurde die Haustür geschlossen. Sie öffnete den Backofen und schob die Tasche hinein, ging zu dem hohen Kühlschrank, drehte das Gesicht zur Seite, hob die Hände und zwängte sich in die Lücke zwischen Kühlschrank und Wand. Sie krümmte die Arme, damit ihre Hände nicht sichtbar waren, stand dann zitternd da und atmete flach durch

den offenen Mund, weil ihre Rippen eingequetscht waren.

Jemand kam herein. Ein Mann. Sie hörte ihn atmen, als er das Durcheinander entdeckte. Er ging umher; die Scherben knirschten unter seinen Schuhen. Ungefähr einen Meter vor ihr blieb er stehen. Sie konnte einen Fuß erkennen; er steckte in einem sauberen weißen Turnschuh mit der Aufschrift NIKE. Es war lange still; sie hörte ihn nur atmen, schnell und schwer, als wäre er aufgeregt oder bestürzt.

Er verließ die Küche und ging ins Wohnzimmer, kehrte dann zurück in die Diele. Als sie sicher war, dass er sich im vorderen Teil des Hauses aufhielt, kam sie hinter dem Kühlschrank hervor, nahm die Tasche aus dem Backofen und schloss lautlos die Klappe. Sie wick den Scherben auf dem Boden aus, hob die Tasche auf die Arbeitsplatte und stemmte sich hinauf.

Die Schritte hielten inne. Er hatte sie gehört.

Sie zog den Vorhang weit auf und warf die Tasche aus dem Fenster.

»Hallo? Wer ist da?«

Sie schaute durch das Fenster nach unten. Warf einen Blick zurück zur Diele. Holte einmal tief Luft - und sprang.

## 64

Caffery verlagerte sein Gewicht am Boden. Ihm war kalt bis in die schmerzenden Knochen. Er hatte die Suche nach einem Ausweg aufgegeben. Wie lange würde es wohl dauern, bis Turnbull oder Powers merkten, dass er verschwunden war und sich nicht nur irgendwo herumtrieb? Wie lange würde es dauern, bis seine Spur sie zu Beatrice Foxton führte - zu der einzigen Person außer einer Telefonistin in der Zentrale, die wusste, dass

er an diesem Morgen zur Klinik Rothersfield gefahren war? Einen Tag? Vielleicht länger, denn sie würden sein Telefon nicht orten können. Und wenn sie dann kämen, würde sein Auto nirgends zu sehen sein. Tanner hatte die Schlüssel genommen und dürfte es weggefahren haben. Und das bedeutete auch, dass er die Pistole gefunden hatte.

Aber er hatte nicht vor, sie zu benutzen. Caffery wusste, dass Tanner dafür zu clever war, und Tanner wollte, dass er so langsam wie möglich starb. Vielleicht wollte er sich damit selbst schützen: Er könnte dann behaupten, Caffery sei in die Sickergrube gefallen und verblutet. Vielleicht war es auch Sadismus, das Bedürfnis, sich ein endloses Sterben in der kalten, dunklen Grube auszumalen. Er war Arzt, und er wusste, dass die Beinarterien sich ins Fleisch zurückziehen würden, wenn man sie durchtrennte; das Blut würde gerinnen und Cafferys Bein heilen. Deshalb hatte er diese Perspex-Kanülen in die

Arterien geschoben, damit das Blut weiter fließen konnte. Er wollte, dass Caffery verblutete.

Caffery hatte Glück gehabt - die Kanülen waren herausgerutscht -, aber Tanner würde irgendwann zurückkommen, um nach ihm zu sehen.

Von oben hörte er ein Geräusch. Einen Schritt. Etwas Schweres auf dem Deckel. Caffery erstarrte. Er kämpfte den Impuls nieder, den Scheißkerl anzuschreien. Ihm war klar, was er tun musste: Er musste Tanner glauben lassen, er sei tot. Er stand auf und ging zu der Leiter an der Wand; er atmete flach und leise.

Eine Zeit lang blieb es still, nichts geschah. Vielleicht hatte er sich das Geräusch nur eingebildet. Er wollte sich gerade hinsetzen, als er wieder einen Schritt hörte. Einen dumpfen Schlag, gefolgt von einem metallischen Dröhnen. Jemand kontrollierte den Riegel an dem Schachtdeckel.

Er packte die Leiter und stieg ein paar Sprossen hinauf, bis er sich mit Nacken und Schultern an die Decke pressen konnte und sein Kopf nur ein paar Fingerbreit von dem Deckel entfernt war. Er klemmte sein verletztes Bein hinter die Leiter und hing zähneknirschend da, die eine Hand ausgestreckt. Er konnte nicht unten auf dem Boden warten, bis der Scheißkerl hereinkam, denn dann hätte Tanner leichtes Spiel. Er hatte nur eine einzige Chance: Er musste hinaus und ihn bei den Hörnern packen. Wenn er Tanner rechtzeitig erwischte, könnte er ihm den Schachtdeckel an den Kopf schmettern. Ihn überraschen.

Der Riegel am Deckel wurde geöffnet. Caffery wartete zitternd in seiner Fledermaushaltung und hielt die Fäuste vor das Gesicht. Adrenalin schoss durch seinen Körper. Er war bereit. Komm nur. Komm.

Ein paar Augenblicke blieb es still, dann hörte

er erneut Schritte. Tanner ging weg. Er hatte den Riegel zurückgeschoben, aber den Deckel nicht abgenommen. Caffery bemühte sich, langsam und gleichmäßig zu atmen, während er überlegte, was Tanner jetzt tat. Was hatte er vor?

Wieder war kein Ton zu hören. Caffery zählte bis hundert und lauschte. Die Stille zog sich in die Länge, sie stieg aus der Sickergrube hinauf, am Swimmingpool vorbei, hinunter und weiter bis zur Landstraße. Er zählte noch einmal bis hundert, und dann lockerte er seine Haltung und atmete wieder normal.

Er ließ sich von der Leiter fallen und landete auf seinem gesunden Bein. Er sah auf die Uhr und dann zum Deckel hinauf.

Was macht er da? Was will er, was soll ich tun?

Vielleicht hatte Tanner es sich anders überlegt, wollte ihn doch lieber nicht umbringen, weil er



wusste, wie tief er sich in die Scheiße reiten würde, wenn er auch noch einen Polizistenmord auf seine Liste setzte. Vielleicht wartete er draußen, um sich zu entschuldigen. Nein. Natürlich nicht. Caffery wusste, was gespielt wurde: Er sollte herausgelockt werden. Tanner hatte eine Waffe und erwartete ihn draußen.

Aber wenn es so sein sollte, dann sollte es eben so sein. Ganz einfach.

Er ließ den Sekundenzeiger fünfmal um das Zifferblatt kreisen und zog sich erneut an der Leiter hinauf. Dann holte er tief Luft und stemmte sich unter den Deckel.

Der Deckel flog auf und rollte mit ohrenbetäubendem Scheppern davon. Caffery hielt sich keuchend an der Leiter fest, den gesunden Fuß um die Sprosse geschlungen, und hob eine Hand, um abzuwehren, was immer da geflogen kommen mochte.

Der Himmel über ihm war blau und völlig wolkenlos. Er wartete ab und stellte ein paar Berechnungen an. Der Swimmingpool war ungefähr hundert Meter weit entfernt. Am tiefen Ende stand ein Pumpenhaus, wenn er sich recht erinnerte. Und der Wartungsschuppen mit der Stufenleiter. Dort würde sich etwas finden; eine Säge, eine Axt vielleicht.

Drei Minuten verstrichen. Dann schnellte er sich mit seinem gesunden Bein in die Höhe, zog sich schwerfällig aus dem Loch und rollte sofort zur Seite weg. Mit gesenktem Kopf hastete er über den Rasen, hechtete hinter das Pumpenhaus und kauerte sich dort zusammen; er presste beide Hände fest an sein Bein, um zu verhindern, dass die Wunde noch einmal aufbrach und blutete.

Es war heiß wie im August, nichts bewegte sich, und alle Umrisse verschwammen im Hitzedunst. Als der Schmerz nachließ, richtete

er sich vorsichtig auf und schaute zum Grundstück. Tanners Wagen parkte in der Einfahrt und schmorte in der Sonne. Cafferys eigenes Auto stand wie erwartet nicht mehr da, wo er es abgestellt hatte. Wer vor dem Haus stand, konnte es nicht mehr sehen, aber von hier aus war es leicht zu entdecken: Mit einer Plane bedeckt, parkte es mit dem Kühler vor dem Tor einer verfallenen Scheune.

Eilig humpelte er hinüber, schlug die Plane zurück und rüttelte an den Türen. Sie waren verschlossen. Durch das Fenster sah er das offene Handschuhfach. Er hatte recht gehabt: Der Scheißkerl hatte die Pistole genommen.

Es ging besser, wenn er sein verletztes Bein beim Gehen festhielt. Er umklammerte es mit beiden Händen und schleppte sich über den Rasen vorbei am Pool und zum Schuppen. An einem magnetischen Werkzeughalter fand er einen Meißel und einen Schraubenzieher. Keine Axt.

Er ging weiter zum Haus. Die Tür stand offen. Mit der Spitze seines Zeigefingers schob er sie zurück. Lautlos schwang sie auf, und sein Blick fiel in das Büro, in dem Tanner ihn angegriffen hatte. Es war leer. Die Vorhänge waren halb geschlossen, die Kekse zur Seite gefegt und die breiten Blutstreifen auf Boden und Sofa hastig weggeschrubbt worden. Er ging hinein, blieb stehen und schaute sich um. Wo hatte Tanner sich versteckt?

Er hinkte zum Schreibtisch, zog die Schubladen auf und durchstöberte sie: Büroklammern, Stifte, alte Visitenkarten. Er richtete sich auf und wandte sich den verglasten Bücherschränken zu. In einem stand eine Andenkenschatulle aus gepunztem Leder. Er nahm sie heraus und klappte sie auf. Auf einer Plakette unter dem Deckel stand: »Für Georges, mit Liebe und Hochachtung von den Mitarbeitern und Patienten der St. Hilda's Clinic, 1998.« In blauen Samt gebettet lagen dort sechs vergoldete chirurgische

Instrumente: ein Hämostat, eine Pinzette, eine Schere und drei Skalpelle. Caffery nahm die Skalpelle heraus und steckte sie in die Tasche zu dem Meißel, stellte die Schatulle wieder in den Schrank und ging zurück in den Korridor.

Die Tür zu dem Raum mit den Kühlschränken war geschlossen. Er legte ein Ohr an das Holz, atmete einmal tief durch und drehte dann behutsam den Türknauf. Nur einmal. Dann lauschte er wieder.

Nichts. Nur das leise elektrische Summen eines Kühlschranks und das Ticken einer Uhr.

Er umfasste ein Skalpell fest mit einer Hand. Der Meißel ragte griffbereit aus seiner linken Tasche. Er versetzte der Tür einen Stoß; sie flog auf und prallte innen gegen die Wand. Er wich zurück in den Korridor, drückte sich mit dem Rücken an die Wand und hob das Skalpell.

Wieder geschah nichts. Er holte tief Luft,

hechtete mit einem Satz durch die Tür und drehte sich blitzschnell einmal um sich selbst. Dann warf er einen Blick zur Decke - von dort war er einmal überrascht worden -, und mit dem nächsten Schritt war er an der Wand und lehnte sich mit dem Rücken an sie.

Das Licht war aus und der Raum leer. Aber die Tür gegenüber stand offen. Von ferne hörte er Vogelgezwitscher. Er ging hin, zog die Tür ganz auf und wartete ab, ob das Geräusch irgendeine Reaktion von oben hervorrufen würde. Aber nichts passierte. Tanner wollte, dass er hier war. Er wollte, dass er sah, was er getan hatte. Aber wo steckte er? Vielleicht befand er sich überhaupt nicht im Haus. Vielleicht sollte dies nur der Anfang eines raffinierten Spiels sein.

Caffery ging im Raum herum und sammelte Waffen: ein langes Schereisen und die Ahle, die Tanner benutzt hatte. Ein grauer Stofffetzen von seinem Hosenbein hing immer

noch daran. Er schob die Ahle in den Ärmel und das Schereisen in die Tasche. Bewaffnet wie ein Apache-Kampfhubschrauber stieg er leise die Treppe hinauf. Konzentriert achtete er darauf, dass die Stufen nicht knarzten. Sein Bein blutete fast nicht mehr, aber als er oben angekommen war und sich umdrehte, entdeckte er doch noch einen oder zwei dunkle Blutflecken. Die Spurensicherung würde ihm dankbar sein - falls er überlebte und falls sie je herausfinden sollten, was es mit diesem Haus auf sich hatte.

Die Treppe endete oben an einer Tür, und auch sie stand einen Spaltbreit offen. Er drückte mit der Spitze des Schereisens dagegen, und sie öffnete sich mit tragem Knarren. Kaum hatte er gesehen, was vor ihm lag, trat er einen Schritt zurück und riss das Schereisen hoch.

Es war ein Korridor, genau wie der untere, bis auf ein Detail: Ungefähr acht Schritte vor ihm, dicht vor der hinteren Tür, saß Tanner mit dem

Rücken an der Wand.

Er kehrte Caffery sein Halbprofil zu und hatte ein Bein über das andere geschlagen. Er trug jetzt ein weißes Hemd und einen beigefarbenen Reisemantel, der über die Schultern heruntergezogen war. Die Caffery zugewandte Hand steckte in der Tasche, die andere lag unsichtbar neben seinem Bein. Dort dürfte auch die Pistole sein. Als die Tür zur Treppe aufging, drehte er sich nicht sofort um, sondern starrte weiter mit leerem Blick aus dem Fenster. Das war seine Art, dachte Caffery. Er saß da und wartete auf seine Beute, ein kleines Lächeln im Gesicht. Eine Schlange in ihrem Loch. Er war clever genug gewesen, um Lucy Mahoney umzubringen. Und Susan Hopkins. So clever, dass er beinahe davongekommen wäre.

Mit dem Rücken zur Wand blieb Caffery stehen. Außer Reichweite. »Zeigen Sie mir Ihre Hände.«



Tanner reagierte nicht.

»Haben Sie nicht gehört? Zeigen Sie mir Ihre Hände!«

Tanner ließ die rechte Hand aus der Tasche gleiten; sie fiel schlaff auf den Boden, die Handfläche nach oben gewandt. Sie war leer. Dann hob er die linke hinter dem Bein hoch, nur ein paar Zentimeter. Sie hielt die Hardballer umfasst. Aber die Waffe war nicht auf Caffery gerichtet. Sie hing herab, baumelte eine Sekunde lang schlaff in seinen Fingern und fiel dann klappernd zu Boden. Sie landete an der Wand, nur einen Schritt weit von Caffery entfernt.

Tanners Blick folgte der Pistole, aber er versuchte nicht, sie aufzuheben.

Caffery schaute sich im Korridor um, sah die Fenster und die Tür am anderen Ende. Was sollte hier passieren? Die Tür da hinten - war sie abgeschlossen? Sein Bild wanderte zur

Pistole. »Was immer Sie sich ausgedacht haben, es wird nicht klappen«, sagte er. »Sie werden nicht bestimmen, wie das hier endet. Das tue ich.«

Tanner atmete geräuschvoll aus. Er drehte den Kopf kaum merklich herum und starrte Caffery an. Er war bleich, und seine Lippen sahen schmerzhaft geschwollen aus.

Caffery runzelte verwirrt die Stirn. Irgendetwas stimmte hier nicht. Er trat einen Schritt vor, hob die Pistole auf und richtete sie auf Tanners Kopf. Tanner bewegte sich immer noch nicht. Allenfalls hing sein Kinn ein wenig weiter herunter, als hätte er Mühe, den Kopf hochzuhalten.

Caffery ging einen Schritt weiter. Und noch einen. Tanner starrte ihn unter schweren Lidern an; ein Tropfen Speichel hing an seiner Unterlippe.

Etwas mehr als eine Armlänge entfernt blieb

Caffery stehen; er hielt die Waffe vor sich und betrachtete den seltsamen kleinen Mann mit dem drahtigen Haar und dem fahlen, schorfigen Gesicht. Aus dieser Nähe sah er, dass Tanner zitterte. Er schwenkte die Pistole hin und her, und Tanners Augen folgten dem Lauf mit stumpfem Blick, aber er rührte sich nicht und versuchte nicht, nach der Waffe zu greifen. Der Speicheltropfen dehnte sich zu einem langen Faden, riss schließlich ab und fiel zu Boden. In dem Speichel war Blut. Allmählich begann Caffery zu verstehen. Er schaute Tanner zu. »Was haben Sie getan?«

»Verpiss dich«, murmelte Tanner. Er zitterte jetzt heftig. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn. »Verpiss dich und stirb.«

Er hob matt die Hand, als wollte er Caffery schlagen, aber die Anstrengung war zu groß, und er ließ sie schwer atmend wieder in den Schoß fallen.

Und jetzt erkannte Caffery den Grund. Das

Hemd auf der der Treppe abgewandten linken Seite wies einen langen Blutfleck auf, der vom Kragen bis zur Taille reichte. Caffery beugte sich vor, nicht so weit, dass Tanner ihn anspucken oder packen konnte, aber weit genug, um die Wunde an seinem Hals zu sehen.

»Scheiße«, flüsterte er. »Sieh mal an.«

Der Riss im Hals begann vorn, zog sich diagonal aufwärts und verschwand im Nacken unter dem Haaransatz. Caffery konnte tief in die Wunde hineinschauen, und er sah das matte Glänzen einer Kugel, die im Schädelknochen hinter dem Ohr steckte.

Tanner klapperte mit den Zähnen.

»Hast du dich erschossen, du feiges Stück Scheiße. Man soll nichts Böses tun, wenn man die Konsequenzen nicht tragen kann. Wusstest du das nicht? Man soll sich nicht...«

Er brach ab. Schaute die Pistole an. Schaute

die Wunde an. Schaute aus dem Fenster auf den leeren Swimmingpool, der blau in der Sonne leuchtete. Nein. So konnte es nicht gewesen sein. Tanner hatte keine Zeit gehabt, die Sickergrube zu öffnen, hierher zurückzukehren und einen Selbstmordversuch zu unternehmen. In der Grube hätte man den Schuss vielleicht nicht gehört, aber am Pool, wo Caffery in der fraglichen Zeit gewesen war, zumal bei offenem Fenster. Und das Blut auf dem Hemd - zum Teil war es schon dunkel verkrustet.

Er blickte noch einmal aus dem Fenster und drehte sich dann wieder zu Tanner um.

»Das stimmt alles nicht«, sagte er leise und fasziniert. »Alles nicht.«

Und wie zur Antwort vernahm er vor dem Haus ein dünnes Surren, dann das Knattern eines Zweitaktmotors. Ein Rasenmäher. Nein. Es klang gedämpfter, eher wie ein kleiner Motorroller.

Und dann fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Tanner hatte den Schachtdeckel nicht geöffnet - konnte es nicht mehr. Er hatte die ganze Zeit hier gesessen und auf den Boden geblutet.

So schnell es ging, hinkte Caffery die Treppe hinunter, durch den Kühlraum und hinaus auf die kiesbedeckte Zufahrt. Mitten auf dem Weg blieb er stehen und spähte nach Süden, wo das Motorgeräusch verhallte. Der Fahrweg war leer bis zu einer scharfen Kurve ungefähr hundert Meter weiter hinten; danach konnte man ihn nicht mehr zu sehen. Das Geräusch des Rollers verklang in der unbewegten Luft, und Caffery hörte nur noch die Vögel in den Bäumen.

Der Tokoloshe. Arnos Chipeta.

Caffery stand im gesprenkelten Sonnenlicht und starrte zu der Kurve des Fahrwegs hinunter. Was zum Teufel soll ich von dir denken? Was, zum Teufel, willst du?

Ohne ersichtlichen Grund hatte er Caffery das Leben gerettet und damit ein Fass voller Scheiße für sich selbst geöffnet, die er in Ewigkeit nicht wieder wegschaufeln konnte. Die Haare, die er den Leichen abgeschnitten hatte, waren eine Sache - wahrscheinlich wäre er damit noch davongekommen -, aber Tanner zu erschießen? Dafür würde man ihn genauso schnell drankriegen wie Tanner. Selbst wenn er einen Polizisten gerettet hatte.

Aber wie das Leben manchmal so spielt - als Caffery der stillen Straße den Rücken kehrte und wieder ins Haus und hinauf zu Tanner humpelte, wo die Nachmittagssonne den Boden wie Sirup glänzen ließ, stellte er fest, dass das Blatt sich noch einmal gewendet, dass sich in dieser Geschichte eine neue Tür geöffnet hatte. Und diesmal war es eine, durch die sie beide - er und Arnos Chipeta - hindurchschlüpfen konnten wie Geister.

Staatsanwälte redeten mit Caffery manchmal über den »CSI-Effekt«: Die amerikanische Fernsehserie habe die Menschen und speziell die Geschworenen zu der Überzeugung gebracht, die forensische Wissenschaft sei allmächtig. Es gebe einen Test für alles. Und wenn eine Spur da sei, würden die Kriminaltechniker sie automatisch finden. In Wahrheit, das wusste jeder Jurist, war der beste Forensiker nur so gut wie der ermittelnde Polizist. Die gesamte Forensik richtete sich nach den vorliegenden Erkenntnissen, und so war sie wunderbar leicht zu manipulieren.

Tanner war tot. Caffery war nur wenige Augenblicke draußen gewesen, aber in dieser Zeit hatte sein Herz den letzten Rest seiner klebrigen Wärme aus dem Körper gepumpt, und er war reglos und grau in sich zusammengesunken. Das gab Caffery



Gelegenheit, den Lauf der Geschichte zu ändern. Er hinkte im Haus umher und sammelte seine Sachen ein: sein Telefon, die Handschellen, das Pfefferspray. Dann verbrachte er vierzig Minuten damit, den Tatort zu gestalten: Er verwischte Fingerabdrücke, schrubbte Blutspuren weg und positionierte Tanners Leiche. Wenn die Teams einträfen, würde er mit dem Haus als ermittelnder Beamter verfahren, nicht als Opfer; er würde die Kriminaltechniker herumführen und ihnen seine eigene, sehr glaubhafte Version der Ereignisse präsentieren.

Das Szenario: Tanner hatte gewusst, dass die Schlinge sich zusammenzog. Er hatte Caffery in die Sickergrube geworfen und für tot gehalten, und dann seinem Leben mit der illegalen Pistole, die er in ein Geschirrtuch gewickelt in seinem Schreibtisch aufbewahrte, ein Ende gemacht. Caffery war wieder zu sich gekommen und die Leiter bis zum Deckel

hinaufgeklettert; Dort hatte er ein hinreichendes Mobilfunksignal empfangen, um eine SMS an Turnbull abzuschicken. In der Nachricht war von einer Schusswaffe nicht die Rede gewesen; Caffery wusste nichts von einer Waffe, und er gab an, unten in der Sickergrube nichts gehört zu haben. Als die Teams anrollten und ihn befreiten, war es eine schreckliche Überraschung zu sehen, was Tanner sich angetan hatte.

Er sah zu, wie sie Tanners Leiche abtransportierten. An den Fingern hatte man Schmauchspuren gefunden, und in der Decke des Korridors steckte eine verirrte Kugel: Tanner musste reflexartig noch einmal geschossen haben, nachdem er den tödlichen Schuss auf sich selbst abgefeuert hatte. Die einzigen Fingerabdrücke an der .45er Hardballer und an den Patronen im Magazin würden von Tanner stammen; ansonsten wäre die Waffe clean. Die einzigen Fasern, die sie daran finden würden, stammten von dem

Geschirrtuch in seiner Schreibtischschublade, wo er sie jahrelang aufbewahrt hatte. Oberhalb des Erdgeschosses würde man nirgends Blutspuren, Fuß- oder Fingerabdrücke von Caffery finden, nur die, die er bei dem von ihm sofort zugegebenen Einbruch hinterlassen hatte. Der Name Arnos Chipeta wurde nicht erwähnt.

Caffery blieb lange genug da, um zu sehen, wie die Ballistiker die Hardballer sicherstellten, die im Korridor auf dem Boden lag. Welch ein Jammer. Es war eine gute Waffe - hässlich, aber gut. Irgendwann würde sie vielleicht sogar wieder den Weg auf die Straße finden. Dann müsste er sie noch einmal kaufen. Draußen blieb er für einen Augenblick in der Abendsonne stehen und ließ seinen Blick zu dem Schachtdeckel und dem Swimmingpool wandern. Er dachte an Tansania und daran, wie es war, verkrüppelt und in Armut aufzuwachsen. Wie England in Arnos Chipetas Augen aussehen musste.

Zwei Sanitäter standen vor der Haustür und beobachteten ihn. Sie waren den ganzen Nachmittag hinter ihm hergetrottet und hatten geduldig versucht, ihn in ihren Rettungswagen zu locken. Jetzt lächelte er ihnen freundlich zu, und bevor sie es verhindern konnten, stieg er in seinen Mondeo, hob das verletzte Bein in den Fußraum und startete den Motor. Bis zum Krankenhaus waren es zwanzig Meilen. Er brauchte keinen Krankenwagen. Beim Abfahren winkte er den Sanitätern kurz zu. Wenn er überleben konnte, was er heute überlebt hatte, dann würde er es sicher auch noch schaffen, zwanzig Meilen allein zu fahren.

## 66

Der Anruf kam am Abend um halb neun, als Caffery bäuchlings und mit dem Kopf auf den

Armen in seinem Bett auf der Unfallstation lag. Seine zerrissene Hose hing über dem Stuhl neben dem Bett. Weil er Polizist war, hatte man ihn doppelt so schnell wie üblich untersucht und versorgt. Es war eine oberflächliche Verletzung; Nerven, Bänder und Knochen waren nicht betroffen, aber wenn das Bein in einem Jahr wieder halbwegs präsentabel aussehen sollte, würde er eine spezielle chirurgische Behandlung benötigen. Und zwar stationär. Er hatte abgelehnt. Sie sollten ihn zusammenflicken, und dann würde er wieder verschwinden. Also saß jetzt ein Assistenzarzt, der aussah wie ein schlecht gelauntes männliches Katalogmodel, hinter ihm auf dem Bett, vernähte das mit Naropin betäubte Bein und schnupperte hörbar bei dem fauligen Geruch, der Cafferys Kleidern entströmte. Als das Telefon klingelte, musste Caffery sich auf die Ellbogen stützen, um es aus der Brusttasche zu angeln. »Ja. DI Caffery«, nuschelte er.

»Wir haben wieder einen.« Es war Turnbull.  
»Ist heute Nachmittag gemeldet worden. Die Kollegen vor Ort hielten es für einen Selbstmord und schickten die Leiche ins Royal United Hospital, aber jemand in der Zentrale hat nach Feierabend noch mal darüber nachgedacht und einen Geistesblitz gehabt.

Er hat die Sache mit Ihrem Fall in Verbindung gebracht und zum Telefon gegriffen. Es ist der gleiche Modus Operandi. Sie haben sie in ihrem Auto gefunden - Tabletten, Messer, der gleiche Scheiß wie bei den anderen.«

Caffery antwortete nicht gleich. Der Arzt hatte seine Arbeit unterbrochen; er stand mit verschränkten Armen am Kopfende des Bettes und betrachtete mit hochgezogenen Augenbrauen das Schild an der Wand, das ein rot durchgestrichenes Telefon zeigte. Caffery streckte den Daumen hoch und warf ihm einen Blick zu, der sagen sollte: »Dauert nur eine Minute.« Dann steckte er sich den Finger ins

linke Ohr.

»Reden Sie weiter. Wer ist es?«

»Eine Frau namens Lindermilk.«

»Lindermilk? Der Name ist mir schon irgendwo begegnet.«

»Ruth Lindermilk? Sie wohnte in der Nähe von Farleigh Hall, in einer der Ortschaften, die wir durchkämmt haben. Eine Art Einsiedlerin. Und Sie werden entzückt sein, wenn Sie hören, wer ihre Nichte ist. War, besser gesagt.«

»Lassen Sie mich raten. Lucy Mahoney.«

»Nein. Susan Hopkins.«

»Oha.«

»Ja, und die Lindermilk hatte heute Vormittag einen Termin in der Klinik Rothersfield. Bei welchem Arzt?«

»Bei Tanner. Da hab ich ihren Namen gesehen

- in seinen Unterlagen.«

»Und während sie am Fundort noch mit den Köpfen wackeln«, fuhr Turnbull fort, »kommt wieder ein Anruf. In Lindermilks Haus ist eingebrochen worden. Alles verwüstet.«

»Als Tanner sie umgebracht hat?«

»Wahrscheinlich nicht. Die Leiche sieht aus, als hätte es keinen Kampf gegeben. Wir glauben, der Einbruch kam danach. Er hat sie umgebracht, und dann ist er zurückgegangen und hat das Haus auf den Kopf gestellt. Genau wie bei Mahoney, aber weniger diskret.«

»Wer hat es entdeckt?«

»Der Sohn der Lindermilk. Er hört, was mit ihr passiert ist, und - nur, damit Sie sehen, mit welchen Leuten wir es hier zu tun haben - weil sie etwas in ihrem Besitz hat, das er haben will, bevor die Polizei das Haus versiegelt, fährt er sofort hin und geht rein. Anscheinend hat er einen Schlüssel. Aber als er ankommt,



stellt er fest, dass jemand schneller war als er. Fast hätte er ihn sogar noch erwischt. Er hört, wie er hinten aus dem Fenster springt. So knapp war es.«

»Wann war das?«

»Vor zwei oder drei Stunden.«

»Dann kann Tanner es nicht gewesen sein.«

»Die Lindermilk hatte in der Vergangenheit immer wieder Stunk mit ihren Nachbarn. Gab ein paar Streitigkeiten. Vielleicht war's einer von denen.«

Dem Arzt platzte jetzt anscheinend der Kragen; er ging hinaus und hinterließ eine halb vernähte Wunde, ein paar Spritzen in einer Nierenschale, ein blutgetränktes Laken und einen wehenden Vorhang zum Beweis dafür, dass er da gewesen war.

»Was soll ich jetzt tun?«, fragte Turnbull.

Eine Woge von Müdigkeit ergriff Caffery. Er

spürte, dass er nicht mehr die Kraft hatte, aufzustehen und weiterzumachen. Er wollte essen, trinken und schlafen, sonst nichts. »Keine Ahnung«, murmelte er mit schwerer Zunge. »Wo ist die Leiche?«

»Im Leichenschauhaus. Wir warten darauf, dass wir den Obduktionstermin erfahren. Die Spurensicherung ist jetzt unterwegs zum Haus. Wollen Sie sich dort umsehen?«

Caffery schob sehr langsam seine Beine herum und ließ sie vorsichtig vom Bett gleiten. Er wartete eine Weile, bis das Schwindelgefühl nachließ; dann sah er sich nach der Klingel um. »Ich komme, sobald ich in dem Laden hier einen Arzt gefunden habe.«

Als Erstes fiel Caffery auf, wie nah Ruth

Lindermilks Haus bei Farleigh Park Hall lag. Als er jetzt darüber nachdachte, erinnerte er sich sogar daran, dass er ein paar Tage zuvor an dieser Ortschaft vorbeigefahren war. Adrenalin schoss durch seine Adern, als er die Straße verließ, zu dem Bungalow hinauffuhr und hinter dem Streifenwagen parkte, der davor stand. Ob auch Misty Kitson auf Tanners Liste gestanden hatte? Nein, nie im Leben. Das wäre wirklich allzu einfach. Oder?

Eins nach dem anderen. Erst der Einbruch, dann nachdenken über Misty. Er sah sich um. Die Wagen der Spurensicherung standen aufgereiht unten an der Straße, und ein paar Nachbarn lungerten im Dunkeln herum und versuchten einen Blick auf das zu erhaschen, was im Haus vorging. Jemand hatte Sichtblenden vor die Haustür gestellt; vielleicht waren die Dorfbewohner gerade deshalb so interessiert.

Er hatte eine Antibiotikaspritze und ein paar

Tramadol- und Codein-Tabletten aus der Krankenhausapotheke bekommen. Davon würde er allerdings einschlafen; deshalb blieb er vorläufig bei Ibuprofen 400 und Paracetamol. In einem seltenen Anfall von Professionalität war er an seinem Cottage vorbeigefahren und hatte seinen Anzug für die Spurensicherung in eine Tasche gestopft. Jetzt trug er eine schwarze Jeans und eine schwarze Thermojacke aus Nylon, aber sein Hinken war unübersehbar, ebenso wie die angeschwollene Nase und sein schmerzverzerrtes Gesicht beim Auftreten. Der Officer der District Police, der ihn im Haus erwartet hatte, kam ihm entgegen und streckte instinktiv die Hände aus, um ihn zu stützen.

»Schon gut.« Caffery schüttelte den Kopf.  
»Alles okay.«

Er zog die Handschuhe an, die ein Kriminaltechniker ihm reichte, und folgte dem Polizisten über die Trittplatten in das kleine,

erleuchtete Esszimmer, wo ein untersetzter, stämmiger Mann in einem grauen Polohemd an einem blank polierten Eichentisch saß. Er wandte Caffery sein Profil zu, das Kinn auf die Faust gestützt, die Lippen vorgeschoben. Vor ihm auf dem Tisch stand ein Messingteleskop.

»Mrs. Lindermilks Sohn«, erklärte der Polizist leise. »Steve. Ich glaube, die Realität holt ihn jetzt erst ein.«

»Kommen Sie zurecht, Kumpel?« Caffery blieb in der Tür stehen. »Alles okay mit Ihnen?«

Steve Lindermilk war sehr rot im Gesicht. »Eher nicht. Ich hätte etwas tun müssen. Ich hab's nicht kommen sehen.«

»Hat man Sie gefragt, ob Sie mit einer Angehörigenbetreuerin sprechen möchten?«

»Hat man, ja. Brauch ich nicht.«

»Aber sie steht zur Verfügung. Sie können

sich's jederzeit anders überlegen.«

»Nein danke. Aber könnte irgendjemand mit den Nachbarn reden? Die da draußen stehen und gaffen?«

»Ja, natürlich.«

Caffery warf einen Blick durch die Diele auf das gelbe Absperrband vor der Tür zum Wohnzimmer. Dann wandte er sich wieder Lindermilk zu. »Sie wissen, warum ich hier bin?«

»Um mir Fragen zu stellen?«

»Und um mir das Haus anzusehen. Wir müssen herausfinden, ob der Einbruch etwas mit ihrem Tod zu tun hatte.« Trotz der Tabletten hatte Caffery mörderische Schmerzen in Kopf und Bein. »Verstehen Sie das?«

Lindermilk nickte.

»Ist Ihnen das recht?«

»Ist mir recht, ja.« Er stand auf und folgte Caffery über die Trittplatten. An der Wohnzimmertür blieben sie stehen, beugten sich über das Absperrband und spähten ins Zimmer - wie Touristen bei einer Schlossbesichtigung. Caffery hatte zwar schon den Eindruck, dass Ruth Lindermilk keine gute Hausfrau gewesen war, aber das hier war doch noch etwas anderes:

Jeder Schrank, jedes Regalbord war leer gefegt, und alles lag auf dem Boden verstreut. Ein wütender Einbrecher? Aber die nahmen sich normalerweise mehr Zeit und schissen auf den Boden. Oder in die Betten. Hier sah es eher so aus, als hätte jemand etwas gesucht. In der Küche stand ein Fenster offen; die Riegel waren aufgestemmt worden. Es wirkte professionell. Eine Katze sprang draußen auf das Fenstersims und erstarrte, als sie die Besucher sah. Einen Moment lang balancierte sie auf vier Pfoten und guckte zu ihnen herein.

»Sehen Sie sich das an«, grunzte Lindermilk.  
»Meine Mum hat sie zu diesem Benehmen ermuntert. Gab fast keine Grenzen für sie.«

»Wann waren Sie das letzte Mal hier?«

»Vor zwei Tagen.«

»Und da sah es hier nicht so aus, nehme ich an?«

»Verdammt, nein«, sagte Lindermilk. »Die Bilder an der Wand - die mit den Tieren -, das war der Grund, weshalb die Leute hier so sauer auf sie waren. Wundert mich, dass sie die nicht abgenommen haben, wenn es einer von ihnen war.«

»Wir gehen jeder Möglichkeit nach.«

Lindermilk zuckte die Achseln. »Ich sag Ihnen was. Wenn Sie hier fertig sind, kann ich die Bilder dann haben? Ich werde sie alle verbrennen.«

»Sprechen Sie mit der Spurensicherung. Das



dürfte kein Problem sein.«

»Draußen am Haus sind ein paar Sachen, die ich auch wegnehmen will. Diese Viecher auf dem Dach. Ich möchte nicht, dass die Nachbarn hier herumlaufen und uns auslachen.«

Caffery wandte sich zur Treppe um. Silbergrauer Aluminiumoxydstaub lag auf dem Treppengeländer, kreuz und quer durchzogen von rechteckigen Lücken, wo mit Klebstreifen Fingerabdrücke sichergestellt worden waren. »Sie haben bei Ihrem letzten Besuch niemanden gesehen, der sich hier herumtrieb? Keine Autos, die Sie nicht kannten?«

»Ich hab gar nichts gesehen.«

»Würden Sie es merken, wenn etwas fehlt? Irgendwelche Wertsachen? Bargeld? Schmuck? Kreditkarten?«

»Sie hatte nur den Computer. Und den Fernseher. Und das Teleskop. Ein bisschen

Schmuck auch, ja. Ringe und so was.«

»Wo hat sie das aufbewahrt?«

»Im Safe.«

Caffery sah den Kriminaltechniker, der in der Tür stand, mit fragend hochgezogenen Brauen an.

»Der Safe ist unbeschädigt, Sir.« Der Mann deutete ins Obergeschoss. »Er befindet sich im Schlafzimmer. Sie haben dagegengeschlagen, sind aber nicht reingekommen.«

Sie gingen zu dritt nach oben. Caffery zog sich am Geländer hinauf, um das verletzte Bein nicht zu belasten. Ein Spurensicherer im blauen Overall kauerte auf dem Absatz vor einer Truhe; seine Augen waren in Höhe des Griffs, den er mit einem schwarzen Pulver bestrich. Als sie an ihm vorbeikamen, seufzte er tief.

»Im Moment immer nur der gleiche Satz

Fingerabdrücke. Und das sind ihre. Ich glaube, der Kerl hat Handschuhe getragen.«

Lindermilk führte sie in ein Schlafzimmer, einen kleinen, niedrigen Raum mit einer Dachtraufe über dem Fenster und freiliegenden Deckenbalken. In der Ecke stand ein Bett mit einem gepolsterten Kopfbrett, und darüber war ein kleiner Wandsafe, gerade groß genug für Schmuck und Papiere. Er war mit Fingerabdruckpulver bedeckt. Lindermilk wollte am Zahlenknopf drehen, als Caffery hustete.

»Moment.« Er ging hinaus und zog ein Paar Handschuhe aus dem Koffer des Kriminaltechnikers. Er warf sie Lindermilk zu, der sie anzog.

»Sie kennen die Kombination?«

Lindermilk betrachtete das Rad mit zusammengekniffenen Augen. »Ich kannte sie immer. Es sei denn, sie hat sie geändert.«

Versuchsweise drehte er an dem Knopf und murmelte dabei die Zahlen. Das Schloss klickte. Er öffnete die Tür, trat zurück und deutete in den Safe.

Caffery trat näher. Der Safe war voll. Er sah zwei Plastikmappen mit hellblauem Rücken, die Papiere enthielten, und eine kleine schwarze Emailledose.

»Das ist der Schmuck.« Lindermilk nahm die Dose heraus, öffnete sie, warf einen Blick hinein und wühlte mit der Fingerspitze durch den Inhalt.

»Fehlt was?«

»Glaube nicht.« Er gab Caffery die Dose.

Sie enthielt nichts Bemerkenswertes: einen Diamantsolitär an einer Kette, ein Paar Manschettenknöpfe, ein paar Ringe und eine Strassbroche in Form eines Ankers.

Lindermilk stellte die Dose beiseite und

wandte sich wieder dem Safe zu. Er nahm die obere Mappe heraus, ließ den Inhalt auf seine flache Hand gleiten und ging die Papiere durch. »Offizieller Kram. Ihr Testament, Urkunden über das Haus, Unterlagen von ihrem Anwalt.«

Er nahm das Gummiband ab, das die zweite Mappe umschloss. Sie enthielt Fotos - alle im gleichen A4-Format, aber die unterschiedliche Qualität von Abzügen und Papier ließ darauf schließen, dass sie in einem Zeitraum von mindestens dreißig Jahren aufgenommen worden waren.

»Was ist das?«

»Fotos von Tieren. Der Himmel weiß, warum sie sie aufbewahrt hat, die dumme Kuh. Sie hat immer Delphine und anderes Zeug fotografiert. Ich werde sie auch verbrennen.«

»Lassen Sie mal sehen.«

Lindermilk fächerte die Bilder auseinander.

Einige waren farbig. Ein paar zeigten eine Hochzeit, die wahrscheinlich Ende des siebziger Jahre stattgefunden hatte: ein lächelndes Paar vor einer Kirche, die hellhäutige und blonde Braut in einem langen, blau-weiß geblühten Kleid und mit Strohhut. Auf anderen sah man tote Tiere: plattgefahrene Dachse, tote Kaninchen, tote Eichhörnchen. Ein Reh mit gebrochenem Genick und ganz nach hinten verdrehtem Kopf. »Ungefähr jedes überfahrene Tier im ganzen Land.« Lindermilk klang müde. »Sie wollte eine Kampagne für Geschwindigkeitskontrollen auf der Straße da unten starten. Deshalb waren die Nachbarn so stinkig.«

Aber Caffery hörte nicht mehr zu. Draußen im Garten, wo die schwarzen Silhouetten der Bäume sich vom Nachthimmel abhoben, hatte sich etwas bewegt. Er ging zum Fenster und spähte hinaus; er vermied es sorgfältig, die Scheibe zu berühren, obwohl sie von seinem Atem beschlug. Er hatte die Bewegung nur aus

dem Augenwinkel wahrgenommen. Aber es war nicht das Spiegelbild von jemandem hier im Zimmer gewesen, sondern etwas anderes. Jemand befand sich im Garten.

Einen Augenblick lang stand er nur da und dachte an die Dunkelheit dort draußen, dachte an die meilenweite Landschaft, durch die alles Mögliche kriechen konnte, dachte an die Straße, die zur Klinik führte und an die Stelle, an der er und der Walking Man gesessen und Bewegungen in den Bäumen gesehen hatten. Er dachte an das blecherne Geräusch des kleinen Motorrollers, der knatternd auf der Landstraße davonfuhr. Und dann dachte er daran, wie er selbst vielleicht wirkte, wenn man ihn von draußen am Fenster stehen sah, mit ernstem Gesicht, beleuchtet von hinten und von der Seite.

»Sir«, sagte Lindermilk, »kann ich Sie was fragen?«

Abwesend drehte er sich um. »Was?«

Lindermilk hielt die Fotos hoch. »Kann ich die auch mitnehmen? Und die von den Wänden unten?«

Cafferys Blick wanderte wieder zum Fenster. Was war da draußen gewesen? Nicht viel mehr als ein heller Schimmer, aber ihm war, als hätte er Augen gesehen.

»Sir?«

»Ja.« Er drehte sich nicht um. »Von mir aus.«

Er wandte sich vom Fenster ab, humpelte zur Tür und streckte dem District-Polizisten die Hand hin. »Danke für Ihre Hilfe, Kollege. Ich bin hier fertig. Die Spurensicherung soll alles sicherstellen, und wenn die fertig sind, machen Sie hier zu, ja?«

Sein Bein schmerzte mehr, als ihm lieb war, aber er lief trotzdem eilig die Treppe hinunter und durch die Seitentür hinaus in die kühle, stille Nacht. Ein Duft wie von Zitronen hing in der Luft. An der Rückseite des Hauses war es



dunkel. Der Rasen erstreckte sich terrassenförmig ungefähr hundert Meter weit bergab; Futterhäuschen standen wie gespenstische Skelette in der Finsternis. Dahinter sah er die Straße, die Berge und das Rapsfeld, an dem er neulich vorbeigefahren war, als er den Walking Man gesucht hatte.

Bei den Bäumen blieb er stehen und sagte mit leiser, aber deutlicher Stimme: »Bist du da? Bist du das?«

Er hörte sein Herz klopfen, aber das war alles.

»Wenn du da bist - du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Ich werde nichts sagen. Ich werde dich nicht verraten.«

Er hielt den Atem an und lauschte, aber die einzige Antwort, die er erhielt, war ein kalter, lautloser Windhauch. Er hatte einen metallischen Geschmack im Mund, als er daran dachte, wie der Wind über die Felder herangeweht war. Er warf einen Blick zurück

zum Haus, zu den Fenstern. Niemand hörte ihm zu. Niemand von der Spurensicherung stand rauchend auf der Straße. Er ging ein paar Schritte und hockte sich unter die Bäume. Der Schmerz in seinem Bein ließ blaue Blitze durch seinen Körper schießen. Er stützte sich mit den Fingerspitzen auf den kalten Boden, um das Gleichgewicht zu halten, und schaute zwischen den Bäumen hindurch.

»Ich weiß, was du getan hast.« Er zögerte, er wusste nicht genau, wie es weitergehen sollte. Es war verrückt, hier mit den Bäumen und der Luft zu reden. »Du bist davongekommen. Aber hör zu.« Seine Stimme wurde nicht leiser. »Ich kann dir nicht mehr helfen. Von jetzt an bist du allein auf dich gestellt. So ist es eben.«

Er wartete. Endlose Minuten vergingen, bis sein Bein so sehr schmerzte, dass er sich aufrichten musste. Er schob die Hände in die Taschen und lauschte wieder. Er wusste nicht

genau, was er eigentlich erwartete: eine Bewegung, einen Atemhauch. Ein Rascheln von Laub oder klare Worte aus der Dunkelheit.

Nichts geschah. Gar nichts. Da war nur das Rauschen des Blutes in seinem Kopf.

## 68

Ich werde nichts sagen. Ich werde dich nicht verraten ...

Flea kauerte wie erstarrt zwischen den Bäumen hinter dem Zylinder des Brennbohrers, den sie vom Auto heraufgeschleppt hatte, und starrte Caffery fassungslos an.

Du bist davongekommen. Aber ich kann dir nicht mehr helfen.

Sie rührte sich nicht. Mit halb offenem Mund

lauschte sie seinen Worten die ihr das Blut gefrieren ließen. Was, zum Teufel redete er da? Was wusste er?

Von jetzt an bist du allein auf dich gestellt. So ist es eben...

Etwas Hohles tat sich in ihr auf. Ihr war so kalt und einsam und ängstlich zumute wie noch nie in ihrem Leben. Sie dachte an das, was Mum im Steinbruchsee zu ihr gesagt hatte: Gib Acht auf dich. Das war keine sanfte Ermahnung gewesen, keine hingeworfene Aufforderung, vorsichtig zu sein, sondern etwas viel Direkteres. Es hatte bedeutet: Du bist auf dich allein gestellt. Also begib dich an die erste Stelle. Vor alle anderen. Jetzt sah sie klar und deutlich, was sie zu tun hatte. Nur noch eines war wichtig: Sie musste sich selbst schützen, musste um ihr Leben kämpfen.

Caffery blieb noch eine ganze Weile da stehen, und als sie sein Gesicht betrachtete, seine Augen, in denen sich das Mondlicht spiegelte,

dämmerte ihr langsam, dass er sie nicht sehen konnte. Sie hob eine Hand vor ihr Gesicht und bewegte sie hin und her. Er reagierte nicht. Sie schob die Zungenspitze zwischen die Zähne, beugte sich ein wenig vor und schaute ihm forschend in die Augen. Sein Blick war nicht auf sie gerichtet. Sie blieb mit erhobenem Kopf in der Hocke, stützte sich auf die Fingerknöchel und versuchte zu begreifen, was hier eigentlich vorging.

Als er sich seufzend aufrichtete, war sie ganz sicher: Er wusste nicht, dass sie hier war. Er hatte seine Worte nicht an sie gerichtet, und wenn das, was er gesagt hatte, trotzdem einen Sinn ergab, war das Zufall. Aber das änderte nichts an ihrem Entschluss. Er drehte sich um und ging zum Gartentor. Sie atmete aus und ließ sich auf die Fersen zurücksinken, war entschlossen, konzentriert und völlig ruhig. Heute um Mitternacht würde sie Mandy und Thom die Überraschung ihres Lebens bereiten. Sie würden das Foto bekommen und noch

mehr, viel mehr: Sie würde ihnen Mistys Leiche bringen. Sie, wenn nötig, in ihren Vorgarten legen. Flea würde sich keine Argumente, keine Diskussionen mehr anhören. Von jetzt an sollten sie selbst zusehen, wie sie aus diesem Schlamassel herauskamen.

Um zehn waren die Kriminaltechniker abgezogen, und das Haus war leer. Nur am Tor stand noch ein Polizist; er wandte ihr den Rücken zu und wartete darauf, dass das Team der Tatortsicherung kam. Nach zehn Minuten wurde es ihm, wie vorhergesehen langweilig. Er setzte sich in seinen Wagen, wo er die Vorderseite des Hauses im Auge behalten konnte; er kam nicht auf den Gedanken, dass hinten noch jemand still unter den Bäumen lauern könnte. Er ahnte auch nicht, dass Caffery die Hintertür offen gelassen hatte.

Sie war durchgefroren bis auf die Knochen, als sie sich steifbeinig aufrichtete und den Brennbohrer aufhob. Mit schmerzenden

Gliedern schlich sie durch den Garten und durch die Hintertür ins Haus. Der Polizist mochte faul sein, aber einen Lichtschein in den Fenstern würde er bemerken; also zerrte sie drinnen die Maglite aus der Jacke, richtete den Lichtstrahl vor ihre Füße und schlich sich im Halbdunkel durch die Diele. Katzen strichen um ihre Knöchel. Alles im Haus war überzogen vom Fingerabdruckpulver der Spurensicherer, und ein seltsam narbiges Licht drang durch das zerbrochene Küchenfenster herein und warf lange Schatten auf die Wände. Am Fuß der Treppe sah sie sich selbst im Spiegel: das hellblaue Hemd und die Jeans, die sie vor einer Ewigkeit angezogen hatte, den Zylinder des Bohrers, den sie auf dem Rücken trug, und ihre tränenden Augen. Ihr Gesicht wirkte merkwürdig glatt und jung, wie weichgezeichnet vom Stress.

Die Last auf ihrem Rücken wog schwer, und ihre Knie taten noch weh von dem Sprung aus dem Küchenfenster. Langsam stieg sie die

Treppe hinauf und achtete darauf, die Wand nicht zu berühren. Sie dachte nicht an die verschlungenen Wege des Schicksals. Sie fragte sich nicht, was Caffery hier oben im Schlafzimmer getan haben mochte, als er ihre Bewegung unter den Bäumen bemerkt hatte. Sie dachte nur daran, dass sie fror. Und dass sie weniger als zwei Stunden Zeit hatte, um Thom das Foto zu bringen. Dann würde sich alles ändern.

Sie leuchtete mit der Lampe an der Wand entlang zum Bett und zum Safe hinauf und erkannte, dass er offen war. Offen und völlig leer. Die Safetür gähnte ihr wie ein, weit aufgerissenes Maul entgegen - und sie begriff, dass in den nächsten zwei Stunden durchaus alles ganz anders werden konnte. Aber nicht so, wie sie es erwartet hatte.



Zehn Minuten vor Mitternacht. Noch zehn Minuten. Flea trat auf die Bremse und hielt in der dunklen Straße an. Sie stellte den Motor ab und schaute zu Thoms und Mandys Haus. Es lag im Dunkeln. Die Vorhänge waren geschlossen. Nur das Licht über der Tür brannte.

Schnell ging sie zum Haus und hämmerte an die Tür. Mandy öffnete im Nachthemd. Ihre nackten Waden waren weiß und von Adern durchzogen, und ohne Make-up wirkten ihre Augen verquollen. Ihr Haar stand wirr vom Kopf ab. Sie stand mit verschränkten Armen fröstelnd in der Tür und blinzelte Flea an.

»Ich hab sie im Wagen, Mandy. Sie liegt im Kofferraum.«

»Wer ist im Wagen? Wen hast du mitgebracht?«

»Du kannst dich entspannen. Ich hab kein Aufzeichnungsgerät dabei.«

Mandy sah sie verwirrt an. »Was für ein Gerät?«

Flea seufzte. Sie ging zum Wagen und öffnete den Kofferraum. Die Leiche lag unter einer Wollecke zwischen ein paar flachgedrückten Pappkartons. Schon sickerte Wasser in die Pappe. Sie hob den Kopf und sah Mandy an. »Schau her.«

Mandy kam auf bloßen Füßen ein paar Schritte näher und starrte die Gestalt im Kofferraum an. Im orangegelben Licht der Straßenbeleuchtung war ihre Miene ausdruckslos. Fast eine Minute verging. Dann schien etwas in ihrem Gesicht zu verrutschen. Sie schaute zu den Fenstern der Nachbarn und schluckte. »Mach das zu, bitte.«

Flea schlug den Kofferraum zu und kam zurück zum Gartentor. Sie holte tief Luft und

blickte zum Himmel empor. Schon wieder Wolken. Immer Wolken. »Ich bin hier, um dir zu sagen, dass du hast, was du willst. Du hast gewonnen.«

»Was gewonnen?«

»Ich werde mich um das Problem kümmern.«

Jetzt trat eine Pause ein. Mandy schaute die Straße entlang, um sicher zu sein, dass niemand da war. Dann sah sie Flea an. »Gut. Das ist gut.«

»Ist Thom da?«

»Er schläft. Es war schwer für ihn. Ich möchte ihn nicht wecken.«

Flea starrte Mandy an. »Sag mir nur eines.«

»Muss das sein?«

»Die Wahrheit. Bitte. Die Wahrheit. Mehr will ich nicht wissen, und dann bin ich weg.«

»Worüber?«

»Über Thom. Hat er dich dazu angestiftet?  
Oder war es deine Idee?«

Mandys Augen glitzerten. Sie warf einen Blick auf den Kofferraum, und jetzt zitterte sie.

»Und? War es deine Idee oder seine?«

»Um aller Beteiligten willen« - ihre Stimme war leise, fast unhörbar -, »es ist besser, wenn du die Antwort auf diese Frage niemals erfährst.«

Sie ging zurück ins Haus, schloss die Tür hinter sich und ließ Flea auf der Straße stehen, einsam und frierend unter der Laterne.

## 70

Die Landschaft lag verlassen da. Die Wolken hingen tief über den Feldern und ließen alles, jedes Blatt und jeden Ast, in einem

gespenstischen, kalkigen Licht erscheinen. Flea steuerte den Focus zielstrebig über die kleinen, zu dieser Nachtzeit nicht von der Verkehrspolizei überwachten Landstraßen. Nur wenige Autos waren unterwegs. Sie fragte sich, wie sie für die entgegenkommenden Fahrer aussehen mochte. Ein hartes, entschlossenes Gesicht im Scheinwerferlicht. Das Lenkrad fest umklammert. Ein bohrender Blick hinter der Frontscheibe. Fast wie eine Besessene.

Sie verließ die Straße. Der Focus holperte über den ausgefahrenen Feldweg zum Steinbruch Nummer acht. Im Kofferraum rutschte der Leichnam über die Pappe. Sie fand eine Lücke im Buschwerk am Wegrand, riss das Steuer herum, gab Gas und lenkte den Wagen tief ins Unterholz. Die Achse prallte hart gegen einen umgestürzten Baumstamm, als sie anhielt. Sie stieg aus und stapfte zurück zum Rand des Steinbruchs. Auf dem verlassenen Weg blieb sie stehen, lauschte und spähte in die

Richtung, aus der sie gekommen war. Niemand war ihr gefolgt. Elf's Grotto war so abgelegen, so einsam, dass niemand je hier auftauchte. Trotzdem behielt sie die Straße fast fünf Minuten lang im Auge, bis sie wirklich sicher war.

Vor ungefähr fünfzehn Jahren, als sie und Thom noch Kinder waren, war eine Frau in Bath aus einem Nachtclub verschwunden. Auf dem Schulhof hatten sie einander Angst eingejagt: Wer immer die Frau geholt haben mochte, als Nächstes würde er sich Kinder vornehmen. Erst als Flea erwachsen war und als Polizistin arbeitete, hatte sie die Wahrheit erfahren. Die Frau war nicht von einem Buhmann umgebracht worden, sondern von dem Kerl, mit dem sie den Klub auf einen One-Night-Stand verlassen hatte. Er hatte sie beim Zurücksetzen mit seinem Wagen überfahren. Wahrscheinlich war es nie seine Absicht gewesen, sie zu töten, aber er hatte es getan und anschließend die Leiche auf einer

Schweinefarm verbuddelt. Flea hatte in einem stickig heißen Sommer drei Wochen damit verbracht, Knochen aus einer Grube zu wühlen, sie zu dampfreinigen und dem Anthropologen zu übergeben. Aber sie konnten die Leiche nie finden, und ohne sie war es nicht möglich Anklage zu erheben, obwohl jeder wusste, was passiert war.

Das zeigte nur, dass man jederzeit ungeschoren davonkommen konnte, wenn eine Leiche nur gut genug versteckt wurde. Das Allerbeste wäre jetzt, eine Kettensäge zu mieten, Mistys Leiche in tausend Stücke zu zersägen und sie im Wasser und auf den Feldern zu verstreuen. Aber selbst in ihrer neuen, kalten Entschlossenheit konnte sie dieser Lösung nichts abgewinnen. Deshalb war sie zu einem anderen, wie sie fand, rationalen Entschluss gekommen - zu dem einzigen, der ihr einfiel.

Sie zerrte ihre Taucherausrüstung vom

Rücksitz, warf sie ein paar Schritte weiter auf den Boden und deckte den Wagen mit Zweigen und Ästen zu. Sie schlüpfte aus den Schuhen, stieg in den Taucheranzug, streifte die Auftriebsweste über und hievte die Tauchflaschen auf den Rücken. Saugte dreimal kurz am Atemregler - eins, zwei, drei, überprüfte die Gurte, schloss den Wagen ab und vergewisserte sich noch einmal, dass er vom Weg aus nicht zu sehen war. Dann trug sie ihre Flossen zum Rand des Steinbruchs, zog sie an, legte die Maske an und kletterte an der verrosteten Leiter hinunter ins Wasser. Es war genau dreizehn Minuten nach eins, als sie lautlos im dunklen Wasser des Steinbruchs Nummer acht verschwand.

Die Marleys waren immer eine Familie von Tauchern gewesen. Mum und Dad hatten den Kindern das Tauchen beigebracht. Mit elf bekamen sie ihre ersten Solar-Anzüge, und in den Ferien war die Familie fast immer zum Tauchen gefahren: zum Wracktauchen im



Roten Meer, bei Zypern und einmal in der Truk Lagoon, was sie fast an den Rand des Bankrotts brachte. Sie hatten sich wohlgeföhlt und miteinander entspannt. Nicht einmal der Unfall konnte daran etwas ändern. Aber jetzt hier zu tauchen, allein und im Dunkeln? Das verstieß gegen sämtliche Regeln der Vernunft. Es war ein dummes Spiel mit dem Tod.

Sie sank langsam auf fünfzehn Meter und ließ dabei kleine Mengen Luft aus dem Anzug entweichen. Der schmale Lichtstrahl der Taucherlampe, erfasste wirbelnde Partikel in der pechschwarzen Tiefe unter ihr. Er reichte vielleicht noch einmal fünfzehn Meter tief hinunter, aber nicht bis auf den Grund. Sie war im tiefsten Teil des Steinbruchs. Unter ihr lagen noch einmal fünfundzwanzig Meter dunkles Wasser.

Nach weiteren fünfzehn Metern fand sie das Netz da, wo sie es in Erinnerung hatte. Das algengrüne Geflecht schimmerte matt und

pelzig im Lichtstrahl. Sie hangelte sich fünf Meter weit daran entlang, bis sie auf das Warnschild stieß. Das Loch, das sie in der vergangenen Woche aufgerissen hatte, war noch da; die zerfransten Ränder schwankten wie Seeanemonen langsam hin und her. Sie duckte sich hindurch und drehte sich dabei auf den Rücken, damit die Tauchflaschen nicht hängen blieben; ihr letztes Erlebnis hier sollte sich nicht wiederholen. Kurz hinter dem Netz, dort, wo der Unfall passiert war, hielt sie an; sie drehte sich im Wasser um sich selbst und leuchtete mit der Lampe in die wirbelnde Dunkelheit.

Bei ihren Dekompressionsstopps hängte sie sich normalerweise mit einem Karabinerhaken an eine Leine und schwebte waagerecht im Wasser. Aber jetzt wollte sie senkrecht bleiben, wollte sich um dreihundertsechzig Grad drehen und umschauen können. Sie verstärkte den Auftrieb der Weste und ließ ein wenig Luft aus dem Anzug, damit diese nicht

heraufschießen und sich unter der Halsmanschette sammeln konnte. Als sie auftriebsneutral im Wasser hing, breitete sie die Arme aus. Das Licht der Lampe strahlte zur Seite, und sie schwebte in der Dunkelheit wie eine Raumfahrerin im All.

Als Erstes ruhte sie sich aus, konzentrierte sich mit geschlossenen Augen darauf, ihren Kopf zu entleeren, bis nichts mehr da war, kein Gedanke, kein Laut, nur das gleichmäßige Geräusch ihres Ein- und Ausatmens. Vor Jahren hatte sie einmal gehört, dass manche Seevögel einen inneren Kompass besäßen, mit dem sie über die Ozeane und um die halbe Welt navigierten und immer zum selben Brutplatz zurückfänden. Diese Vögel brauchten nicht darüber nachzudenken; sie folgten einem uralten Instinkt - ihr Körper wusste, was ihr Kopf nicht wissen konnte: wo Norden und wo Süden war.

Sie versuchte sich vorzustellen, sie sei ein

solcher Seevogel, legte den Kopf in den Nacken und hob das Gesicht zur Wasseroberfläche. Sie wollte sich eine Richtung geben lassen, wollte sein wie ein Seevogel und spüren, welche Richtung sie nehmen sollte.

»Du musst auf dich Acht geben...«

Sie riss die Augen auf, hob die Lampe und schwenkte den Lichtstrahl hin und her durch die Finsternis. Sie umklammerte die Lampe fester, hielt sie ruhiger, richtete sie hierhin und dorthin und suchte den Ursprung des Geräuschs.

»Mum?«

Keine Antwort.

»Mum?«

Sie ruderte mit der freien Hand und drehte sich im Wasser. Der Lichtstrahl wanderte um sie herum. Es war eine Halluzination gewesen.

»Mum? Bist du da?«

Eine Bewegung. Links von ihr. Knapp außerhalb des Lichtstrahls. Sie schwenkte ihn hinüber. Ungefähr fünf Meter weit vor sich sah sie Füße. Menschliche Füße. Sie schwammen davon, schnell.

Arnos Chipeta.

Sie streckte die Arme aus und umklammerte die Lampe mit beiden Händen. Der Lichtstrahl tanzte wie verrückt durch das Nichts. Die Füße waren verschwunden. Das Licht fiel ins Leere.

Ihr Herz hämmerte in der Brust, als sie den Oberkörper nach vorn neigte und in die Richtung schwamm, wo die Füße gewesen waren. Ihr Instinkt riet ihr, die Lampe auszuschalten; was immer da vor ihr im Dunkeln verschwunden war, durfte sie nicht sehen. Aber ohne die Lampe war sie blind. Sie schirmte das Licht mit der Hand ab und ließ nur einen schwachen Schimmer zwischen den

Fingern hindurchdringen. Vorsichtig schwamm sie vorwärts.

Dem Kompass zufolge bewegte sich das, was da gewesen war, westwärts und schräg nach oben. Sie erreichte die geflutete Felswand des Steinbruchs, lenkte den Strahl daran entlang und sah nichts. Sie drehte sich um. Auch nichts. Sie warf einen Blick auf den Tiefenmesser; sie befand sich immer noch dreißig Meter unter der Oberfläche. Sie richtete den Lichtstrahl nach oben und schwenkte ihn im Bogen hin und her. Selbst wenn er schnell vorankam, müsste Chipeta noch in Reichweite sein. Sie leuchtete nach unten, hin und her, in jeden Winkel, aber sie entdeckte nichts. Nur die Wasserpflanzen an der Felswand bewegten sich träge hin und her.

Dann fiel ihr etwas ein. Angeblich war der Steinbruch mit den Höhlen verbunden, die der römische Bleibergbau hinterlassen hatte. Es sollte Tunnel dorthin geben. Sie klemmte die

Lampe unter die Auftriebsweste und fuhr mit den Händen über den schleimig glatten Fels.

Kaum hatte sie angefangen zu suchen, fand sie es auch schon. Da war ein Hohlraum. Eine Stelle, die dunkler wirkte als das Felsgestein ringsum. Auf dem Plan des Steinbruchs war nichts davon verzeichnet, da war sie beinahe sicher. Sie schob die Hand hinein, leuchtete an den Rändern entlang und dann hinein, um herauszufinden, wie tief das Loch war. Sie sah kein Ende; das Licht fiel ins Dunkle. Es war ein großes Loch, drei Männer würden hindurchpassen, selbst in voller Taucherausrüstung.

Sie verzog das Gesicht. Es gab keine Ausrede.

Ein Flossenschlag trieb sie voran und in die Öffnung. Sie legte die Hände an die Wand und tastete sich mit den Fingern voran; sie wusste, wie schnell sie in einen Engpass geraten konnte, der ihr die Flaschen vom Rücken reißen würde. So waren Taucher gestorben,

beispielsweise im Sinkloch von Eagle's Nest oder in den Höhlensystemen von Yucatan - nicht wie ihre Eltern im freien, tödlichen Fall auf den Grund, sondern verheddert in Führungsleinen, eingeklemmt zwischen Felsen, gefangen in Sumpflöchern und engen Tunnelröhren. Bis die Sauerstoffanzeige auf den kritischen Punkt sank. Bis die Pony-Flasche leer war und die Lunge an einem Vakuum saugte. Es war die schlimmste Art zu sterben.

Der Boden des Tunnels führte aufwärts. Sie erreichte einen Kamin, eine enge Röhre von etwas mehr als einem Meter Durchmesser, die bald senkrecht nach oben aufstieg. Im Licht der Lampe erkannte sie, dass es geradlinig hinaufging; die Wände waren glatt, fast wie mit einer Maschine bearbeitet. Sie zwang sich zu einem kurzen Dekompressionsstopp: Sie atmete langsam und stellte sich vor, wie der Stickstoff aus ihren Muskeln perlte. Eine Zahl folgte der anderen auf dem digitalen Zifferblatt



ihrer Uhr. Sechs Minuten. Das musste genügen. Sie füllte ihre Jacke mit Luft und schob sich mit einer erhobenen Hand in den Kamin.

Die Luft in der Jacke ließ sie schnell steigen. Die Wände glitten vorüber, schwarzer, streifiger Kalkstein. Immer höher und höher, die langgestreckte Röhre saugte den Lichtkreis ihrer Lampe nach oben, es war wie ein Traum. Gib Acht auf dich, dröhnte es bei jedem Herzschlag in ihren Ohren. Und schließlich, ganz unerwartet, brach sie durch die Wasseroberfläche an die Luft.

Es war dunkel. Ungelenk schob sie einen Ellbogen über den Rand des Kamins. Schwer atmend hielt sie sich in der Schwebelage; nur ihr Gesicht ragte heraus. Sie stemmte die Beine an die Wände und drückte die Schulter an die Kante. Wenn irgendetwas passieren sollte, würde sie das Auslassventil gegen die Steinwand schlagen, die Luft aus dem Anzug

lassen und senkrecht in den Kamin hinabtauchen. Sie konzentrierte sich auf das Atmen. Ein und aus. Ein und aus.

Fast eine Minute verging. Keine Hände griffen nach ihrem Kopf. Kein Gesicht erschien vor ihrer Maske. Vorsichtig hob sie die Lampe aus dem Wasser. Der Lichtstrahl irrte durch die Dunkelheit und traf dann ungefähr fünf Meter vor ihr auf eine Felswand - auf bemoostes, tropfendes Gestein. Sie leuchtete weiter nach links: Auch dort war Fels. Kein Nebel, kein Mond, keine Bäume. Als sie den Strahl nach oben richtete, entdeckte sie ungefähr zwölf Meter über sich eine Decke. Die Gerüchte stimmten. Sie war in einer Höhle der alten Bleibergwerke herausgekommen.

Nachdem es in anderen britischen Tauchereinheiten zu tödlichen Unfällen gekommen war, hatte man ihr im Training immer wieder eingeschärft: Niemals die Maske abnehmen! Nicht, solange du nicht

weiß, wie die Luft ist. Sie schob sich mit den Füßen langsam höher und hievte sich dann aus dem Loch. Sie kniete auf dem Rand, hockte sich auf die Fersen und streckte die Lampe vor sich aus wie eine Waffe; die ganze Zeit war sie darauf gefasst, sich sofort wieder rückwärts in den Kamin fallen zu lassen. Langsam streifte sie das Maskenband mit der freien Hand von ihrem Ohr, legte den Kopf schräg und lauschte mit angehaltenem Atem.

Jemand atmete. Irgendwo in der Dunkelheit. Jemand versteckte sich zwischen den Felsen.

Sie nahm die Maske vom Gesicht. Schnupperte. Kostete die Luft. Wartete. Sie war sauber. Sie war feucht und roch nach Wasser und modrigem Laub. Aber sie war sauber. Sie schlang das Maskenband um ihr Handgelenk, sodass sie die Maske gleich wieder aufsetzen konnte, und stützte sich mit den Fingern der rechten Hand auf den Boden. Ihre Beinmuskeln schrien lautlos auf, als sie

sich vorbeugte und mit der Lampe in die Richtung leuchtete, aus der das Atmen kam.

Der Strahl traf auf schwarzen Fels und glitt darüber hinweg. Da blinkte etwas, in einer Spalte. Augen. Elliptisch, waagerecht, ungefähr einen Meter hoch über dem Boden. Menschliche Augen, aber gelb und schmutzig. Sie starrten sie an. Das Licht ließ sie blinzeln, und für einen Moment hob sich eine große Hand und schirmte sie ab. Jetzt konnte sie abschätzen, wie groß der Kopf war. Er sah aus wie ein Amboss, der Kiefer war zu breit, der Hals gedrungen und fast nicht vorhanden. Sie sah die Spitzen der Rippen, die vorstanden, als wären die Knochen des Brustkorbs zu groß. Sie hörte schweres Atmen. Das war keine Elfe, kein Troll, Kobold oder Gnom, kein Tokoloshe. Das war ein Mensch. Er trug ein verschlissenes Sweatshirt, Shorts und ausgetretene Flip-Flops. Flea hielt sich aufrecht. Blieb ruhig.

»Polizei. Nicht bewegen. Und kommen Sie nicht näher.«

Die Augen blinzelten.

»Machen Sie auch nur einen verdammt Schritt, gibt es hier die schlimmsten Prügel, die Sie jemals bezogen haben. Okay?« Er zögerte. Dann nickte er. Sie stemmte sich hoch. Schaute ihn an. »Arnos. Sie sind Arnos. Sind Sie mir gefolgt?« Er schüttelte den Kopf.

»Und wie war es letzte Woche in der illegalen Wohnung, in die wir eingedrungen sind?« Sie wischte sich mit dem Handrücken über den Mund, um den Geschmack des Steinbruchs loszuwerden. »Da war ich zusammen mit einem zweiten Polizisten. Einem Mann. In Zivil.«

Schweigen. Die Augen musterten sie aufmerksam, und jetzt erkannte sie im Schein der Lampe noch etwas anderes. Einen Schimmer von Plastik. Staubbehälter aus

weißem Plastik, wie man sie im Zimmer eines Teenagers finden konnte. Vier, vielleicht fünf Stück, aufeinandergestapelt. Dann sah sie noch andere Habseligkeiten und roch Feuer. Sah einen zerlumpten Schlafsack. Und sie begriff, dass er hier wohnte. Hier im Dunkeln zwischen Moos und moderndem Laub und toten Insekten fristete er sein Dasein.

»Ich weiß nicht, wer Sie sind, aber Sie sind nicht aus England. Sie sind Afrikaner. Aus Tansania.«

Die Augen starrten sie unverwandt an. Er wartete darauf, dass sie weitersprach.

»Sie sind illegal hier. Und Sie sitzen ernsthaft in der Scheiße. Sowohl hier als auch zu Hause.« Sie bewegte die Zunge im Mund herum und versuchte, den Speichelfluss in Gang zu bringen. »Ich könnte die Scheiße für Sie noch schlimmer machen. Und ich werde es tun, wenn es sein muss.«

Offenbar legte er den Kopf ein wenig zur Seite, denn die Augen standen jetzt nicht mehr waagerecht. Sie fixierten sie immer noch, aber die Atmung hatte sich verändert; sie klang tiefer und langsamer. Flea konnte den Blick nicht von diesen Augen wenden, die sie anstarrten, ohne auch nur einmal mit der Wimper zu zucken.

»Ich werde Ihnen jetzt etwas geben. Wenn Sie sehen, was es ist, werden Sie verstehen. Sie werden es wegschaffen und nie wieder darüber reden. Wenn Sie versuchen, mir etwas anzuhängen, werden Sie es bereuen. Ich weiß, wonach die Polizei suchen wird, und deshalb habe ich...«

Sie brach ab, musste die Finger an den Hals pressen, damit ihre Stimme nicht zitterte. Die komprimierte Luft trocknete ihre Kehle aus.

»Ich habe ein paar Dinge mit der Leiche angestellt, die verhindern werden, dass man sie zu mir zurückverfolgt. Wenn Sie zur Polizei

gehen, wird man glauben, dass Sie sie umgebracht haben. Aber...« Wieder musste sie eine Pause machen, um ihre Stimme unter Kontrolle zu bringen, »...wenn Sie es richtig machen und mit allem Respekt, dann werde ich eine Möglichkeit finden, Ihnen zu helfen. Ich weiß noch nicht, wie, aber ich finde einen Weg. Eine Möglichkeit, Sie zu beschützen. Es ist ganz einfach. Ein simples Tauschgeschäft.«

Einen Moment lang stand der kleine Mann reglos da. Dann hob und senkte er kaum merklich den Kopf. Er nickte.

Sie wischte sich über die Nase und atmete tief durch. »Gut. Mehr habe ich nicht zu sagen.«

Sie hob die Maske, zog das Band über ihr nasses Haar und ließ die Maske oben auf dem Kopf sitzen. Sie hockte sich neben dem Kamin auf den Boden, stützte sich mit den Händen ab, schwang die Beine in die Öffnung und ins Wasser. Dann wartete sie noch einen Moment und sah dem Mann in die Augen. »Eines



noch.«

Sein Blick hob sich ein wenig. Fragend.

»Es tut mir leid. Sehr leid.«

Sie zog die Maske vor das Gesicht und war fort, verschwunden in einer Wolke von Luftblasen, die sprühend im Dunkeln zerplatzten.

## 71

Im Auto vor Ruth Lindermilks Bungalow spülte Caffery die Tramadol- und Codein-Tabletten aus dem Krankenhaus mit einer Dose Sprite Lite hinunter. Sie würden den Schmerz bald lindern, aber er wusste, dass er jetzt doch nicht schlafen würde. Zu viel war heute passiert.

Er fuhr bis zur Einmündung der Zufahrt nach

Farleigh Park Hall und blieb dort lange Zeit stehen; schaute zu den hellen Lichtern hinauf und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Nachdem es dunkel geworden war, hatte die Spurensicherung die Arbeit in Tanners Haus eingestellt. Morgen früh würden sie weitermachen. Vielleicht sollten sie nach menschlichen Überresten suchen, dachte er. Nach Misty Kitson. Morgen früh würde er es ihnen sagen, und dann wollte er noch einmal zu Tanners Sekretärin gehen, zu Marsha. Misty hatte sich schon früher einer kosmetischen Operation an der Nase unterzogen, um sie wiederaufzubauen, nachdem sie durch jahrelanges Koksen zerfressen gewesen war. Das wusste er noch aus den Akten; die Operation war von einem Iraner in der Harley Street vorgenommen worden, aber vielleicht wünschte sie noch andere Eingriffe. Möglicherweise hatte sie einen Termin mit Tanner vereinbart. Die Namen sind vielleicht falsch; manchen Leuten

ist es peinlich, hatte die Sekretärin gesagt. Hast du vielleicht auch Misty auf dem Gewissen, du Scheißkerl? Kann das sein?

Er hatte vier Zigaretten geraucht und war immer noch nicht müde. Er hinterließ eine Nachricht auf Powers' Anrufbeantworter - Rufen Sie mich an. Es ist wichtig -, startete den Motor und fuhr ostwärts. Er wollte nach Hause. Aber jetzt fiel ihm wieder Arnos Chipeta ein. Das, was er wollte. Er dachte an ein Armband aus Menschenhaaren zum Schutz vor allem Bösen. Er stellte fest, dass er eine Schleife fuhr, in den dunklen Wald von Stockhill, der sich scharf vor dem Himmel abzeichnete. Und statt in seine eigene Zufahrt in Priddy einzubiegen, verließ er kurz nach zwei Uhr morgens die Hauptstraße und nahm den kleinen Weg, der zu den Steinbrüchen bei Elf's Grotto führte.

Das Scheinwerferlicht strich über die frischen Blätter am dichten Ginstergestrüpp. Sein

Instinkt riet ihm zur Vorsicht; er parkte abseits des Weges hinter ein paar Containern und legte die restlichen hundert Meter bis zum Steinbruch Nummer acht hinkend zu Fuß zurück.

Der Nachthimmel wirkte milchig; der Mond warf sein trübes Licht auf die Gegend, und tief hängende Wolken hielten es dicht über dem Boden fest. Nichts bewegte sich in den Schatten, kein Tier und kein Wind. Am Rand des Wassers blieb er stehen und tastete die Rückseite seines Beins ab, um sich zu vergewissern, dass die Wunde sich durch das Gehen nicht wieder geöffnet und zu bluten angefangen hatte.

Im Steinbruch war es still. Wo mag er wohnen?, dachte er. Wo versteckt er sich?

Er ging fünfzig Meter weiter am Wasser entlang bis zu der Stelle, wo man Ben Jakes gefunden hatte, blieb stehen und sah sich das Gestrüpp an. Nichts hatte sich verändert. Er

ging weiter, gegen den Uhrzeigersinn um den Steinbruch herum. Alle paar Augenblicke blieb er stehen und lauschte in die Nacht. Hier und da war der Weg nicht passierbar, und er musste sich durch Dornengestrüpp und abgestorbene Zweige kämpfen. Er befand sich kurz vor der Stelle, an der er den Motorroller gefunden hatte, als er plötzlich wie angewurzelt stehen blieb.

Drei Schritte vor ihm, im Gebüsch und mit Zweigen bedeckt, stand ein Auto. Ein silbergrauer Ford Focus. Es sah aus, als würde er schon lange dort stehen. Seit Tagen, nach dem Reisig zu urteilen, das ihn bedeckte. Aber Caffery wusste, dass das nicht sein konnte. Er trat näher an den Wagen und legte eine Hand auf die Motorhaube. Sie war noch warm. Jemand hatte den Focus hier versteckt. Er drehte sich um und ließ den Blick über den Steinbruch wandern. Das Wasser und die Bäume ringsum waren absolut unbewegt. War jemand hier? Wurde er beobachtet? Von den

Bäumen her? Von der anderen Seite des Steinbruchs?

Das Tramadol wirkte noch nicht, und sein Puls schlug schneller, als er sich wieder dem Wagen zuwandte und durch das Gestrüpp zum Heck herumging. Nachdenklich betrachtete er das Nummernschild. Es war ein altes Y-Kennzeichen. Ein Ford Focus mit einem alten Nummernschild.

Langsam wie eine träge Welle überkam ihn die Erkenntnis.

Er wusste, wem der Wagen gehörte.

Sergeant Marley hatte gesagt, der Focus sei ihr langweilig geworden. Langweilig? Er zog den Ärmel über die Hand und drückte auf die Kofferraumverriegelung. Abgeschlossen. An dem Tag, als sie im Steinbruch den toten Hund gefunden hatte, war eine Veränderung mit ihr vorgegangen, als er sie nach diesem Wagen fragte.

Ein halb erinnerter Gedanke regte sich. Er trat ein paar Schritte zurück ins Unterholz und betrachtete noch einmal das Kennzeichen. Er hatte diesen Wagen schon ein paarmal gesehen - einmal an dem Tag, als sie die Täter der Operation Norwegen festgenommen hatten; da hatte er vor einem einsamen Haus in den Mendip Hills gestanden, und er hatte Zeit gehabt, ihn genauer anzusehen. Er kniff die Augen zusammen, als er sich erinnerte: Auf der Ablage hatte die Ausrüstungstasche einer polizeilichen Unterstützungseinheit gelegen und noch etwas anderes... etwas Wichtiges. Ein Stück Stoff hatte aus dem Kofferraum gehangen. Ein violetter Samtfetzen, der sich im Schloss verklemmt hatte.

In seiner Tasche klingelte das Telefon. Erschrocken wich er ins Gebüsch zurück, angelte das Telefon aus der Tasche und drückte hastig auf die grüne Taste.

»Ja?«, flüsterte er. »Was ist?«

»Jack?« Es war Powers. Seine Stimme klang leise und gut geölt nach einem feuchtföhlichen Abend. »Hab Ihre Nachricht gehört und eben erst erfahren, was passiert ist. Tut mir leid, Jack, wirklich.«

»Ja.« Caffery wandte den Blick nicht von dem Auto. Violetter Samt. Ein violettes Stück Samt, das im Kofferraumschloss dieses verdamnten Wagens klemmte. »Schon klar.«

»Wo sind Sie? Im Krankenhaus? Jemand von der Spurensicherung hat versucht, Sie zu finden. Er sagt, Sie hätten ihnen versprochen, Ihre Kleider abzuliefern, wenn Sie aus dem Krankenhaus kämen.«

Violetter Samt. Auto, Jacke. Auto, Jacke. Misty Kitsons Jacke. Flea hatte sich gesträubt, in einem See nach ihr zu suchen.

»Und ich... Haben Sie was für mich? Sie klangen etwas aufgeregt. Ging es um Misty Kitson?«



»Kitson«, wiederholte Caffery abwesend, als hätte er den Namen noch nie gehört. »Misty Kitson.«

»Sie haben gesagt, Sie hätten jetzt was für mich. Wissen Sie noch?« Powers machte eine Pause. »Können Sie mich hören, Jack? Sagen Sie mir einfach, was Sie herausgekriegt haben, was Ihr Informant zu sagen hatte, und dann sehen wir, wie es weitergeht. Ich kann zu Ihnen kommen, wenn Sie wollen. Sofort. Wo immer Sie sind.«

Caffery antwortete nicht. Er starrte den Wagen an, nahm das Telefon vom Ohr und hielt es auf Armlänge von sich weg. Er ließ Powers ein paar Sekunden lang ins Leere sprechen und schaltete das Telefon dann ab. Dann blieb er so stehen, reglos in der Dunkelheit, mit ausgestrecktem Arm und klopfendem Herzen.

Es gibt keinen Gott, dachte er. So etwas wie einen Gott gibt es nicht.

Wenn er es jetzt betrachtete, war es die ganze Zeit klar gewesen. So vieles an Flea war auffällig gewesen. Ihre Tics, Unberechenbarkeit ihres Verhaltens. Er dachte an Stuart Pearce am Fundort der Leiche Lucy Mahoneys. An den Verkehrspolizisten beim Steinbruch, der gesagt hatte, in der Nacht, in der Misty Kitson verschwunden war, sei etwas mit Flea passiert. Sie habe verstört gewirkt.

Aus dem Wasser zu seiner Rechten kam ein leises, aber unüberhörbares Gluckern - als würde ein Tier aus dem Wasser auftauchen. Er schob das Telefon in die Tasche und entfernte sich rückwärts von dem Wagen, zog sich lautlos zwischen die Bäume zurück und blieb nach zwanzig Metern stehen, sodass er nicht mehr zu sehen war. Er wartete und

beobachtete das Auto und das dunkle Wasser, in dem sich die Wolken spiegelten.

Kleine Wellen breiteten sich auf dem Wasser aus, als hätte jemand drei Meter vor dem Ufer einen Stein hineingeworfen. Der Wasserspiegel hob sich ein wenig und gluckste wieder, und neue Wellen zerrissen das Spiegelbild der Wolken. Jemand befand sich im Wasser. Er drückte sich noch tiefer in den Schatten der Bäume. Luftblasen blubberten herauf, und dann tauchte ein Kopf auf, schwarz und glänzend. Es war Flea. Das dunstige Licht glänzte auf ihrer Taucherhaube.

Er drückte sich an einen Baum, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, während er sie beobachtete. Sie kletterte an der rostigen Leiter herauf, zog die Maske vom Gesicht und setzte sich auf die Uferkante. Dann löste sie den Gurt, lehnte sich zurück, ließ die Taucherflaschen zu Boden rutschen und streifte Flossen und Handschuhe ab. Es

dauerte einen Augenblick, bis sie den Atemregler an den Taucherflaschen zuggedreht hatte und mit wackligen Knien aufstand. Sie hielt kurz inne, drehte sich einmal um die eigene Achse und schaute sich um. Das nasse Haar klebte ihr am Kopf, und ihr kleines Gesicht sah angespannt und verkniffen aus. Als sie sich vergewissert hatte, dass sie allein war, schob sie die Hand in eine Tasche am Hosenbein ihres Anzugs, zog einen Schlüssel heraus und ging zu ihrem Wagen. Aber sie öffnete nicht die Fahrertür, sondern den Kofferraum.

Sie beugte sich hinein und schlang die Arme um ein großes, weißes Paket. Caffery wusste, was es enthielt; er sah den gelblichen Schimmer gebleichter Haare, die sich von innen an das Plastik drückten. Er tat ein paar schlurfende Schritte vorwärts und kniff sich in die Nase, als könnte ihn das zu sich bringen und begreifen lassen, dass alles nur ein Traum war.

Langsam und schwerfällig ließ Flea die Leiche fallen. Sie landete mit einem dumpfen Geräusch auf dem Boden. Flea schlug den Kofferraumdeckel zu, bückte sich und packte das Paket an zwei Ecken der Plastikplane. Konzentriert und mit zusammengebißenen Zähnen lehnte sie sich zurück und schleifte das Paket über den Boden, zwischen den Büschen hindurch, hinaus in das dunstige Mondlicht und dann weiter zum Wasser. Der Boden war holprig, und das Plastik blieb immer wieder hängen. Ein- oder zweimal sah es aus, als würde sie das Paket nicht aus dem Gestrüpp herausbekommen. Aber sie war den Umgang mit dem trägen Gewicht einer Leiche gewohnt und kämpfte dagegen. Sie brauchte zehn Minuten, bis sie sie bis zum Rand des Wassers gezerrt hatte.

Dicht vor der Leiter ließ sie das Paket sinken und richtete sich auf; sie presste die Hände ins Kreuz und kreiste mit dem Kopf, um die Anspannung zu lösen. Plötzlich erstarrte sie.

Sie drehte sich um und spähte in die Bäume.

»Wer ist da?« Sie schaute in seine Richtung.

Caffery kniff seine Nase noch fester zusammen und widerstand dem Drang, ihr zu antworten. Etwas presste seine Rippen zusammen.

Sie lauschte noch einen Augenblick. Dann hob sie stirnrunzelnd ihre Ausrüstung vom Boden auf, streifte die Schwimmflossen über die Füße, lehnte sich zurück, um die Doppelflasche auf den Rücken zu nehmen, und schloss die Weste.

Als sie ihre Taucherausrüstung vollständig angelegt hatte, stieg sie halb ins Wasser. Sie schlang einen Arm um eine Leitersprosse und zog die Leiche zu sich herunter. Das Paket richtete sich im Fallen auf, und Caffery sah ein Stück Haut unter dem zerfetzten Plastik. Aufgerissene Haut, Muskelgewebe und weißblondes Haar.

Die Leiche war schon fast im Wasser, als Flea plötzlich innehielt. Sie hatte sie mit einem Arm vor sich umschlungen.

Einen Moment lang glaubte er, sie denke nach und überlege sich, was sie als Nächstes tun solle. Aber dann erkannte er, dass da etwas ganz anderes vor sich ging. Sie hielt den Kopf leicht gesenkt, den Blick erhoben und schaute den schemenhaften Fleck an, der Misty Kitsons Gesicht sein musste. Hätte es nicht lächerlich geklungen, wäre es kein Widerspruch zu allem gewesen, was er sie gerade hatte tun sehen, dann hätte er gesagt, sie bitte Misty um Verzeihung.

Er konnte jetzt zwischen den Bäumen hervortreten und bewegungslos im Mondlicht stehen bleiben, wo sie ihn sehen würde. Aber bevor er sich zu irgendetwas entschlossen hatte, zog sie die Maske vor das Gesicht, schlang das Band über ihre Ohren, umfasste die Leiche mit beiden Armen und fiel mit ihr

wie ein Stein in den dunklen Spiegel des Wassers.

Er war überrascht, weil es so schnell gegangen war. Hinkend verließ er das Dickicht, blieb in der Pfütze stehen, die ihre Ausrüstung am Boden hinterlassen hatte und spähte nach unten. Durch die Luftblasen konnte er sie gerade noch sehen: Fleas Hinterkopf, die weiß schimmernde Plastikplane mit Mistys Leiche und den zitternden Strahl ihrer Lampe.

Dann waren sie verschwunden, und er sah nur noch die funkelnden Kuppeln der Luftblasen, die auf dem Wasser zerplatzten.

## 73

Der Morgen dämmerte schon, als Flea endlich die schmalen Landstraßen in der Umgebung ihres Hauses erreichte. Sie fuhr in



gleichmäßigem Tempo; ihre Augen waren müde und blutunterlaufen, und der Geruch des Steinbruchs hing ihr noch in der Nase. Nebel hatte sich in grauen Schleiern über die Gegend gelegt und machte die Kurven und Windungen der Straße tückisch. Ungefähr eine halbe Meile vor dem Haus schoss sie auf eine Haarnadelkurve zu. Sie trat heftig auf die Bremse und riss den Wagen nach links. Die Reifen rutschten weg, und das Lenkrad zerrte an ihrer Hand, aber sie hielt es fest, während der Wagen um die Kurve der schmalen Landstraße schlitterte. Die Räder blockierten, und der Wagen brach seitwärts aus und schlingerte mit quietschenden Reifen auf einen Baum zu. Der Aufprall presste sie in den Sicherheitsgurt, und ein scharfer Schmerz schoss durch ihre Rippen. Der Airbag explodierte und schlug ihren Kopf so heftig zurück, dass sie sich auf die Zunge biss.

Ein Augenblick des Schocks, dann wich die Luft aus dem Airbag. Ihr Kopf kippte nach

vorn auf die Brust.

Einen Augenblick lang saß sie nur da und wartete darauf, dass der Nachhall vom Knall des Airbags in ihren Ohren nachließ. Blut quoll ihr in den Mund und sammelte sich unter der Zunge. Sie hielt es eine Weile hinter den fest geschlossenen Lippen und überprüfte im Geiste ihre Glieder und ihren Rumpf, wanderte konzentriert an ihrem Körper herunter und über Arme und Beine. Ihr Knie tat weh - sie war damit gegen die Lenksäule geprallt -, und das Brustbein schmerzte vom Druck des Sicherheitsgurts. Aber sie konnte ihre Zehen spüren, konnte sie bewegen.

Sie öffnete die Tür und spuckte das Blut auf den Asphalt. Dann löste sie den Gurt, stieß die Tür auf, so weit es ging, und stieg behutsam aus, ohne den Brustkorb mehr als nötig zu bewegen. Der Wagen war fest in den Baum verkeilt; sie musste sich daran vorbeizwängen und mit kleinen, schlurfenden Schritten

rückwärts hinausmanövrieren.

Es war eine einsame Landstraße, gesäumt von blühendem Holunder und frischen Mohnblumen. In den Nebelschwaden hing der stechende Geruch des zerdrückten Wiesenkerbels von der Hecke, die der Wagen durchbrochen hatte. Die Frontscheibe war nass vom Tau des Baums, an den sie geknallt war. Flea ging um den Wagen herum und begutachtete den Schaden. Als sie vorn ankam und sah, was passiert war, holte sie tief Luft. Es war Glück und keine Absicht gewesen, aber irgendwie hatte sie es richtig gemacht.

Sie ging zum Kofferraum, öffnete ihn und nahm den Müllsack mit Mistys Handtasche, Telefon, Sandalen und Jacke heraus. Die Farbdose, die sie hinten hineingestellt hatte, war umgekippt, aber nicht ausgelaufen. Mit ihrem Schweizer Messer hebelte sie den Deckel herunter und ließ die Farbe überall in den Kofferraum laufen.

Sie warf noch einen letzten Blick auf den Wagen. Der Scheinwerfer, der Misty gerammt hatte, war im Baumstamm vergraben, und die Vorderräder waren aus der Achse seitwärts und zum Beifahrersitz zurückgedrückt worden. Das Blech des Motorraums und der Brandschutzwand dürfte ebenfalls gerissen sein. Die Karre war Schrott. Bevor sie losgefahren war, hatte sie den ganzen Wagen mit einem benzingetränkten Lappen gereinigt, Fettspuren und Fingerabdrücke beseitigt und Haare und Fasern entfernt. Zwei Stunden lang hatte sie daran gearbeitet und war voller Zuversicht. Ohnehin würde kein Spurensicherer diesen Wagen untersuchen, wenn sie angab, dass sie am Steuer gesessen hatte. Alles, was noch darauf hinweisen konnte, dass Thom und sie etwas mit Misty Kitson zu tun gehabt hatten, würde auf dem Schrottplatz verschwinden. Der Rest des Benzins, das sie benutzt hatte, befand sich in einer Flasche in dem Müllsack.

Flea warf sich den Sack über die Schulter, zwängte sich durch die Hecke, machte sich auf den Weg über die taunassen Felder. Die Sonne sickerte schwach durch den Morgennebel, und während sie bergauf wanderte, gaben sich schemenhafte Umrisse links und rechts nach und nach als Bäume und Zauntritte zu erkennen. Als sie oben auf Charmy Down, dem ehemaligen Flugplatz, angelangt war, hatte sie den Nebel hinter sich gelassen. Vor ihr glänzte der alte Funkmast. Die Reste des Feuers, das sie hier angezündet hatte, waren noch da: ein flacher Kreis von geschwärztem Gras, dem der Tau einen grauen Schimmer verlieh. Sie stellte den Sack mitten in den Kreis, nahm die Flasche heraus, goss den Rest Benzin darüber und ließ ein brennendes Streichholz darauffallen.

Sie ging ein paar Schritte zurück, setzte sich hin und wartete darauf, dass das Feuer in Gang kam. Schmutzig rosarote und braune Streifen zogen sich über den Himmel im Osten. Im Tal

waberte der Nebel. Die benachbarten Hügel - eine Gegend, die sie schon ihr ganzes Leben lang kannte - ragten wie dunkle Inseln daraus hervor. Solsbury Hill war eine halbe Meile entfernt, und weit hinten, wo zwischen einer Lücke in den Hügeln der Weg nach Frome und Warminster führte, stieg noch eine Rauchsäule in den blauen Himmel, senkrecht wie ein nach oben deutender Finger.

Ihr Blick ruhte auf diesem Feuer. Ihr ganzer Körper schmerzte nach all dem, was in den letzten vierundzwanzig Stunden passiert war, und das Kribbeln in ihren Fingern stammte vermutlich von dem kalten Wasser im Steinbruch. Aber beim Betrachten dieses fernen Feuers überkam sie ein friedliches Gefühl, das sie nicht erklären konnte. Sie schloss die Finger um die Fußknöchel, beugte sich vor und starrte in die Ferne.

Gib Acht auf dich ...

Es war okay. Okay, sich auf diese Weise zu

retten. Aus den richtigen Gründen das Falsche zu tun. Manchmal konnte man nichts anderes machen, als weiterzugehen. Die Entscheidungen zu treffen, die einen am Leben hielten.

Ihr eigenes Feuer fauchte einmal leise, und eine Flamme schoss in die Höhe. Sie sank zurück und stieg wieder auf, und weitere Flammen kamen dazu, knisterten und brannten grün, orangegelb und blau. Ein seidiger schwarzer Rauchfaden stieg blakend in den Himmel, eine Antwort auf das Feuer dort in der Ferne.

Das Feuer eines Mannes, den sie nie im Leben gesehen hatte.

Manche Menschen haben einen Instinkt wie

Tiere. Das kommt von einem jahrelangen Leben ohne Bequemlichkeiten. Selbst im Schlaf scheint der Walking Man manchmal zu wissen, was in der Welt um ihn herum vorgeht und wen er zu erwarten hat. Es ist, als könnte sein schlummernder Geist aus ihm hinaus kriechen, über Hügel und Täler hinweggleiten und wie ein Falke alle diejenigen beobachten, die in der Nacht in seiner Umgebung unterwegs sind. Und während dieser ganzen Zeit liegt sein Körper still neben dem erloschenen Lagerfeuer, und nur seine Augen bewegen sich.

In dieser Nacht, als Tanner im Leichenschauhaus in Trowbridge lag und Flea im Steinbruch bei Elf's Grotto tauchte, schlief der Walking Man fest und friedlich. Er erwartete jemanden. Er hatte eine zweite Schaumstoffmatte und einen Schlafsack neben dem Feuer ausgebreitet.

Caffery kam um halb vier in der Frühe. Er



kroch in den Schlafsack und versank sofort in einen tiefen Schlaf.

Als er zwei Stunden später im kalten, milchigen Morgengrauen erwachte, lag eisiger Nebel über dem Land, und man hörte nichts als das freudlose Krächzen der Krähen. Er richtete sich auf. Der Walking Man machte Frühstück. Eine dünne Rauchfahne stieg über dem Feuer auf. Eier und Speck für zwei brieten in der Pfanne. Zwei Becher standen bereit.

»Morgen. Wird ein guter Tag. Der Nebel verzieht sich bald.«

Caffery antwortete nicht. Das Codein aus dem Krankenhaus kreiste noch in seinen Adern, und es war, als steckte hinter den Augäpfeln etwas Heißes, Fedriges in seinem Gehirn. Er umklammerte seine Fußknöchel und starrte ins Feuer, auf die beiden Kaffeebecher, auf die Bratpfanne über dem Feuer, in der es brutzelte. Er wusste nicht, wann er sich jemals so müde

gefühlte hatte, so betäubt, innerlich und äußerlich. Das Kinn sank ihm auf die Brust. Er musste die Ellbogen auf die Knie stemmen und den Kopf mit beiden Händen stützen.

»Warum ist Ihr Telefon abgeschaltet?« Der Walking Man wandte den Blick nicht vom Feuer. »Normalerweise behandeln Sie es doch wie ein zweites Herz.«

Caffery zog es aus der Brusttasche, legte es auf den Boden und starrte es an. Nicht wie ein Herz. Wie eine Schlange.

»Na?«

»Ich weiß nicht, was ich tun würde, wenn ich es einschalte. Fragen Sie mich nicht noch mal.«

Der Walking Man zuckte die Achseln. Er verteilte das Essen auf zwei Teller: für jeden vier dicke Scheiben Speck, drei Spiegeleier, zwei Würstchen und eine Scheibe geröstetes Brot. Da er den ganzen Tag umherwanderte,

brauchte er Energie. Sein Teller war immer randvoll, und er sorgte dafür, dass auch seine Gäste gut aßen. Er richtete sich auf, stellte den einen Teller neben seine Schlafstelle und brachte den anderen Caffery. Als er dessen Gesicht sah, den gequälten Blick, den er auf das Essen warf, und die Tränen in seinen Augen, zögerte er. »Okay«, grunzte er. »Okay.«

Er ging ein paar Schritte beiseite, hockte sich hin und kratzte das Essen vom Teller auf den Boden. »Die Dachse werden Sie lieben.« Dann kehrte er zu seinem Schlafsack zurück; er hatte nur Socken an den Füßen, und wenn der Walking Man etwas pfleglich behandelte, waren es seine Füße. Er setzte sich hin, stellte den Blechteller auf die Knie, fuhr sich mit Daumen und Zeigefinger durch den Bart und musterte Caffery mit schmalen Augen. »Sie wissen, wo Sie angekommen sind.« Er deutete mit dem Kopf auf das Telefon. »Oder?«

Caffery sah ihn mürrisch an. »Wo denn?«

Der Walking Man grinste. »An einer Wegkreuzung«, sagte er. »An einer fundamentalen Wegkreuzung. Und jetzt, jetzt müssen Sie Farbe bekennen. Ich weiß nicht, warum oder was passiert ist, aber wenn Sie dieses Telefon jetzt einschalten, müssen Sie eine Entscheidung treffen. Stimmt's?«

Caffery starrte den Walking Man an. Der Mistkerl hatte recht. Er hatte es begriffen, während er noch schlief. Halluzinationen allüberall, die ihn foppten. Am Morgen würde er mit Powers sprechen müssen. Er würde eine Entscheidung treffen müssen. Er würde ihm sagen müssen, was er über Misty Kitson wusste.

»Und diese Entscheidung steht schon seit Jahren an. Vielleicht sehen Sie es noch nicht, aber bei dieser Entscheidung geht es darum, ob Sie weiter auf den Tod starren oder sich umdrehen und sich für das Leben entscheiden.

Das ist alles.«

Caffery schnaubte leise und verächtlich. »Sie halten mir eine Predigt über das Leben? Einer, der den Tod gewählt hat? Wie soll das denn gehen?«

»Vielleicht predigt Ihnen auch einer, der vom Tod gewählt worden ist.«

»Sie sind nicht tot.« Er betrachtete die Augen des Walking Man. Sie waren blau wie seine eigenen. Als wären sie verwandt. Aber Caffery wusste, dass die Weisheit in den Augen des Walking Man nicht die seine war. Noch nicht. »Sie leben noch.«

»Ja. O ja.« Der Walking Man schaute auf seine Hände. Drehte sie hin und her, als gehörten sie jemand anderem. »Es sieht so aus.«

»Sie haben einen Plan. Ich weiß nicht, was für einen, aber es gibt ihn. Deshalb haben Sie keineswegs den Tod gewählt.«

Der Walking Man lachte. Es klang nachsichtig, als wäre Caffery ein einfältiges Kind. Als würde es noch Jahre dauern, bis er zu reifen Gedanken oder Gefühlen fähig wäre. »Als Craig Evans meine Tochter ermordete« - er wischte sich den Schnurrbart ab -, »und als er mir erzählte, was er getan hatte... als er mir erzählte, wie oft er sie vergewaltigt hatte, bevor er es tat...« Er klopfte mit dem Finger an seine Lippen, als wagte er nicht, diesen Gedanken zu vollenden. »Als er mir das alles erzählte, wusste ich, dass die Entscheidung gefallen war. Nach allem, was sie erlitten hatte, musste sie getröstet werden. Und um sie zu trösten, musste ich ihr folgen.«

Caffery beugte sich vor. Es war das erste Mal, dass der Walking Man offen über den Tod seiner Tochter sprach. »Ihr wohin folgen?«

»In die nächste Welt natürlich. So musste es einfach sein. Es ist der natürliche Lauf der Dinge. Alles, was ich tue, jede Meile, die ich

gehe, ist eine Vorbereitung für mich. Ich muss den Zeitpunkt und den Augenblick finden.« Er blickte auf. »Sie wissen nicht, was aus der Leiche Ihres Bruders geworden ist.«

»Nein.«

»Sie haben überall gesucht. Alles abgesucht, was Ihnen einfiel.«

»Ja. Es gibt nichts mehr. Einmal dachte ich, ich sei nah dran. Weit weg von hier. Im Osten, nicht hier im Westen.«

»Und?«

»Ich hab mich geirrt.«

Der Walking Man nickte nachdenklich. Er betrachtete Caffery noch eine Weile, nahm dann seine Gabel, machte es sich bequem und fing an zu essen. Dabei wanderte sein Blick zum Horizont. Caffery beobachtete ihn, und ihm fiel auf, dass er seinen Bart beim Essen sauber hielt und sich die Finger an einem Tuch

abwischte. Der Walking Man starrte von Kopf bis Fuß vor Dreck, und trotzdem schien er auf eine seltsam gewissenhafte Art auf sich zu achten.

»Sie haben weniger Glück als ich«, sagte der Walking Man nach langem Schweigen. »Mir bleibt keine andere Wahl, und das ist ein Glück. Aber Sie? Sie müssen sich immer noch entscheiden. Und das ist schwerer. Vor allem jetzt. Wenn diese Entscheidung neue Komplikationen bringt.«

Caffery runzelte die Stirn. »Woher wissen...«

»Es ist unwichtig, woher ich das weiß. Wichtig ist die Entscheidung, die Sie treffen, und warum Sie sie treffen. Schauen Sie mich an.« Er stellte den Teller zur Seite, drehte sich zu Caffery um und breitete die Arme aus. Seine schmutzige Steppjacke öffnete sich, und man sah seinen Oberkörper in der fleckigen Thermounterwäsche. »Sie, mein lieber Polizist, lernen gerade, mich nach dem zu



beurteilen, was ich bin, nicht nach dem, wofür Sie mich halten.«

»Und?«

»Und?« Er schloss die Jacke und nahm seinen Teller wieder auf. »Und deshalb müssen Sie darauf achten, die gleiche Urteilskraft auch hier einzusetzen, Inspector Caffery. Achten Sie darauf, dass Sie erst dann urteilen, wenn Sie das ganze Bild kennen. Es wird einige Zeit dauern, aber wenn Sie alles im Blick haben, sieht es vielleicht ganz anders aus.«

Das ganze Bild: Wieder traten ihm Momentaufnahmen vor Augen. Fleas Gesicht an dem Tag, als sie mit dem neuen Wagen im Steinbruch gewesen war, die Sorgenfalten auf ihrer Stirn. Ihr Blick in dieser Nacht, als sie Mistys Leiche zu sich ins Wasser gezogen hatte. Als würde sie um Verzeihung bitten. Als hätte sie nicht gewollt, dass es so kam.

»Und noch etwas.«

Caffery hob den Kopf. »Was?«

»Etwas, woran ich Sie eigentlich nicht erinnern müsste.« Der Walking Man senkte den Kopf und strich sich über den Schnurrbart; seine Hand verbarg sein ironisches Lächeln. »Bevor Sie über einen anderen Menschen urteilen, sollten Sie immer einen Blick zurückwerfen. Vielleicht in Ihre eigene Vergangenheit?«

Caffery fixierte den Walking Man. Er wäre nicht im Geringsten überrascht, wenn der auch darüber Bescheid wüsste - über das Geheimnis, das er seit fast zehn Jahren mit sich herumtrug. Dass es in London einen Mord gegeben hatte. Er hatte dort einen Mann umgebracht, heimlich und mit bloßen Händen.

Er beugte sich vor und zog das Handy zu sich heran. Legte die Finger darauf. Er war müde, so müde. Vielleicht stimmte es, vielleicht waren Entscheidungen wirklich die Wurzel allen menschlichen Glücks - und aller

menschlichen Trauer.

»Es ist Zeit«, sagte der Walking Man. »Das wissen Sie.«

Caffery atmete tief durch und nahm das Telefon in die Hand. Er stand auf und starrte das leere Display an. »Beobachten Sie mich nicht. Okay?«

Der Walking Man lächelte ruhig und gelassen. Er senkte höflich den Kopf und streckte die Hand aus: Caffery sollte ein wenig beiseitegehen.

Caffery wandte den Bäumen den Rücken zu und ging davon. Oben am Rand des Abhangs blieb er stehen. Der Nebel hatte sich verzogen, wie der Walking Man es vorausgesagt hatte, und vor ihm öffnete sich das Land mit seinen bewaldeten Hügeln und eiszeitlichen Moränen. Weit entfernt von Bath erkannte er das noch im Dunst liegende Tal des Avon. Das Weiße Pferd bei Westbury war ein verschwommener

Fleck in der Landschaft. Weiter vorn - auf Charmy Down auf der anderen Seite des Solsbury Hill - stieg eine zweite Rauchsäule in die Luft. Wie die über dem Feuer des Walking Man, aber dunkler. Schwarz und dicht verschmutzte sie den Himmel.

Er schaltete das Handy ein, wählte Powers' Nummer und schaute zu dem schwarzen Rauch hinüber, während er auf die Verbindung wartete.

»Boss. Hab ich Sie geweckt?«

»Ja.« Powers sprach leise. Er hustete zweimal.  
»Jack, was sollte denn das nachts? Sie haben mich einfach abgehängt. Ich habe Sie zurückgerufen, aber Ihr Telefon war abgeschaltet.«

Caffery sah sich nach dem Walking Man um und vergewisserte sich, dass er nicht zuhörte. Er tat es nicht; er schaute in die andere Richtung, über das Land hinweg, und auf

seinem Gesicht lag ein leises Lächeln, als wüsste er schon, was Caffery tun würde.

»Wo haben Sie gesteckt? Die Spurensicherung dreht durch. E District hat Leute zu Ihnen nach Hause geschickt, um Sie zu suchen. Sie gehen nicht an Ihr Telefon. Die ganze Nacht haben sie es versucht.«

»Ich weiß. Ich hab die Nachrichten gesehen, die sie hinterlassen haben.«

»Ich nehme an, Sie waren bei Ihrem Informanten. Hab ich recht?«

»Ja. Er hat etwas ausgegraben.« Es wurde still.

»Es ist glaubhaft«, sagte er. »Sehr glaubhaft sogar.«

Wieder war kein Ton zu hören. Dann sagte Powers mit trockener Stimme: »Sagen Sie's mir kurz und knapp.«

»Tanner. Tanner hat auch die Kitson umgebracht.«

»Scheiße, nein. Nie im Leben.«

Caffery betrachtete die Rauchsäule. Er wusste nicht, warum, aber der Anblick tröstete ihn - dieser schwarze Rauch vom Feuer eines anderen. Als wäre die Welt am Ende doch kein so einsamer Ort. »Sie hatte einen Termin bei ihm, benutzte einen falschen Namen - wir wissen nicht, welchen. Vielleicht hat sie ihn überredet, nichts in die Akten zu nehmen, weil sie nicht wollte, dass die Presse davon erfuhr. Aber ich schlage vor, sobald alle wach und online sind, schicken Sie ein paar Bodenexperten zu Tanners Haus. Da gibt's ein paar Stellen, die sie mit dem Radar absuchen könnten.«

»Sind Sie sicher? Sind Sie absolut sicher?«

Caffery antwortete nicht sofort. Der Wind hatte den schwarzen Rauch über dem fernen Hügel erfasst und trieb ihn langsam über den Himmel. Als er diesen Mann in London tötete, hatte er seine Gründe dafür gehabt - Gründe,

die ihm immer noch gut und triftig erschienen. Auch Fleas Gründe würden klar sein, ebenso verständlich wie seine eigenen. In der Erde bei Tanners Haus war nichts. Nichts außer der Gelegenheit, ein bisschen Zeit zu schinden. Zeit für das, wovon der Walking Man gesprochen hatte: sich ein vollständiges Bild zu machen und dann zu entscheiden, ob er diese Sache auf ordnungsgemäße Weise erledigte, oder ob er Flea in Ruhe ließ, damit sie ihre eigenen Fehler begehen und büßen konnte.

»Ja«, sagte er gelassen, und dabei schien der Druck in seiner Brust ein kleines bisschen weniger zu werden. »Ich war im ganzen Leben noch nie so sicher.«

# *Impressum*

Haut: Psychothriller  
von Mo Hayder (Autor),  
Rainer Schmidt (Übersetzer)

Preis: EUR 19,95

Gebundene Ausgabe: 384 Seiten

Verlag: Goldmann Verlag (2. November 2009)

Sprache: Deutsch

ISBN-10: 3442311306

ISBN-13: 978-3442311309

Originaltitel: Skin

ebook Erstellung - Juni 2010 - TUX

